P. o. germ. 2046 e

Josua Zippleins

[d. i. Johann Andreas Wendel]

ovidianischer

P. O. germ. 2046 e

Bilderkasten,

mit

einem Caricaturgemälde,

den Zimmerspruch nach der Weltschöpfung vorstellend.

Zipplein Ovidian. Bilderkasten

Koburg und Leipzig,
in der Sinnerschen Buchhandlung.
1814.

A 1671624
40 BS

BIBLIOTHEK D. STADT. MUSEUM SALZBURG

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Einleitung, worin der Verfasser dem Leser einen Kratzfuß macht. S. 1
Erstes Bild. Die Weltschöpfung aus dem Chaos. — 13
Zweites Bild. Der Zimmermannsspruch auf dem Montblanc. — 18
Drittes Bild. Die Zeitalter, schwäbischer Patrizier und Pudel. — 31
Viertes Bild. Der Kampf der Giganten und das Katzentheater. — 40
Fünftes Bild. Wie der König Lykaon in einen Wolf verwandelt wird. Item auch von Stallmeistern. — 46
Sechstes Bild. Die Sündfluth und der große Kometenschwanz. — 57
Siebentes Bild. Wie die Menschen wieder aus Steinen entstehen. — 63
Achtes Bild. Wie die Thiere wuchsen und Apollo die große Schlange erlegt. — 68

Neuntes Bild. Wie Herr Apollo bis über die Ohren in die Daphne verliebt ist. S. 74
Zehntes Bild. Wie Jupiter nach dem Sprichwort lebt: Im Dunkeln ist gut Munkeln. — 80
Eilftes Bild. Von einem naseweisen Jungen, Namens Phaethon. — 85
Zwölftes Bild. Wie allen Wirthen zum Schwan zum Trost der erste Schwan geschaffen wurde. — 91
Dreizehntes Bild. Von der Herzensangelegenheit Jupiters mit der Callisto. — 97
Vierzehntes Bild. Wie ein Rabe gescheider ist als mancher Mensch. — 102
Funfzehntes Bild. Hier findet man allerlei wunderliches Zeug von den Weibern. — 108
Sechszehntes Bild. Von einer sehr schönen Rasse von Hofmeistern. — 116
Siebzehntes Bild. Von den Tücken der Götter und Prinzen. — 120
Achtzehntes Bild. Wie sich Merkur von dem Ritter von Lichtenstein in Liebesanträgen hätte sollen unterrichten lassen. — 123
Neunzehntes Bild. Wie Jupiter sich in einen Stier verwandelt und die Europa entführt. — 128
Zwanzigstes Bild. Kadmus säet Schlangenzähne, aus denen geharnischte Männer empor wachsen. — 135
Ein und zwanzigstes Bild. Wie dem Aktäon Hörner aufgesetzt werden. Item auch von Besenstielen, Spatzen und Wachteln. — 141

Zwei und zwanzigstes Bild. Von der Geburt des Bacchus und dem Junker von Schweinigel. S. 146

Drei und zwanzigstes Bild. Von der Verwandlung der Männer in Weiber und umgekehrt. — 148

Vier und zwanzigstes Bild. Wie der Junker Narcissus in eine Blume verwandelt wird, und ihm ein Kapuziner eine Leichenpredigt hält. — 151

Fünf und zwanzigstes Bild. Von dem Gott Bacchus, dem König Pentheus, und den Caffeetrinkern, die auf Eseln reiten müssen. — 159

Sechs und zwanzigstes Bild. Von den Töchtern des Minyas, die in Fledermäuse verwandelt werden. — 163

Sieben und zwanzigstes Bild. Von dem beweglichen Tode des Pyramus und der Thisbe. — 166

Acht und zwanzigstes Bild. Von der Buhlschaft der Venus mit dem Mars. — 172

Neun und zwanzigstes Bild. Von der Entstehung des Weihrauchs und der Sonnenblume. — 177

Dreißigstes Bild. Von der Nymphe Salmacis und ihrer Moralität nach fichteschen Principien. — 180

Ein und dreißigstes Bild. Von der Hölle der Alten und der Narrheit des großen Scaliger. — 183

Zwei und dreißigstes Bild. Von der

Verwandlung des Kadmus in eine Schlange und seinem Verdienst um die ABC-Bücher. S. 189
Drei und dreißigstes Bild. Von den wunderbaren Abentheuern des Ritters Perseus. — 194
Vier und dreißigstes Bild. Von dem Wettstreit der Musen mit den Pieriden. — 203
Fünf und dreißigstes Bild. Von der Entführung der Prinzessin Proserpina. — 209
Sechs und dreißigstes Bild. Wie die Kunstweberin Arachne in eine Spinne verwandelt wird. — 217
Sieben und dreißigstes Bild. Von der Bestrafung der Niobe und der Geduld des Onkels Toby. — 220
Acht und dreißigstes Bild. Wie Bauern zu Fröschen werden, und Apoll dem Marsyas die Haut abzieht. — 223
Neun und dreißigstes Bild. Wie die Nachtigall, die Schwalbe und der Wiedhopf aus Verwandlungen entstehen. — 226
Vierzigstes Bild. Von der Entführung der Orithyia durch den Nordwind und ihren beflügelten Söhnen. — 229
Ein und vierzigstes Bild. Von der Eroberung des goldenen Vließes und der Zauberin Medea. — 232
Zwei und vierzigstes Bild. Wie Theseus Unthiere, Riesen und gewaltige Männer bezwingt. — 240
Drei und vierzigstes Bild. Wie Amei-

sen zu Menschen werden, welche noch vorhanden sind. S. 246
Vier und vierzigstes Bild. Von einem zärtlichen Ehepaar, das sich vor lauter Narrheit nicht in die Ehe zu finden weiß. — 249
Fünf und vierzigstes Bild. Von dem König Nisus, dessen Schicksal an einem Haar hing. — 255
Sechs und vierzigstes Bild. Wie Theseus den Minotaurus im Labyrinthe erlegt und die Prinzessin Ariadne entführt. — 264
Sieben und vierzigstes Bild. Von dem Tausendkünstler Dädalus. — 272
Acht und vierzigstes Bild. Von den Thaten und dem Tod des Jägers Meleager. — 277
Neun und vierzigstes Bild. Wie schöne Jungfern zu Inseln werden. — 284
Funfzigstes Bild. Philemon und Baucis, oder das Muster aller Wirthe. — 287
Ein und funfzigstes Bild. Von den Verwandlungen des Gottes Proteus, Achelous und der Mestra. — 292
Zwei und funfzigstes Bild. Des Herkules Heirath und Tod. — 296
Drei und funfzigstes Bild. Von der Geburt des Herkules und der Physiognomik der Hermelinschwänze. — 299
Vier und funfzigstes Bild. Von der Verwandlung der Dryope in einen Baum, und der Verjüngung des Jolaus. — 303
Fünf und funfzigstes Bild. Von den

Zwillingen Caunus und Byblis und der grönländischen Poesie. S. 307
Sechs und funfzigstes Bild. Von der Verwandlung des Mädchens Iphis in einen Jüngling. — 310
Sieben und funfzigstes Bild. Von den Schicksalen des Dichters Orpheus und seiner Reise in die Hölle. — 313
Acht und funfzigstes Bild. Von den Pagen Cyparissus und Hyacinthus und dem Claus Narren. — 319
Neun und funfzigstes Bild. Von den unzüchtigen Propötiden und den Cerasten mit Ochsenhörnern. — 322
Sechzigstes Bild. Von dem Pygmalion und seiner schönen Frau aus Elfenbein. — 325
Ein und sechzigstes Bild. Von dem schönen Adonis und den jüdischen Zierbengeln. — 329
Zwei und sechzigstes Bild. Von der Prinzessin Atalanta, der Turandot der alten Welt. — 334
Drei und sechzigstes Bild. Von den Verdiensten und Eselsohren des Königs Midas. — 338
Vier und sechzigstes Bild. Wie Apollo und Neptun Baumeister werden, ingleichen von dem Propheten Jona. — 342
Fünf und sechzigstes Bild. Von den Verwandlungen der Götter Thetis während der Brautwerberei des Peleus. — 347
Sechs und sechzigstes Bild. Von Prinzen, deren Reichthum in Ochsen und Schafen besteht, und der leipziger philosophischen Facultät. — 350

Sieben und sechzigstes Bild. Von der Verwandlung des Ceyx und der Halcyone in Eisvögel. S. 353
Acht und sechzigstes Bild. Von einem unglücklich liebenden Prinzen, der in einen Taucher verwandelt wird. — 359
Neun und sechzigstes Bild. Von den Begebenheiten auf der Jahrt der Griechen nach Troja und dem getreuen Lottopropheten. — 362
Siebenzigstes Bild. Von dem tapfern Helden Cygnus und seinem beweglichen Ende. — 369
Ein und siebenzigstes Bild. Von der Verwandlung der bildschönen Mamsell Cänis in einen schuß- und hiebfesten Mann. — 374
Zwei und siebenzigstes Bild. Von dem Vagabundenleben des Herkules und seiner Tugend. — 378
Drei und siebenzigstes Bild. Von dem Tode Achills und seinen prächtigen Waffen und Pferden; ferner wie Ajax in eine Hyacinthe verwandelt wird. — 381
Vier und siebenzigstes Bild. Von Troja's Eroberung und dem jämmerlichen Schicksal der Trojaner. — 386
Fünf und siebenzigstes Bild. Von den wunderbaren Abentheuern des tapfern Helden Aeneas. — 390
Sechs und siebenzigstes Bild. Die Geschichte der Scylla, des Glaucus, und des Acis und der Galatea; ingleichen auch von dem Cyclopen Polyphem und dem Dichter Petrarca. — 400
Sieben und siebenzigstes Bild. Von

der schönen Pomona und dem Gott Vertumnus. S. 404
Acht und siebenzigstes Bild. Die Vergötterung des Königs Romulus und seiner Gemahlin. — 408
Neun und siebenzigstes Bild. Von den mannigfaltigen Wundern, welche sich um die Geschichte des Königs Numa herumlagern. — 412
Achtzigstes und letztes Bild. Von dem Gott Aesculap und der Vergötterung Cäsars. — 417

Erklärung wegen des Kupfers.

Die Entfernung des Verfassers von dem Künstler hat einige Veränderungen in dem Kupfer veranlaßt, so daß es mit dem Text nicht ganz übereinstimmt; so hat z. B. Aesop keine Harlekinskleider an, der musikalische Chor steht zur Seite und nicht unter dem Zimmergesellen, auch finden sich einige Militärfiguren, deren nicht gedacht wird: indessen sind dieses Kleinigkeiten, da das Ganze im Uebrigen der Beschreibung vollkommen entspricht.

BIBLIOTHEK D. STÄDT. MUSEUM SALZBURG
Bayerische Staatsbibliothek München

Einleitung,

worin der Verfasser dem Leser einen Kratzfuß macht.

Schon zu der Zeit, als ich noch Rector an der Stadtschule zu Schnackenburg war, hatte ich den Plan, von Ovids Verwandlungen eine kritische Ausgabe zu veranstalten, um wie Bentley am Horaz, so am Ovid zum Heiland zu werden *). Da ich aber von ungefähr einmal des Engländers Underwood Testament zu lesen bekam, worin dieser im Jahre 1733 verstorbene Sonderling befahl, ihn mit dem bentleyischen Horaz unter dem Hintern (salva venia!) zu begraben **), so gab

*) Herr Professor Mitscherlich nennt bekanntlich den englischen Kritiker Bentley den horazischen Heiland (Horatii Sospitatorem). Man sehe S. CXLVI seiner Vorrede zum Horaz.

**) Im fünften Paragraphen von Underwood's Testamente heißt es: Soll man mich mit meinen gewöhnlichen Kleidern in den Sarg, und Sanadon's Horaz unter den Kopf, Bentley's Milton zu Fü-

ich diesen Plan auf, um nicht zum **Märtyrer** am Ovid zu werden, denn es hätte ja leicht irgend einem Generalprofoßen einfallen können, sich mit meinem Ovid unter den Posterioribus zur Erde bestatten zu lassen. Indessen hatte ich doch immer an dem närrischen Verwandlungs-Guckkasten meine größte Freude, und trug mich immer mit der Idee herum, ihn auf irgend eine Art meinen lieben deutschen Landsleuten vorzuzeigen. Ich habe mich nun wirklich zu diesem **mühsamen** Geschäfte entschlossen (denn es ist keine Kleinigkeit, mit einem Guckkasten in ganz Deutschland herumzulaufen), habe bereits auch alle Kupfer dazu (wovon eins als Probe mitfolgt) entworfen und stechen lassen, und werde dann nächstens auf allen deutschen Messen, Märkten, Kirchweihen und Vogelschießen anzutreffen seyn, wo ich mir dann zahlreichen Zuspruch erbitte.

Hier folgen einstweilen diejenigen Erklärungen, Noten, Sprüche und Predigten, die ich während jeder einzelnen Vorstellung den Zuschauern als unentgeldliche Zugabe mittheilen werde, denn ich glaube, man wird auf diese Art, wenn

ßen, ein kleines griechisches Testament zur rechten, und eine kleine Ausgabe des Horaz zur linken Hand, und **Bentley's Horaz unter den Hintern legen.**

man eine zu hörende Predigt oder Vorlesung vorher lesen kann, weniger betrogen, als wenn man sich auf gut Glück hinstellen und erwarten muß, was man zu hören bekommt. Aengstliche Personen können übrigens auch sogleich abnehmen, ob ich bei meinen Bildern den Hosenmaler *) gespielt, oder die Natur in ihrer Sansculotten-Gestalt hingestellt habe. Herr Reiske, seeligen Andenkens, ereiferte sich einst gewaltig über einen Rezensenten, der ihn getadelt hatte, daß in seiner Uebersetzung des Demosthenes von dem höchstseligen König Philipp von Macedonien die Worte vorkamen: Philippus, der macedonische Racker; gleicher Gestalt könnte mein Zorn sehr leicht gegen alle diejenigen Kritiker entbrennen, die das: Naturalia non sunt turpia, bis auf die geringste Kleinigkeit bestreiten, dagegen die gelehrte Jugend mit den saftigen,

*) So heißen in Italien diejenigen Schmierer (ich glaube Herr von Matthison erzählt es), welche die Meisterwerke großer Künstler durch Drappirungen verunstalten, damit die Tugend an den nackten Figuren kein Aergerniß nehme. Dieser Name kam seit der Zeit auf, als ein frömmelnder Pabst die nackten Figuren in dem jüngsten Gericht des Michael Angelo mit solchen Schürzen und Hosen versehen ließ.

derben alten Klassikern in der phantasiereichsten Zeit des Lebens fast zu Tode füttern.

Um Abschied von den deutschen Musen und Grazien zu nehmen, hat ohnlängst ein ehemaliger Herr Collega von mir, der Herr Aug. Friedr. Wolf, die Acharner des Aristophanes ins Deutsche übersetzt, welches Kohlenbrenner waren, auf deren Gebiet die größten Esel in ganz Attika gezogen wurden. [Man lese hierüber seine Vorrede zu erwähnter Uebersetzung S. IV und VIII]. Man sieht's, die deutschen Musen und Grazien dürfen durchaus nicht vornehm thun, sondern müssen sich auch das schlechteste Vergißmeinnicht gefallen lassen, und bald wird, wenigstens unter den deutschen Philologen, die Sitte aufkommen, Esel daneben zu malen, wenn man sich in das Stammbuch eines guten Freundes einschreibt. Dem sey nun, wie ihm wolle, so ergiebt sich wenigstens so viel, daß die Philologen närrische Kerls sind, und sehr leicht auf die Sprünge des gelehrten Schurzfleisch verfallen, der einen reisenden Drahtzieher für einen Thrazier hielt, und dem gemäß griechisch anredete, wovon der arme Teufel leider kein Wort verstand. Meine Herren Zuschauer und Frauen, Jungfern und Mamsellen Zuschauerinnen müssen mir also etwas zu gut halten, wenn

ich nicht immer nach ihrer Meinung predige, und mit unter in die Pedanterei deutscher Silbenstecher und Wurzelkrämer (Philologen) verfalle. Als der Bischoff Vergilius einst Gegenfüßler statuirte, hielt dieß der Bischoff Bonifacius von Mainz für eine so große Ketzerei, daß er sie dem Pabst Zacharias anzeigte und es so weit brachte, daß Vergilius seines Amtes entsetzt wurde. Wollte ich also in meiner Vermessenheit so weit gehen, daß ich gar in eigener Person den Gegenfüßler deutscher Philologen spielte, so könnten mich diese leicht in ihrem Zorn dazu verdammen, daß ich ihren Schulesel reiten müßte. Indessen nehme ich diesen guten Leuten ihre Schulfüchserei seit der Zeit weniger übel, als man mir erzählte, daß der große Jurist Böhmer sich so sehr zu einem leibhaftigen Corpus juris gemacht habe, daß er alle seine Reden, Bemerkungen und Gedanken mit den Worten anfing: „es wolle mich bedünken, als ob u. s. w." damit er sich im Fall der Noth überall herausreden könne; als ihn daher einst ein Floh stach, sagte er auch juristisch: „es wolle mich bedünken, als ob mich ein Floh steche!" gleichsam als ob ihn der Floh injuriarum belangen werde, und er sich um so leichter herausreden möge. Das war doch in seiner Art eben so schön, als wenn ein stummer Colonistensohn in der Ge=

gend des Caps der guten Hoffnung, der bloß durch Gebehrden sprach, die Buschmänner durch die Art bezeichnete, wie sie die S. V. Läuse zwischen den beiden Daumennägeln entzwei knicken *). Auch habe ich einen Philologen gekannt, dessen liebste Unterhaltung die Phthirophagen (Läusefresser) waren, und jedem Fremden, der zu ihm kam, umständlich erzählte, daß es keinen schwierigern Punkt in der alten Geographie als jene Völkerschaft gebe, weil Ptolemäus, Plinius und Herodot durchaus nicht über den Sitz dieser Völkerschaft vereinigt werden könnten, indem sie der eine an die Wolga, der andere an den Kaukasus und der dritte Gott weiß wohin versetzte. — Doch, statt die Philologen zu entschuldigen, habe ich nur noch mehr dumme Streiche in meiner eigenen philologischen Person gemacht.

*) Adelung gestattet nur knicken in dieser Redensart. Anmerk. für die Herren Rezensenten. Freilich sollte ein gesitteter Mensch, zu welchen ich doch wohl mit zu zählen bin, solche Ausdrücke und Redensarten, als obige ist, gar nicht im Munde führen, aber ich glaube dadurch nur desto mehr ein Liebling meiner guten Landsleute zu werden, da ihnen dergleichen Sachen an dem Herrn Jean Paul und anderen so ausnehmend gefallen. Anmerk. für das deutsche Publikum.

Es ist wirklich wahr: man kann von der philologischen Pedanterei, wenn man einmal davon angesteckt ist, nicht so leicht loskommen, und wenn man ja losgekommen zu seyn glaubt, so sind einem die Hinterbacken an dem Felsen sitzen geblieben wie dem gefesselten Pirithous, als ihn Herkules aus der Unterwelt, wo er mit 300 Ketten an einen Felsen geschmiedet war, befreiete! Denn man geräth gar zu leicht in die Fußstapfen des Engländers Baxter, der die Stelle des Horaz Epod. II, 16: Aut tondet infirmas oves so nahm, als ob die Schaafe den Durchfall hätten, und man ihnen die Wolle am Hinterkastell abscheeren müsse, damit sie keine schmutzigen Hosen bekämen. Um ihrer Gelehrsamkeit Deficit zu decken, matzhammeln die Philologen eben so wie die Schichtmeister, und führen blinde Häuer (woraus ich nicht nach Schröters Beispiel Hüner zu machen bitte) auf, um eine große Spezification darlegen zu können *). So glaubte Johann Friedrich Reiman in jenen Worten des Tacitus: Tuisto origo gentis Deus terra editus, Tuistonis filius Mannus conditor nostrae

*) Matzhammeln heißt im Bergbau betrügen, wenn der Schichtmeister Schichten und Arbeiten im Register aufführt und anrechnet, die nicht geschehen sind.

gentis" nichts als altes Deutsch zu finden, das Tacitus mißverstanden habe, und eigentlich ein Lied über die römischen Legionen gewesen sey, folgender Art:

Dó iß de arge Kuz
Der uhs verödet dût Huß,
Do is schone vele Mans
Kan dei derknastern ganz.

Sultan Soliman II versprach demjenigen Christen, der ihm Rhodus durch Verrätherei überlieferte, seine Prinzessinn Tochter mit einer ansehnlichen Mitgift. Als sich dazu jemand fand, der Plan auch ausgeführt wurde, und der Verräther nun seine Braut verlangte, sagte Soliman, er müsse erst einen Muhamedaner von außen und innen aus ihm machen, ehe er ihn zum Eidam annehmen könne, und ließ ihm demgemäß die ganze Haut lebendig abziehen und ihn hierauf in ein mit Salz bestreutes Bett legen; alsdann solle man ihm seine Braut zuführen. Leider starb der Unglückliche aber über dieser Operation, denn nicht jeder weiß die Haut so leicht abzuziehen wie Herr von Münchhausen, der einem lebendigen Fuchs einen Kreuzschnitt vorn an der Stirne machte, ihn dann beim Schwanz hielt und auf die Hinterbacken peitschte, worauf denn der Fuchs zur Haut hinaussprang und sie dem originellen Abstreifer

als Beute zurück ließ. So will ich also auch in meiner philologischen Haut nun ein für allemal stecken bleiben, denn ich wüßte nicht, welchen Balg ich sonst wohl anziehen möchte: der philosophische Balg taugt heut zu Tage gerade so viel als der eines Hasen um Johannis, der dichterische ist zwar derb wie der eines Dachsen, aber man muß dabei auch von seinem eigenen Fette leben können wie der Dachs, und die Aalhaut der heutigen Weltleute, die sich so leicht aus allen Widerwärtigkeiten hinauszuwinden verstehen, möchte demjenigen nicht wohl anstehen, der seinen höchsten Ruhm darein setzen würde, mit Aufrichtigkeit und Geradheit durch die Welt zu wandern.

Es ist eigentlich ein gar schöner Beruf, ein Schriftsteller zu seyn, aber wenn ich den größten Theil meiner Herren Kollegen betrachte, so finde ich ihn sehr jämmerlich, elend und bejammernswürdig: Speichelleckerei und Unkunde der Welt, Großthuerei bei kleinlichen Talenten, Machtsprüche für die Welt, und Armuth und Einfalt in allen Winkeln des Hauses, kurz Verächtlichkeit in allen Beziehungen charakterisiren die meisten unserer jetzigen Federhelden. Was das Schlimmste ist, so sind die meisten Rezensenten eben nicht viel besser, ja gar oft stehen sie viel niedriger

als die Verfasser selbst, deren Werke sie kritisiren. Da möchte ich denn ein Archilochus seyn, der mit seinen beißenden Jamben den Lykambes so sehr ärgerte, daß er sich erhing: alle Monate wollte ich dann ein halbes Schock unserer schlechten Schriftsteller und Rezensenten zum Erhängen zwingen. Das würde in einigen Jahren eine große Menge von unsern literarischen Galgenschwengeln in die andere Welt hinüber spediren.

Freilich gibt es vielerlei Arten von Geschmack in der Welt, und es muß daher auch einen literarischen und ästhetischen Wurmsaamengeschmack geben, aber man darf es nur niemanden wehren, darüber zu lachen. So ist den nordamerikanischen Indianern folgendes die liebste Speise: Sie kochen die aus den Mägen der Hirsche genommenen halb verdauten Kräuter und Moose in Wasser zu Mus, setzen Blut und feinzerschnittenes Fett hinzu, schütten dieß Gemisch in den Magen des Thiers zurück, und lassen es mehrere Tage darin bei langsamem Feuer zusammen gähren. Welcher Europäer würde nicht darüber lachen, und sich sehr weigern, wenn er davon essen sollte?

In der Schleifordnung der Böttchergesellen (auch Büttner, Küfer u. s. w. genannt) sagt der Schleifpfaff, wenn er den Ziegenschurz (den

zum Gesellen zu machenden Lehrling) auf den Tisch gelegt hat:

Ich schwing mich auf mit Gottes Glück,
Vor diesem Ziegenschurz ich nicht erschrick,
Er sey gleich kurz, lang, oder dick,
So will ich ihn schleifen alle Augenblick;
Er sey gleich arm oder reich,
So soll er werden einem ehrlichen Gesellen
gleich.

So will ich denn auch mit Gottes Glück der Schleifpfaff des Dichters Ovidius werden, ihm seine rauhen Ecken, Sommersprossen, allzu langen Perückenzipfel und breiten Rockschöße abschleifen, und ihn zu einem so ehrlichen Gesellen machen, daß er sich überall mit guter Manier sehen lassen kann. Es liegt viel Schönes, Lustiges und Mannigfaltiges in den wunderlichen Verwandlungsgeschichten, die er uns aus der alten Fabelwelt mittheilt, und es war eigentlich nur seine antike Form, welche die große Welt (ich verstehe darunter nur das Gegentheil der Philologen) von einer nähern Bekanntschaft mit ihm zurückscheuchte. Ob ich ihm nun einen gescheidern Rock angezogen habe? — —

Lieber Leser, sollte ich dem wackern Ovidius auch nur meinen zippleinischen Schlafrock umgehängt haben, so laß es gut seyn, und habe den

Dichter nur um so lieber! Mir ist allemal da am wohlsten, wenn ich zu einem ehrlichen Mann von altem Schrot und Korn komme, der den Schlafrock an und eine weiße Hauskappe auf hat. Die Verdorbenheit der jetzigen Welt soll freilich, wie eine Dame behauptet, davon herrühren, daß sich die Großen zu oft im Fracke unter ihren Unterthanen zeigten. Aber mit seinem Schlafrock wird Ovidius ein solches Unglück nicht anstiften. Lebe wohl!

Erstes Bild.

Die Weltschöpfung aus dem Chaos.

Daß aus nichts etwas wird, sehen wir gar häufig in der Welt. So wird aus einem Bedienten zuweilen ein geheimer Rath, aus einer Magd eine gnädige Frau, und aus einem dummen Junker ein hochgelahrter und hochgebietender Präsident. Der Dichter Ovidius aber, als blinder Heide, glaubt nicht, daß die Gottheit aus nichts eine Welt schaffen könne, und fängt daher die Gallerie seiner Verwandlungen mit dem Chaos an. Dieses wunderbare Wesen war nach seiner (und auch anderer alten Dichter) Behauptung eine Masse, in welcher die Urstoffe aller Dinge in bunter Mischung auf und neben einander lagen und schwammen: aus diesem Chaos erst schuf irgend ein Gott oder die Natur *) die

*) Man bittet, uns in dem nicht zu verketzern, was wir dem Dichter nacherzählen.

Welt sammt Menschen, Thieren und Pflanzen. Unsere Naturphilosophen, die in ihrem Gehirne die höchste Weisheit mit der gediegensten Dichtkunst vereinigen, könnten uns ein schönes Experiment: die Nachahmung des Chaos vorstellend, machen, wenn sie irgend eine große Apotheke ganz ausplünderten (sie verstehen sich nämlich gar gut auf das Plündern, besonders griechischer und scholastischer Philosophen), alle Gläser, Büchsen und Schachteln in eine große Braupfanne ausleerten, ein Paar Säcke Mehl dazu schütteten (damit auch grobe Masse dabei wäre) und statt des Weltgeistes, der in den blinden Elementen nach ihrer Behauptung zu finden seyn soll, die Gehirne von einigen großen Meistern ihrer Sekte hinzusetzten: da mußte dann nothwendig die große Entwickelung des Weltalls verkleinert anzuschauen seyn, und eine Idee nach der andern würde aus dem wilden Brei als Blase in die Höhe steigen.

Luft, Meer und Erde waren in dem Chaos neben und in einander: man konnte auf der Erde nicht stehen, und in dem Meere nicht schwimmen. Gott oder die Natur schied nun die Elemente von einander, wies den Gestirnen, der Luft, dem Meere und der Erde ihre besondern Plätze an, und schuf Berge, Thäler und Wäl-

der, Seen und Quellen: die Wolken wurden mit Gewittermaterie erfüllt, und die vier Weltgegenden bekamen ihre Winde. Als hierauf auch die Fische, Landthiere und Vögel erschaffen waren, wurde der Mensch fabrizirt. Unser Ovidius ist ungewiß, ob er den Menschen von der Gottheit oder von dem Tausendkünstler Prometheus soll erschaffen seyn lassen. Wahrscheinlich dachte er an unsere neueren Philosophen, welche behaupten, der Gottheit sey das Experiment mit dem Menschen mißlungen, und wagte es daher nicht, der Gottheit solche Stümperei geradezu in den Busen zu schieben. Seine Worte sind: „Entweder schuf der Werkmeister der Welt den Menschen aus göttlichem Stoff, oder die erst kürzlich vom Aether (von der Göttermaterie) abgeschiedene Erde behielt etwas Samen von dem verwandten Himmel zurück, woraus dann Prometheus die erhabene, göttergleiche Menschenfigur verfertigte, indem er durch hinzugeschüttetes Flußwasser die Erde weich und zum Bilden brauchbar gemacht hatte.“

Will man aus diesen Behauptungen des Dichters etwa das maliziöse Resultat ziehen, die Menschheit sey eine dreckige Geschichte, so kann ich zu seiner Verwahrung weiter nichts beibringen, als daß auch in der Bibel der Mensch aus

einem Erdenkloße fabrizirt wird. Sehe ich das närrische Thun und Treiben der Menschen an, so kommen sie mir auch nicht anders als thönerne Puppen vor, die ein schelmischer Poltergeist zur Kurzweil mit Leben versehen hat. So gilt in England das alte Gesetz, daß, wenn ein Diebstahl über einen Schilling beträgt, der Dieb gehängt werden muß: als man dieß Gesetz gab, galt der Schilling funfzigmal mehr als jetzt, und daher sagt der Rechtsgelehrte Spelman mit Recht, das, was zum Leben gehöre, sey zwar ungeheuer theuer, das Leben selbst aber beträchtlich wohlfeiler geworden. Wir Menschen selbst thun nicht, als ob das Leben das Geschenk einer Gottheit sey.

Als Prometheus den Menschen verfertigte, sagen die alten Fabeln, legte er ihm von jedem Thier eine Eigenschaft bei, weßhalb auch umgekehrter oder verkehrter Weise die neuern Naturphilosophen die Thiere den zersplitterten Menschen nennen. Daher kommt es wohl, daß in dem Menschen so widersprechende Anlagen gefunden werden. Peter der Große, der Culturstifter Rußlands, hörte bei seinem Aufenthalte in Königsberg im Jahre 1693, daß man in Preußen die Mörder rädere, und da er diese Strafe noch nie gesehen hatte, so bat er, man möchte doch zur Befriedigung seiner Neugierde

eine kleine Probe der Art anstellen. Man antwortete ihm, es sey jetzt kein Verbrecher vorhanden, der diese Strafe verdient habe. „Ei, so nehmt einen von meinen Leuten, und rädert ihn!" erwiederte der **culturreiche** Czar mit Lebhaftigkeit: es kostete den Preußen keine geringe Mühe, ihn von diesem **humanen** Einfall zurück zu bringen.

Haben wir nun auch in Rücksicht unserer geistigen Eigenschaften weiter nichts vor den Thieren voraus, als daß wir das vereint besitzen, was ihnen einzeln zugetheilt ist, so haben wir doch den Vorzug, daß wir durch ein Gläschen Schnaps unser Herz und unsere Zunge verdoppeln, ja sogar vervier- und vervielfachen können. Daher sagte ein Utavas-Indianer, der Rum müsse ein Extract aus Zungen und Herzen seyn, denn wenn er dieß starke Wasser getrunken habe, so fürchte er sich vor nichts, und rede, daß es ein Wunder sey. Nichts beweist auch unsere Menschlichkeit mehr, als eben das Laster der Trunkenheit, und daher bat einst Taubmann, als er über seinen Appetit zum Saufen genöthigt wurde, man möge ihm das Jus bovinum (Ochsenrecht) zu statten kommen lassen, indem ein Ochse nie mehr trinke, als er Durst habe. Deßhalb ist es sehr passend, daß, so wie wir einst

kaiserlich privilegirte Zeitungen, Tabaksfabriken u. dgl. besäßen, die Türken kaiserlich privilegirte Trunkenbolde haben. Das sind solche Leute, die dreimal betrunken auf der Straße liegen geblieben und jedesmal dafür bestraft worden sind; beim viertenmal werden sie als unverbesserlich betrachtet, bekommen den Namen eines kaiserlichen Trunkenbolds, und werden ganz säuberlich behandelt, bis sie den Rausch ausgeschlafen haben. Wahrscheinlich, weil in dem Kopfe des Betrunkenen die Gedanken ein Chaos vorstellen, und er sich doch begeistert und beflügelt fühlt, hat der alte Schalk Aristophanes dem Chaos Flügel beigelegt.

Zweites Bild.

Der Zimmermannsspruch auf dem Montblanc.

(Hierzu gehört das Kupfer.)

Unter allen Handwerksgebräuchen in der Welt hat mir der immer am besten gefallen, daß die

Zimmerleute einen Spruch thun, wenn sie ein neues Haus aufgerichtet haben. Der Mensch freut sich da allemal am meisten, wenn er ein Produkt seiner Kunst und Geschicklichkeit fertig hat, besieht es von allen Seiten, hat sein Vergnügen daran, wenn es Andere auch betrachten und loben, und ist im Herzen voll Poesie. Was andere nun in aller Stille feiern, das feiert der Zimmermeister laut und vor aller Welt, rühmt sich öffentlich seiner Geschicklichkeit und des hohen ehrwürdigen Alters seiner Kunst, bringt dabei zur Kurzweil seine alten hergebrachten Schwänke vor, trinkt auf die Gesundheit seines Bauherrn, und läßt die ganze Welt sammt ihren Kaisern, Königen und Fürsten hoch leben. Ein solches Vergnügen, meine ich, hat nun auch (um mit unserm Dichter in einerlei Sprache zu bleiben) der Baumeister der Welt *) gehabt, als er das Universum vollendet hatte, und daher stelle ich mir vor, daß er nothwendigerweise einem seiner Gesellen den Auftrag gab, auf jedem bewohnbaren Planet einen Zimmermannsspruch zu halten. Für unsere Erde nahm sein Gesell den Standpunkt auf dem Montblanc. Beiliegendes Kupfer gibt von der einen Seite eine Uebersicht des Audito-

*) Man kann sich darunter etwa die Natur sammt ihrem Herrn Gemahl denken.

riums bei dieser Bergpredigt. Der Zimmergesell hat nämlich den Montblanc (der damals noch ohne Schnee war) erstiegen, wischt sich den Schweiß von der Stirne, und wird demnächst seinen Spruch thun. Unmittelbar unter ihm bemerkt man einen musikalischen Chor, der der Feierlichkeit den Ausschlag geben wird. Von allen Menschen-Gattungen und Geschlechtern hat die Natur Zuschauer und Zuhörer am Berge versammelt, und dabei ihrer Schalkhaftigkeit freien Spielraum gelassen. Es sind indessen nicht die wirklichen Menschen, wie sie einst auf der Erde wallen sollen, sondern nur ihre Urbilder und Geister, einstweilen aus dem Geistermagazin der Natur hervorgeholt, und mit Körpern aus dem Bauschutt der Schöpfung versehen. Da sieht man im Vordergrunde einen Leipziger Stutzer, der Madame Eva am Arme führt; Herr Adam schlendert hinter drein, trägt einen Stockregenschirm, und scheint dem Cain eine väterliche Ermahnung zu geben, der nebst seinem Bruder Abel in paradiesischer Kindheit mitgelaufen kommt. Eine Gesellschaft tritt ihnen entgegen, und bewillkommt sie. Es ist ein dicker Pater Kapuziner mit der Griechin Aspasia; der Tyroler Wastel, mit Teppichen auf, Werthers Leiden unter, und einer dicken Stallmagd an dem Ar-

me; der Ritter Zimmermann mit dem Symbol des Arztes (der Klystierspritze) in der Hand, und die keusche Susanna; nebst einem Gefolge von Kammerherren, Hofdamen, Postillons d'amour, Mohren, Schornsteinfegern u. s. w. Hinter und zwischen diesen beiden ankommenden Gruppen bemerkt man eine unzählige Gesellschaft in der buntesten Mischung. Da sitzen die heiligen Erzväter und beweisen, daß ihnen die Bibel allzugroße Frauenliebe nicht mit Unrecht Schuld gibt: sie lassen sich von Damen umarmen und herzen, die man fast für Berliner Freudenmädchen halten möchte. Götz von Berlichingen spricht mit Herrn von Kotzebue über den Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn, und scheint fast Thätlichkeiten gegen den guten Schauspieldichter im Schilde zu führen. Auf der andern Seite umringen Kalmucken voll Verwunderung einen lutherischen Generalsuperintendenten, Chinesen stehen bei dem gehörnten Siegfried, und der Ritter von der traurigen Gestalt, Don Quixotte, hat Männer um sich, die Seifenblasen machen. Da diese mit einer spitzigen Nase und dicken Kinnbacken, d. h. mit der Physiognomie der Naseweisheit, Superklugheit und Grobheit abgebildet sind, so sollen sie wahrscheinlich Naturphilosophen vorstellen. Homer steht ebenfalls hier und lacht dem

Professor Wolf ins Gesicht; Aesop hat sich in Harlekinskleider gesteckt, um desto mehr Aufsehen mit seiner Fabelnweisheit zu machen, indessen sind die beiden Haiducken oder Militäre, denen er sie vorträgt, fast unempfindlich gegen den buntscheckigen Professor. Damit es der großen Menge von Zuschauern, die hier aus Nationen aller Zeiten, aus allerlei Ständen und Gewerken, aus Wohl- und Uebelgebornen, Gnädigen und Grimmigen, Hoch- und Unwürdigen, Excellenzen und Fuchsschwänzen versammelt ist *), nicht an Erfrischungen fehlt, so sind die Leviten emsig bemüht, Bratwürste zu braten und zu verkaufen, der Philosoph Plato hat eine Schnapsboutique aufgeschlagen, der Dichter Anakreon handelt mit nürnber-

*) Auf der einen Seite stehen die Repräsentanten der uncultivirten Völker auf einer Anhöhe, und auf dem gegenüberstehenden Bergrücken bemerkt man Käs- und Buchhändler, Nachtwächter und Propheten, Studenten und Poltrons, Grobianer und Postbediente, Schauspieler und Säutreiber, Matrosen und Haderlumpenweiber, Kupplerinnen und vestalische Jungfrauen, Rezensenten und Eulenspiegel, Scheerenschleifer und Tanzmeister, Musikanten und Eselstreiber, Cicero geht mit einem Tabuletkram umher, Hannibal hat einen Bündel Stockdegen zum Verkauf u. s. w.

ger Pfefferkuchen, und was dergleichen noch mehr ist. Nach und nach wird es ruhig, der Zimmergeselle räuspert sich, und hält seinen Spruch, wie hier folgt.

Zimmermannsspruch auf dem Montblanc.

Meinen Dienst und Gruß zuvor, insonders geehrte Herren und sämmtliche Personen, die unter mir stehen und sehen anheute, daß dieser Bau, den wir haben gemacht, von uns glücklich zu Ende gebracht!

Allhier bin ich aufgestiegen und geschritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, so wär' ich herauf geritten,
Weil ich nun aber habe kein Pferd,
So ist es nicht viel Sagens werth.
Denn könnt' ich fliegen wie ein Schwan,
Und krähen wie ein Gockel-Hahn,
Mausen wie eine Katz, lieben wie ein Spatz,
So wär' ich aller Jungfern ihr Schatz.
Gott grüß euch allhie insgemein,
Wie viel allhie versammlet seyn,
Frauen und Jungfrauen, groß und klein,
Sollen alle von mir gegrüßet seyn,
Meine ich eine oder die andere nicht,
So wär' ich ein rechtschaffener Zimmergesell nicht.

Ich bitt' euch, ihr Herren, ihr wollet nicht
lachen,
Wann ich meinen Spruch nicht recht thu'
machen,
Denn gestern Abends, als ich wollt' studiren,
Da thät' mich eine schöne Jungfer vexiren,
Da ließ ich mein Studiren alsbald seyn,
Und ging zu der Jungfer in die Kammer hinein,
Allwo ich die ganze Nacht bin gesessen,
Und hab' mein Studiren ganz und gar vergessen.
Wir haben nun endlich mit großem Bedacht,
Den Weltenbau zu Stand gebracht,
Meister und Gesellen haben keinen Fleiß daran
gespart,
An diesem Bau ist alles wohl verwahrt.
Blickt auf in des Himmels schönes Blau,
Betrachtet die Blumen auf der Wiesenau,
Seht in der Ströme klare Wellen,
Und wie Sterne die lieblichen Nächte erhellen,
Wenn die Sonne in den Ozean sinkt,
Und Luna's Silbergehörn bald blinkt:
So wird euch nach Stand und Ehren Allen
Dieser schöne Weltbau gewiß gefallen.
Ist euch auch Eins und das Andere nicht recht,
So ist es darum gewiß noch nicht schlecht.
Dem Einen steht die Nase nicht hoch genug,
Dem Andern gibt's zu viel Uebelgeruch,

Und hätten wir die Nase an dem Poder angebracht,
So hätte der Schnupftabak gar zu viel Kosten gemacht.
Hätten wir's den Weibern zu lieb gethan,
Und die Runzeln gesetzt an die Fersen hinan,
So würde der Fuß wegen der Hühneraugen
Weder zum Tanzen noch Visitengehn taugen.
Freilich ist's der Mensch unter allen Geschöpfen allein,
Der schneuzen muß die Nase sein,
Aber auch kein Thier kann eine Brille aufstecken,
Und mit Stumpfsinn prahlen wie die Modegecken.
Auch wird man es uns nicht haben übel genommen,
Daß der Mensch von uns keine Flügel bekommen,
Denn dann hätte der tolle Gesell den Wolkenblitz
Aus der Höhe geholt und damit geladen sein Geschütz,
Um Pulver, Blei und Munitionskarren
Bei seinen Katzbalgereien zu ersparen.
Freilich hätten wir die Blase größer machen sollen,

Damit sich mancher den Tod nicht möcht'
holen,
Der bei Audienzen, Sessionen und andern
Culturanstalten,
Bis zu Ende nicht wohl sein Wasser kann
halten;
Aber warum betreibt ihr eure Cultur
Ganz gegen den Willen der weisen Natur?
Tadelts der Adel, daß wir ihn weniger als
die Hähne geacht,
Und ihm zur Auszeichnung keine Sporen an-
gemacht,
So bedenke er, daß wir nur Menschen schufen,
Und daß die Natur nichts weiß von angebor-
nen Ranges-Stufen.

Ein Zimmergesell bin ich genannt,
Mit Bauen und Zimmern recht wohl bekannt;
Wenn ich hätte aller Jungfrauen Gunst,
Und aller Meister ihre Kunst,
Und aller Künstler ihren Witz,
So wollt' ich ein Haus bauen auf eine Na-
delspitz:
Weil ich aber dasselbige nicht wohl thun kann,
So muß ich bauen nach einem guten Plan.
Wer da will bauen auf Gassen und Straßen,
Der muß einen jeden können reden lassen.

Die Thiere haben Instinkt, die Menschen Verstand;
Und mit Verstand kommt man überall durch zu Wasser und Land,
Und wolltet ihr alle den Verstand nur recht brauchen,
So könnte jeder in Frieden sein Pfeifchen schmauchen,
Aber weil jeder der Klügste will seyn,
So schmeißt ihr der Welt Fenster und Thüren ein,
Beneidet einander ums liebe Brod,
Und schlagt euch einander um sechs Kreuzer todt.
Die Erde ist ein Paradies, wenn nur die Menschen wollen,
Wenn sie mit kindlich reinem Sinn der Freundschaft Opfer zollen,
In Liebe stets sich zu einander halten,
Und Haß und Krieg nicht lassen walten.
Seyd ihr nicht alle nach der Gottheit Bild geschaffen,
Und dieses Bild zerstört ihr kunstreich mit den Waffen?
Das blinde Element wird leicht zum Sturm bewegt,
Weil sich in ihm kein sinnender Gedanke regt,
Doch wo Vernunft belebte Wesen leitet,

Und wo Humanität den ersten Rang bekleidet,
Da sollte man nie etwas davon hören,
Daß Durst nach Blut und Krieg der Völker
Herz bethören.
Nun wünsch' ich unserm Bauherrn ein fett
Rind,
Und der liebwerthen Baufrau ein Kind,
Und der Tochter zwei und der Magd drei,
So gibt es ein ganzes Hausgeschrei.
Dieser Bau ist gemacht von Riegel und Pfosten,
Er wird unserm Bauherrn ein gut Trankgeld
kosten,
Ein Dutzend Thaler wäre zwar nicht viel,
Zwey Dutzend Thaler wäre das rechte Ziel,
Wenn er uns aber fleißig thut bitten,
So sind wir mit drei Dutzend auch zufrieden.
Kann aber dasselbe nicht seyn,
So falle dieser Bau wieder ein,
Wenn ich werde wieder herunter seyn.
Nun laßt unsern Bauherrn auftragen,
Speisen in Menge gesotten und gebraten,
Weiß Brod, daß es übrig bleibt,
Schweinebraten, der lieblich in die Nasen
reucht,
Wein und Bier, daß sich der Tisch beugt,
Schöne Jungfern, daß man sich die Zeit ver-
treibt,

Gute Freund und Brantewein,
Müssen auch bei dieser Mahlzeit seyn,
Und wenn sich einer untersteht die Zeche zu machen,
So wollen wir ihn schlagen, daß ihm die Rippen im Leibe thun krachen.
Wenn jeder lernet, was er soll,
Und thuts, so stehts im Hause wohl.
Ihr Pfaffen mischt euch nicht in weltliches Regiment,
Sondern bleibt hübsch im geistlichen Departement,
Ihr Kaufleute nehmt nicht zu großen Profit,
Ihr Juden gebt nicht zu hohen Prozenten Kredit,
Ihr Weinhändler vermischt den Wein nicht mit Wasser,
Ihr Domherren seyd nicht zu große Prasser,
Ihr Schneider mauſt nicht zu große Fleck,
Kurz jeder fege vor seiner Thüre den Dreck.
Es seyen die Weiber den Männern hübsch unterthan,
Und nicht die Frau, sondern der Mann habe die Hosen an.
Es thue jeder von euch seine Schuldigkeit,
So steht's gut mit der Welt zu aller Zeit.

Gott helfe, daß alles wohl gelinge, und so trinke ich in guter Gesundheit aller hohen Anwesenden samt den lieben Angehörigen und Nachkommen gute Gesundheit. Prosit meine Herren! (Er trinkt).

Nun wünsch' ich allen diesen hochgeehrten Herren
Glück und Seegen in allen Ehren.
Nun befehl' ich diesen Bau in Gottes Hand,
Alles Unglück sey von ihm abgewandt.
Die Gesundheit hab' ich ausgebracht nicht aus Haß oder Neid
Sondern aus lauter Lieb' und Freundlichkeit.
Es mögen in Zukunft alle hohen Potentaten,
Die Welt mit weiser Regierung berathen.
Kaiser, König' und Fürsten sollen hoch leben,
Und eine Ehr' um die andere erstreben!
Ich will mich auch nicht weiter bedenken,
Und dieses Glas hinunter schwenken.

(Er wirft das ausgeleerte Glas unter die Zuschauer).

Nun geht jetzund nach Haus
Denn meine Predigt ist aus,
Und wer über diesen Bau hat seinen Hohn und Spott,
Der ist mit Gunst zu melden ein Hundsfott.

(Jetzt steigt der Gesell herab, und nun musizirt der Chor einen Choral).

Drittes Bild.

Die Zeitalter, schwäbischer Patrizier und Pudel.

Wie die Bibel mit dem Paradiese, so fangen die heidnischen Dichter das Leben der Welt mit dem goldnen Zeitalter an, auf welches aber bald das silberne, dann das eherne und eiserne folgten. Allerdings muß es mit uns einst besser gewesen seyn und in der Folge noch besser werden, und so dreht sich die Welt gar passend zwischen den Polen des goldnen Zeitalters und des einst zu ererbenden Himmelreichs im Kreise herum. Wer mit den Alten nicht genau bekannt ist, könnte gar leicht glauben, im goldnen Zeitalter hätten die Menschen die Taschen voll Ducaten gehabt, im silbernen voll Laubthaler, im ehernen voll messingener Rechenpfennige, und im eisernen voll Schuhnägel: aber so verhält sich das Ganze nicht. Nach unserem Dichter bestand das goldene Zeitalter in einer friedlichen Zeit ohne Handel und Ackerbau, indem die genügsamen Menschen ohne alle weitere Bemühung Früchte in Menge von der Erde zum Unterhalt bekamen. Ein ewiger Frühling herrschte auf Erden, die

Milch floß in ganzen Strömen durch das Land, es gab ganze Meere voll Nectar (worunter man sich etwa Champagner vorstellen kann) und Honig träufelte von den Eichen reichlich herab. Es gab weder Soldaten noch Schiffer, weder Juristen noch berühmte Reisende, denn alles lebte in Behaglichkeit innerhalb seines Weichbildes: an Polizei und Steuern dachte damals kein Mensch. Mit dem Eintritt des silbernen Zeitalters änderte sich der ewige Frühling, es kamen die vier Jahreszeiten zum Vorschein, man mußte Häuser bauen, um sich gegen schlimmes Wetter zu schützen, man mußte Ackerbau treiben, weil die Erde nichts mehr für sich selbst lieferte, und man fing bereits an, die Thiere zu quälen. Im ehernen prügelten sich die Menschen schon herum, und im eisernen bekriegten und mordeten sie einander, und traten mit allen den Lastern auf, die sie jetzt noch brandmarken, und alle himmlischen Tugenden verließen die Erde.

Es ist bekannt, daß die Römer zur Erinnerung an das goldene Zeitalter, wo Saturnus regierte, die Saturnalien feierten: hier wurden keine Rathsversammlungen gehalten, keine Strafen vollzogen, keine Kriege angekündigt, man beschenkte sich einander, die Sklaven lebten lustig und wurden von ihren Herren bedient, und

alles trug Hüte, da sonst die Römer mit unbedecktem Haupte gingen. Sonach wäre das goldene Zeitalter, wenigstens durch sein Symbol die Saturnalien, den Hutern besonders zu statten gekommen, und dieß ist ohne Zweifel der Grund, daß dieses sonst nicht sehr höfliche Handwerk auf seiner Herberge gegen angekommene fremde Gesellen eine Höflichkeit behauptet, die sich ohnstreitig aus dem goldenen Zeitalter herschreibt und an Höfen selbst ihres Gleichen nicht wohl findet. Der fremde Hutergesell wird nämlich an den Tisch geführt, ihm ein Stuhl geboten, und von Zeit zu Zeit aufgefordert, sich's bequem oder commod zu machen, während ihm beständig zugetrunken wird. Dieses Commodmachen besteht darin, daß er seine Hände auf den Tisch legen darf, und da er dieß nur stufenweise zu thun nach den Handwerksgebräuchen angewiesen ist, so legt er erst den kleinen Finger auf den Tisch, dann bei abermaliger Aufforderung einen Finger mehr, und so stufenweise weiter, bis die ganze Hand auf dem Tische liegt. Das ist doch wahrhaft eine goldene Höflichkeit!

Man erzählt, daß sich einst die Rathsherren einer schwäbischen Reichsstadt von Lavater ihre Porträte physiognomisch deuten ließen, und daß er sie, weil sie ihm von dem Stadtsecretär

zugeschickt wurden, alle für Malefikanten hielt, und unter das Portrait des Bürgermeisters schrieb: Wird dem Galgen nicht entrinnen. Ich möchte nun wissen, was Lavater dazu gesagt hätte, wenn man ihm die Porträite von Menschen aus dem goldenen Zeitalter zugeschickt hätte, weil ich glaube, daß sie nicht viel anders ausgesehen haben mögen, als jene Patrizier, indem bekanntlich die alte deutsche Reichsverfassung das wahre goldene Zeitalter für die Patrizier war.

Herr Prediger Götze erzählt von einem Hunde, der in einem Körbchen alles vom Markt holte, was in einem darin liegenden Zettel aufgeschrieben war. Einst holte er auch Bratwürste, und wurde darüber von andern Hunden, die den herrlichen Fraß ausgewittert hätten, angegriffen: er setzte sein Körbchen hin und vertheidigte es lange, da er aber endlich der Uebermacht weichen mußte, so fraß er selbst seine Bratwürste auf, um sie ja nicht in feindliche Hände kommen zu lassen. Solche schöne Stückchen konnten leider die Menschen des goldenen Zeitalters nicht mit ansehen, indem damals keine Schweine geschlachtet wurden, und daher betrachte ich jeden Biß in eine Bratwurst als einen Trostgrund gegen den Verlust des goldenen Zeitalters.

Ovidius rechnet auch die Bergleute mit zu den Beförderern des eisernen Zeitalters, indem sie die dem Menschen so schädlichen Metalle, besonders Gold und Eisen zu Tage förderten, welche beide letztere die großen Hebel des Kriegs seyen. Fast scheint er damit zu sagen, daß es bei jedem Säbelhieb und Bajonettstich der Soldaten auf Gold abgesehen sey, was doch, besonders in unserm cultivirten Zeitalter, nicht wohl der Fall seyn mag: seine römischen Landsleute plünderten freilich die von ihnen überwundene Welt genug aus, und schleppten alles Gold und Silber der Besiegten nach Rom. Der Großvezier Mustapha konnte Wien im Jahre 1683 sehr leicht durch Sturm erobern; aber da er glaubte, die Janitscharen würden ihm durch Plünderung alle Beute wegschnappen, so zauderte er, und wurde darüber endlich vom König Sobiesky besiegt. Die Pohlen machten nun umgekehrt bei den Türken große Beute, und Sobiesky schrieb an seine Gemahlin, daß ihn der Großvezier zu seinem Erben eingesetzt, und ihm in seinem Zelte mehrere Millionen Ducaten hinterlassen habe. „Jetzt wirst du mir nicht sagen, was die Weiber der Tartaren zu ihren Männern sagen,“ setzte er hinzu, „wenn sie mit leeren Händen aus dem Felde zurück kommen: Ihr seyd

keine Männer, weil ihr ohne Beute wiederkommt.“

Sind die Bergleute Urheber des Kriegs, so sind sie auch Urheber der Musik, denn ohne Metalle sind nur wenig Instrumente möglich: auch die Darmsaiten lassen sich nicht wohl ohne Messer fabriziren. Das ist nun ein großer Trost, daß die Musik ihrer Erfindung nach zu dem eisernen Zeitalter gehört, und so können wir doch den Himmel voll Geigen und Pfeifen hängen, wenn er auch noch so eisern seyn sollte. Von den schönen Wirkungen der Musik ist schon zu Vieles gesagt und geschrieben worden, als daß wir hier noch viel Lärmen davon machen sollten. Aber die schönste Wirkung ist doch wohl die gewesen, als der berühmte Bassist Salomo Bendler *) zu Danzig durch sein gewaltiges Orgelspiel, und seine die Orgel überdonnernde Stimme die Frau eines Rathsherrn zu einer Niederkunft um drei Wochen zu früh brachte, worüber ihr Mann so außer Fassung kam, daß er sein Podagra verlor und von Stund' an gesund ward.

Hätte Ovidius zu unsern Zeiten gelebt, so würde er das fünfte Zeitalter, das papierne,

*) Er war 1683 geboren, und erhielt für seine originellen Accouchirdienste von dem Rathsherrn beim Kindtaufsschmaus 30 Kremnitzer Ducaten.

gewiß nicht vergessen, sondern etwa so fortgedichtet haben *):

Endlich, als alles Metall aus Taschen und Kisten verschwunden,
Trat das papierne Zeitalter hervor zum Hohne der Menschheit.
Ewig ist nun Papier die Losung der göttlichen Weisen,
Denn aus dem Leben entwich die Kraft zu handeln und wirken.
Tugend und ewiges Recht wird nur noch in Schriften gefunden;
Nichts als Papier unterscheidet den Weisen vom albernen Pöbel.
Nicht: wie hat er gelebt? wie hat er gewirkt für die Menschheit?
Nein! was hat er geschrieben? ist nur die beständige Frage.

*) Ich weiß es recht gut, daß Hexameter im Deutschen sehr schwer sind, weil wir gar keine, oder doch nur sehr wenige Spondeen haben, indem das, was man dafür ausgibt, insgemein nur Trochäen sind, aber doch glaube ich, da unser Haupthexametermann, Herr Voß, auch abgesehen von jenen Schwierigkeiten, mitunter dennoch sehr schlechte Hexameter macht (z. B. Tibulls Elegien v. Voß S. 265. 35. u. s. w.), mit obigem Versuch leicht entschuldigt zu werden.

Schön thun alle in Büchern, doch strafet das Leben sie Lügen;
Sitzt nur der Schalk nicht im Buche, dann sind wir alle schon ehrlich!
Einst war Eisen das Geld gehärteter Bürger von Sparta,
Als sie dem Golde und Silber gesetzlich Verachtung gelobten,
Aber voll Durst nach Silber und Gold besitzen wir Armen
Nur Banknoten und lumpiges Geld statt klingender Münze.

Da sich Hexameter sehr einförmig lesen, so will ich in diesem Sylbenmaaße nicht weiter fortfahren, obgleich noch sehr viel zu bemerken ist. Hatten z. B. die Alten Tempel aus Marmor, so hat das papierne Zeitalter Kirchen aus Papier-Mache: bereits steht eine solche Kirche in Norwegen, und wer weiß, wie viele noch aus dergleichen Stoff gebaut werden mögen; eben so formt man aus dieser Masse allerlei Figuren und Bilder derjenigen Gottheiten, welche die Alten mit dem größten Aufwand von den größten Künstlern in Marmor hauen ließen. Ritten die alten Dichter auf dem Pegasus in der Höhe des Aethers herum, so fahren unsere neumodischen Dichter in einem papiernen Schifflein (Montgolfiere) zu

den Wolken empor, das von einem armseligen Strohfeuer gehoben wird. Haben wir zärtlichen Abschied zu nehmen, so kommen wir papierne Männlein nicht mit unserer Persönlichkeit, sondern mit einer Karte, worauf gar erbaulich steht: pour prendre congé, dem geliebten Freunde ins Haus gerückt. Schicken wir unsere Söhnlein auf Akademien, so werden sie frühzeitig angeleitet, kein Wort des Meisters zur Erde fallen zu lassen, sondern — — ihren Heften hübsch anzuvertrauen. Daher besteht das ganze akademische Studium in Heftenschreiberei, und der ist der größte Held, der wie der jetzige Professor R. in Ungarn ganze Koffer voll solcher Hefte von der Universität mit wegnimmt. Die Folgen sind nun, daß wir keine Geschäftsmänner mit lebendig angeregtem Sinn und großem Geiste, sondern bloße Papiergesellen bekommen. Kurz, unser papiernes Zeitalter mit seinen papiernen Staatsverwaltungen, Buchhändlermessen, Zeitungen, Börsenlisten, Modejournalen, gedruckten Sittenlehren, doppelten Buchhaltungen u. s. w. steht tief unter dem goldenen Zeitalter, ob man gleich viel von einem goldenen Zeitalter seiner Literatur spricht.

Als die Russen in kurzer Zeit zweimal hinter einander nach Japan kamen, wurden sie das

zweitemal nicht für Russen gehalten, weil sie seit der ersten Reise alle ihre Zöpfe abgeschnitten hatten: in Japan, wo die Moden und Trachten Jahrhunderte lang bestehen, hielt man es für unmöglich, daß eine und dieselbe Nation in so kurzer Zeit mit ihren Zöpfen eine so große Revolution anfangen könne. Würden uns die Japaner wohl für Menschen halten, wenn sie, ich will nicht sagen unsere Modejournale, sondern unsere andern literarischen Produkte zu Gesicht bekämen, wo fast alle Fingerslang der Natur der Zopf abgeschnitten wird?

Viertes Bild.

Der Kampf der Giganten und das Katzentheater.

So bunt und wild, wie während des eisernen Zeitalters auf der Erde, sollte es auch im Himmel zugehen: es stürmten also die Giganten den Himmel, denn statt der Sturmleitern thürmten sie Berge auf einander, und kletterten so den Olymp hinan. Die Giganten waren ungeheuere Riesen, mit funfzig Köpfen und hundert Händen,

die statt der Füße zwei Drachenschwänze hatten. Aber Jupiter donnerte sie mit seinen Blitzen bald herab, und wälzte die von ihnen aufgethürmten Berge auf sie selbst. Als sie so unter ihren eigenen Aufthürmungen begraben lagen, erwärmte die Erde das aus ihnen ausströmende Blut, und bildete Menschen daraus. Aber auch dieß neue Geschlecht war gewaltthätig und mörderisch, und man sah ihm den Ursprung deutlich an: es waren wahre Bluthunde.

Die alten Fabelndichter erzählen den Kampf der Giganten noch umständlicher. Ihr Zweck war, den Jupiter, der sich erst auf den Götterthron durch Entthronung seines Vaters geschwungen hatte, zu stürzen. Unter den Göttern war auch ein Orakelspruch, die Giganten könnten nicht besiegt werden, wenn nicht ein Sterblicher in den Reihen der Götter mit kämpfte. Jupiter berief dazu den Herkules, und nun ging das Schlachtgetümmel recht an: Jupiter donnerte und wetterte, Herkules schoß mit Pfeilen, Minerva schleuderte die Insel Sicilien auf die Anstürmenden, Mercur, Diana und die Parzen kämpften aus Leibeskräften, und zuletzt sprengten Bacchus, Vulcan und die Satyrn auf Eseln herbei, über deren Geschrei die Giganten erschracken und so das Schlachtfeld den Göttern überließen.

Krieg muß in der Welt seyn, denn sonst thut das Ganze nicht gut, und so war also auch gleich im Anfange der Welt Krieg im Himmel und auf Erden. Schon sind wir auch in der Kriegskunst sehr weit gekommen, und bald werden wir wie die Minerva ganze Inseln und Welttheile in die Kanonen laden, und uns statt der Kartätschen damit beschießen. Auch hoffe ich wohl selbst noch zu erleben, daß die kriegführenden Mächte mitten im Mittelpunkt der Erde eine gewaltige Mine anlegen, und so diesen gutmüthigen Planetenesel (nach der Behauptung der Naturphilosophen sind die Planeten Thiere) vom Magen aus in tausend Trümmern in die Luft sprengen. Himmel, wie werden wir Grimassen schneiden, wenn wir da ins Blaue hinausgeschleudert werden, und die eine Partie sich an den Ohren dieses alten Grauschimmels, die andere am Schwanz, die dritte an den Füßen u. s. w. anhält! Das Zerplatzen von Weltkörpern soll ja überhaupt jetzt sehr Mode seyn, wie man denn z. B. die neu entdeckten kleinen Planeten für die Trümmer eines größern zersprungenen Gestirnes hält. Da bekommen denn die Astronomen im Monde viel zu observiren, und so wie unsere Astronomen den Mondsflecken eigene Namen gegeben haben, so benennen dann

umgekehrt die Mondsastronomen die zersprungenen Stücke der Erde und die auf ihnen befindlichen Länder mit Namen, die vielleicht eben so komisch sind, als wenn der Naturforscher Fischer zu Moskau einer neuentdeckten Gattung von kleinen Affen den Namen des Herrn geheimen Raths Demidow, des Curators der Universität daselbst, beilegt.

Es ist eigentlich zu bewundern, daß man den Gigantenkrieg bis jetzt noch zu keiner komischen Oper bearbeitet hat, indem hier Dekorationen und Spektakelscenen ausnehmender Art anzubringen wären. Indessen sollte man einstweilen doch versuchen, ob dieser Gegenstand sich nicht mit Glück auf einem Katzentheater vorstellen ließe, indem diesen Thieren kriegerische Scenen bei der Aufführung besonders gut gelingen. Statt des Musikchors, welcher zu Anfang und zwischen den Aufzügen zu spielen hätte, würde sich alsdann sehr schicklich eine Katzenorgel hören lassen. Vielleicht weiß nicht jedermann, was eine Katzenorgel ist, und daher will ich sie beschreiben. Man fängt eine Anzahl Katzen von verschiedenen Stimmen zusammen, so daß man etwa einige Octaven Töne mit ihnen zu Stande bringen kann. Dazu gehört nun freilich viel Glück und Mühe, indem man viele Katzen fangen und zum Schreien brin-

gen muß, ehe man eine oder mehrere findet, welche in die Tonleiter passen. Hat man nun einige Octaven Katzen beisammen, so werden sie nach der Reihe der Töne in eine Gallerie von kleinen Ställen eingesperrt, und ihnen die Schwänze in die Höhe gebunden, wie einem englisirten Pferde. Unter dieser Gallerie ist nun ein Klavier befindlich, dessen Tasten mit den Katzenschwänzen in Verbindung stehen, so daß jeder berührte Clavis durch eine Schnur eine Scheere bewegt, wodurch diejenige Katze, deren Ton man verlangt, in den Schwanz gekneipt, und so zum Schreien gezwungen wird. So wie man nun spielt, so schreien die Katzen nach einander, und so hat man die lustigste Musik von der Welt.

Da ich eben bei dem Theater bin, so kann ich nicht umhin, einer Anekdote zu erwähnen, welche mir immer vielen Spaß gemacht hat. Der russische Dichter Lomonossow las wie Moliere seine Schauspiele jederzeit einem rohen Bauernburschen vor, um den Effekt derselben auf ein unverdorbenes Gemüth zu studiren. Als dieser einst bei Vorlesung eines Trauerspiels höchst jammervoll anfing zu schluchzen, bat ihn Lomonossow, die Thränen bis zum fünften Akt, wo es über das Morden und Würgen herginge, zu

versparen. O nein, versetzte der Bursche ängstlich trippelnd, das rührt mich gar nicht: ich weine nur, weil mir die Nothdurft ankommt. — Das war auch ein Gigantenkrieg, und zwar der Natur mit der Poesie innerhalb des Territoriums von einem Paar Hosen.

Um nun aber auch auf unsere Giganten in Ernst zurück zu kommen, so wollen wir bemerken, daß es sehr zu bedauern ist, daß es jetzt nicht mehr dergleichen Wesen gibt, indem man zu Polizeidienern keine bessern Subjekte finden könnte, als sie. Mit ihren Schlangenschwänzen könnten sie überall hinschleichen, ohne vorher bemerkt zu werden, mit ihren funfzig Köpfen könnten sie nach den funfzig Weltgegenden und Winden hinsehen, hinriechen, hinschmecken, und hinhören, und mit ihren hundert Armen könnten sie funfzig, ja wegen ihrer Stärke gar ein bis mehrere Hunderte Polizei- und andere Verbrecher einschleppen. Das wäre doch ein Wasser auf die Walk- und Klappermühlen unserer Polizeimeister!

Fünftes Bild.

Wie der König Lykaon in einen Wolf verwandelt wird. Item auch von Stallmeistern.

Jupiter schaute vom Himmel herab auf die Menschen des eisernen Zeitalters überhaupt und die aus dem Gigantenblut entsprossenen Unholde insbesondre, und seufzte über das böse, garstige Thun derselben. Zudem fiel ihm die ärgerliche Geschichte ein, die er erst vor kurzem mit dem König Lykaon gehabt hatte, worüber er ganz ergrimmte, und in diesem allerhöchsten Mißfallen die andern Götter zu einer Berathschlagung, was man mit den bösen Menschen anfangen solle, zusammen berief. Auf der Milchstraße spazierten dann die göttlichen Hoheiten und Durchlauchtigkeiten in den Pallast Sr. königlichen Majestät. Hier trug nun Jupiter vor, es sey mit dem Menschen kein Auskommen mehr, ja neulich, als er auf der Erde als Controleur herumspaziert sey, habe ihn der König Lykaon, bei dem er einkehrte, umbringen, auch außerdem mit Menschenfleisch tractiren wollen, wofür er diesem Schlingel das Haus über dem Kopf mit seinen Blitzen

angezündet und ihn zur gerechten Vergeltung in einen Wolf verwandelt habe. Da nun alle Menschen zusammen von dem Schlage Lykaons wären, so müsse man sie vertilgen: er wolle nachher durch ein Wunder wieder neue Menschen hervorbringen.

Hier haben wir das erste Beispiel aus der alten Fabelwelt, daß ein Unteroffizier zu einem Gemeinen, ein Mensch zu einem Thiere degradirt wurde, und zwar wegen solcher Unarten und Unfertigkeiten, die er gar gut hätte seyn lassen können. Es ist etwas Wunderbares, daß der Mensch nur durch Galgen, Henker, Spießruthen, Pranger, Justizkollegien, und wie diese Humanitätsinstitute und Hofmeister alle heißen, zu seiner so sehr belobten Göttlichkeit hinauf gearbeitet werden muß, ja daß sogar eine lange, lange Erziehung dazu gehört, daß er sich im Umgange mit seines Gleichen solcher Naturäußerungen enthält, welche so ziemlich allgemein als Grobheiten betrachtet werden. Nur eine Menschenrasse ragt in letzterer Hinsicht vor allen andern hervor, indem ihnen die Natur selbst das abgewöhnt hat, was bei andern die Erziehung wegschaffen muß: die Kaffern, ein wildes Volk in der Gegend des Vorgebirgs der guten Hoffnung, niesen, gähnen, husten und räuspern sich

nicht, auch jucken und kratzen sie sich nicht in Gegenwart Anderer, noch weniger lassen sie sich Unanständigkeiten solcher Art zu Schulden kommen, die mit unter auch dem cultivirtesten Europäer wider Willen entfahren. Diese Nation müßte, wenn man sie mitten unter uns nach Europa versetzte, eine der größten Revolutionen hervorbringen. Erstlich würden die Prediger suchen, ihre Kirchen durchaus mit Kaffern zu besetzen, weil dann niemand in der ganzen Versammlung durch Gähnen den geistlichen Herren Langweiligkeit vorwerfen könnte. Zweitens würden die Kaffern, da sie nicht husten, auch keine Schwindsucht bekommen, und daher vorzüglich zu Liebhabern und Ehemännern gesucht werden, wiewohl sie sich freilich nicht darauf verstehen, in der Abenddämmerung durch ein Hüstchen ein Zeichen zu geben. Da sie drittens sich auch nicht räuspern, so würden sie vorzüglich zu Ministern gebraucht werden, die bekanntlich nicht gern ihre Verlegenheit durch Räuspern verrathen. Unser Himmel, und, was eben so viel ist, unsere Weiber und die Thronstufen würden also ganz in die Gewalt dieser Barbaren kommen.

Wir wollen uns übrigens nicht in die Schalkhaftigkeit des Dichters einlassen, daß Lykaon ein König war, und als solcher in einen Wolf ver-

wandelt wurde. Denn dieses scheint wohl eben so zufällig, als wenn man baumwollene Dochte mit Ohrenschmalz von Hunden bestreicht und in einer grünen Lampe mit Oel brennt, und nun alle herumsitzende Personen in Hundsköpfen sieht. Glauben doch mehrere südamerikanische Völkerschaften, daß die Seelen ihrer geschätztesten Fürsten, tapfersten Krieger und treuesten Weiber nach dem Tode in die Körper von Tiegern und Affen übergehen, welches ihnen die liebsten Thiere sind. Eben so sagen die Kamtschadalen, daß wenn eine Frau Zwillinge gebiert, eins davon den Wolf zum Vater habe, und daher halten sie Zwillingsgeburten für eine große Sünde. O sancta simplicitas!

Groß ist die Blase des Wolfs und kugelrund sein Herz, und dennoch hat letzteres schwache Seiten, denn er scheut sich vor ausgespannten Stricken und geht nicht gern durch Thüren und Thore, sondern springt lieber über Hecken und Mauern. Wahrscheinlich wird damit angedeutet, daß das Seiltanzen eine Kunst sey, die sich mit dem erhabenen Charakter des Menschen nicht verträgt, und daß eher die englische und gewöhnliche Reitkunst dem Menschen Ehre machen. Die Stallmeister haben große Blasen nöthig wie die Wölfe, auch muß ihr Herz rund seyn, damit

ihr Charakter ganz in sich selbst geründet und geschlossen ist, und ihnen die gehörige Portion Derbheit nicht abgeht.

Die Alten sind sich in ihren Ansichten der Menschenfresserei nicht gleich geblieben. So wie Lykaon wegen seiner Mahlzeit aus Menschenfleisch ein Wolf werden muß, so erzählt dagegen Homer von dem Riesen Polyphem, dem Sohne des Meergottes Neptun, daß er, als Ulyß sich mit seiner Mannschaft in seine Höhle verirrte, sogleich zwei davon ergriff, mit den Köpfen wie junge Hunde gegen die Erde schlug, daß ihr Gehirn ausspritzte, und sie dann Stück für Stück auffraß, und Milch zu dieser Mahlzeit trank *). Wahrlich ein guter Appetit! Das Menschenfleisch soll freilich eine gute Mahlzeit — — für Wölfe seyn [wenn man nicht etwa behaupten will, es ließen es sich manche Helden gar zu gern als Schaugericht auftischen], daher auch die sogenannten Währwölfe keine andern, als solche wären, die einmal Menschenfleisch gekostet hätten, und nun einen unwiderstehlichen Appetit dazu bekämen. Etwas ganz Anderes war der große Kinderfresser, der sonst in Nürnberg zu sehen

*) Im neunten Gesang der Odyssee ist diese Geschichte umständlich zu lesen. In der Beilage zu diesem Bilde wird sie der geehrte Leser umständlich finden.

war, und seine Rocktaschen voll Kinder hatte, von denen er eins nach dem andern wie eine Birne herausholte und fraß, denn dieser war nur an ein Haus angemalt. Ich habe ihn, als ich in Nürnberg war, immer sehr gern gesehen, denn er brachte die goldene Kinderpoesie wieder in mir zum Aufblühen, wo man sich an abentheuerlichen Gestalten so harmlos ergötzt, sich die ganze Welt voll Wunder, Riesen, Zauberer, Zwerge und Feen denkt, immer einen Schatz zu heben hofft, und sonst keine Angst hat, als daß einem im Dunkeln böse Gespenster, mit rasselnden Ketten um den Leib und einem Spinnenwebengesicht, erscheinen möchten.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß die Wölfe auch sehr geschickte Aerzte sind, sich mit Gras purgiren, und so Knochensplitter aus Magen und Gedärmen hinausschaffen.

Beilage zum fünften Bild.

Die vorerwähnte Geschichte, wie Polyphem die Gefährten des Ulysses frißt, ist zu unterhaltend, als daß ich sie meinen Lesern nicht mittheilen sollte.

Ulysses kam auf seiner abentheuerlichen Fahrt nach Sizilien, wo damals die Cyklopen, unge-

heuere Riesen mit einem Auge mitten in dem Gesicht, hausten. Er landete mit zwölf seiner tapfersten Gefährten, und hatte zur Vorsorge einen geißledernen Schlauch voll Wein mit sich genommen. Sie kamen bald in eine Höhle, wo sie ein ganzes Käsemagazin, und Butten, Kübel und Eimer voll Milch fanden: auch waren in der Höhle Ställe voll Lämmer und Zickchen. Die Abentheuerer ließen sich's hier wohl seyn, und aßen und tranken nach Herzenslust. Mitten in dieser Behaglichkeit kam aber der Riese Polyphem, dem diese Höhle gehörte, nach Hause: er trieb seine Heerde heim, und hatte einen ganzen Bündel Holz in den Armen. Ulyß verkroch sich sogleich mit seinen Begleitern in einen Winkel. Der Riese warf sein Holz hin, molk seine Heerde, trank die Hälfte der erhaltenen Milch, hob die andere auf, und zündete Feuer an, nachdem er vor den Eingang seiner Höhle einen Felsblock hingelegt hatte, den man auf zwei und zwanzig vierrädrigen Wagen, und wenn sie noch so stark gewesen wären, nicht hätte fortschaffen können. Beim Scheine des Feuers erblickte er seine Gäste, und fragte sie, woher sie wären und was sie bei ihm wollten. Ulyß erzählte ihm kürzlich seine Geschichte und bat um einen Zehrpfennig. Der Riese lachte aber über diese Bitte,

nahm sogleich zwei der Abentheurer, zerschlug ihnen auf dem Boden das Gehirn, fraß sie dann mit Haut und Haar auf, trank hierzu Milch, und legte sich dann hin und schlief ein. [Der höfliche Schüler muß also damals noch nicht gedruckt gewesen seyn.] Ulyß und die zehn übrigen Irrfahrer waren in der größten Angst, denn entlaufen konnten sie nicht, weil der mächtige Felsblock vor dem Eingang der Höhle lag, und einen Kampf durften sie so leicht nicht mit diesem Ungeheuer wagen, denn wenn sie auch gesiegt hätten, so wären sie doch noch immer eingeschlossen gewesen. Am andern Morgen erhob sich der Riese wieder, molk seine Heerde, trank abermals Milch zum Frühstück, und fraß dazu wieder zwei Menschen. Dann hob er den Felsen vor dem Eingang weg, trieb die Heerde pfeifend hinaus, und schob den erwähnten Riegel wieder vor.

Ulyß sann auf Mittel, sich aus den Händen dieses Unmenschen zu befreien, und fand endlich eins, das ihm das beste schien. Er wollte nämlich dem Cyklopen mit einem brennenden spitzigen Pfahl sein Auge ausbrennen und ausstoßen, so bald er Abends wieder eingeschlafen wäre. Zu dem Ende hieb er sich mit dem Säbel ein Stück Holz von der Keule des Riesen ab, glättete und

spitzte es, und brannte es im Feuer hart. Er versteckte es hierauf unter dem Mist, der in reichlicher Menge in der Höhle lag, und wählte sich durchs Loos vier von seinen Gefährten aus, die ihm in der gefährlichen Unternehmung gegen den Riesen beistehen sollten.

Am Abend kam der Riese wieder, und triebs wie Tages zuvor. Jetzt trat Ulyß mit einem Becher Wein vor ihn und sagte, ein solcher Schluck schmecke auf Menschenfleisch außerordentlich gut. Dem Ungeheuer schmeckte auch der Wein, er ließ sich noch einige Becher geben, und versprach dem Ulyß, er wolle ihn aus Dankbarkeit für diese Gabe unter allen seinen Gefährten zuletzt fressen. Ulyß machte natürlich sein Compliment auf diese seltene Großmuth, und als der Riese ihn um seinen Namen fragte, sagte er, er heiße N i e m a n d. Der Wein wirkte indessen, und der Riese schlief ein, wobei er sich einigemal übergab.

Ulyß legte nun Hand an sein Unternehmen, suchte den Pfahl hervor, steckte ihn in die noch glimmende Asche, bis die Spitze über und über Feuer gefangen hatte, und stieß ihn mit Hülfe seiner Gefährten brennend dem Cyklopen tief in das Auge hinein. Der Schmerz erweckte den Riesen, und sein Gebrüll erfüllte bald die ganze

Höhle: Ulyß und seine Gefährten versteckten sich schnell, der Riese riß sich den Pfahl aus dem ausgestoßenen Auge heraus, und rief die Cyklopen, welche in der Nähe wohnten, zu Hülfe. Sie erschienen vor dem Eingang und fragten, was ihm fehle; da er aber antwortete: Niemand sucht mich mit List zu tödten, so hielten sie ihn für verrückt, und gingen wieder ihres Weges.

Geblendet und hülflos tappte nun der Cyklope laut schreiend und winselnd herum, bis er den Eingang fand, hob dann den Fels weg, und setzte sich statt dessen hin, wobei er immer mit den Händen umherfühlte, damit sich keiner seiner Feinde hinaus schleichen könne. Ulyß war in der größten Gefahr, denn nun galt es das Leben.

Seine ihm angeborne List gab ihm jetzt den Anschlag, sich den Widdern des Riesen, welche von außerordentlicher Größe und Stärke waren, unter die Bäuche zu binden, und so von ihnen hinaus tragen zu lassen. Er band also mit den in der Höhle liegenden Ruthen je drei Widder zusammen, davon der mittelste jedesmal einen der Abentheurer tragen mußte: er selbst hing sich dem stärksten Widder unter allen allein unter den Bauch.

Diese Operation geschah noch in derselben

Nacht. So bald der Morgen anbrach, sprangen die Schaafe von selbst ins Freie, und der Riese betastete sie sorgfältig auf dem Rücken, damit nicht etwa einer seiner Feinde mit hinausreiten möchte. Glücklich kamen die Gefährten des Ulysses hinaus, aber der Bock, welcher ihn selbst tragen mußte, schleppte sich, wegen seiner Last, ganz langsam hinter drein, so daß es dem Riesen auffiel. „Ei mein Böckchen," sagte der Riese, „wie kommt's denn, daß du hinterdrein schleichst, da du sonst immer der ganzen Heerde voransprangst? Gewiß bist du voll Betrübniß, daß das lose Gesindel deinem Herrn das Auge geblendet hat. Wenn du nur Verstand hättest, und könntest mir sagen, wo der Niemand steckt, der mich so arg hintergangen hat, dann wollte ich ihm das Gehirn zerschlagen, daß es in der ganzen Höhle herum sprützen sollte!"

Indessen schleppte sich der Widder hinaus, der Cyklope dachte an nichts Arges, und so entkam denn auch Ulyß glücklich aus den Händen dieses Ungeheuers. Er stieg mit seinen noch übrigen sechs Gefährten wieder an Bord seines Schiffes, und als sie so weit vom Ufer entfernt waren, daß ihnen der Cyklope nichts mehr anhaben konnte, spotteten sie ihn aus, daß sie doch glücklich aus seiner Höhle entkommen wären,

worüber er so ergrimmte, daß er ihnen einen ganzen Berggipfel nachschleuderte, der sie aber zum Glücke nicht traf, auch sie verfluchte, daß sie nur spät, arm und elend nach Hause kommen möchten.

Sechstes Bild.

Die Sündfluth und der große Kometenschwanz.

In der vorangeführten himmlischen Conferenz wurde auf den Vortrag des Allerdurchlauchtigsten Königs und Herrn Jupiters beschlossen, das Menschengeschlecht mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. Anfangs sollte dieß durch Blitze bewerkstelligt werden, da aber der Himmel selbst darüber in Flammen aufgehen konnte, so wurde allerhöchsten Orts eine Sündfluth beliebt. Jupiter sperrte nun den trocknenden Nordwind in seine Grotten ein, überhaupt jeden Wind, der kein Regenwetter bringt, und ließ dafür den Südwind losfliegen. Zu jenen Zeiten waren die Winde so gut Götter, wie Jupiter, und hatten ihre eigene Gestalt. Mit seinen nassen Schwin-

gen flog nun Notus (der Südwind als Gott gedacht) über die Erde weg. Sein schreckliches Gesicht war mit einer Maske von pechschwarzen Wolken bedeckt, in seinem langen Barte saßen ganze Wolkenbrüche, aus seinen grauen Haaren floß der Regen stromsweise herunter, auf seinem Kopf hatte er eine Grenadiermütze von Nebeln, und sein Gefieder hing voll Thautropfen. Nun breitete er seine ungeheuern Arme aus, fing alle Wolken am Himmel zusammen, und drückte sie mit der Hand wie einen Schwamm aus. Es that einen ungeheuren Kracher, und dann fielen die Wolkenbrüche in unermeßlicher Anzahl und Stärke auf die Erde hernieder. Die Göttin Iris (der personifizirte Regenbogen) führte den ausgedrückten Wolken wieder frisches Wasser zu, damit Notus sein Spiel weiter treiben konnte. Auch der Meergott Neptun half Wasser herbeischaffen, denn er befahl allen Flußgöttern, mit ihren Gewässern über die Ufer zu strömen und die Erde zu überschwemmen: er selbst schlug mit seinem Dreizack auf die Erde, und brachte alle Quellen und verborgenen Wasserbehälter zum Erguß. Die Erde war nun nicht vom Meere zu unterscheiden, alles war eine offene See, alle Thiere fanden in den Wellen ihr Grab, und auch das Menschengeschlecht wurde bis auf ein

Paar Eheleute, Deukalion und Pyrrha, vertilgt. Das gute Glück hatte dieses fromme Ehepaar in einem Nachen auf dem Gipfel des überflutheten Bergs Parnassus fest sitzen lassen. Da Jupiter sah, daß alle lebendigen Wesen bis auf diese beiden ehrlichen Leute vertilgt waren, that er der Sündfluth Einhalt, ließ den Nordwind den Himmel von Wolken und Nebel säubern, und trockenes helles Wetter eintreten. Auch Neptun ließ den Fluthen durch den Seegott Triton zum Rückzug blasen, und so wie Triton sein Muschelhorn an die Lippen setzte, und die Fluthen blasend zum Rückzug beorderte, hob sich allmählig das Land aus den Wellen hervor, und zeigte wieder Berge, Wälder, Hügel und Flächen; Meere und Flüsse wurden in die alten Ufer wieder eingedämmt.

Die Sündfluth läßt sich ganz lustig lesen, wenn man selbst im Trockenen sitzt, aber ganz anders würde uns zu Muthe werden, wenn wieder so ein Lustwasser über uns kommen sollte. Whiston behauptete bekanntlich, es sey wirklich einmal eine große Ueberfluthung der Erde, wie sie die Bibel beschreibt, vorgefallen, erklärte sie aber natürlich, indem damals ein Komet an der Erde vorbeigegangen sey, dessen außerordentlich großer Schwanz den ganzen Wolkenhimmel zum

Regnen gebracht, auch starke Ebbe und Fluth erregt habe, so daß die Erde vom Wasser ganz überschwemmt worden sey. Wenn das wahr wäre, so hätten wir, da jetzt immer so viele Kometen am Himmel regieren, gar leicht zu befürchten, daß uns einer auch einmal mit seinem Schwanz incommodiren und ersäufen dürfte. Indessen möchten dagegen zwei Mittel sehr wirksam seyn. Wasserbrüche (Hydrocele) können bekanntlich auch durch Lufteinblasungen geheilt werden, und da unser Zeitalter überhaupt sehr windig ist, so würde dieses Mittel den besten Erfolg haben müssen. Zweitens dürften sich unsere Polizeidirektionen, die so vieles Unmögliche möglich machen, nur mit einander in Correspondenz setzen, und den Kometen gemeinschaftlich aufgeben, ihre Zöpfe und Schwänze abzuschneiden, und sich in Zukunft à la Titus zu tragen. Das Modernisiren oder sich dem Geist der Zeit gleich stellen, ist jetzt überhaupt an der Tagesordnung. Hat sich doch sogar Neptun bequemen müssen, endlich noch Manschetten anzulegen [man nennt bekanntlich eine Korallenart Neptunsmanschetten], und so können sich auch die Kometen zu Köpfen à la Titus bequemen. Dann wird es uns nicht gehen, wie dem Philosophen Cardanus, der ein großes Buch de prudentia civili schrieb, und

doch meistens in der größten Dürftigkeit lebte, woran, wie er selbst gesteht, seine eigene unordentliche und unvorsichtige Lebensart Schuld war.

In den Jahren 1703 bis 1710 war ein großer Streit unter den Philosophen, ob es möglich sey, daß ein Ochse ein steinernes Gehirn haben könne, indem ja das Gehirn derjenige Ort sey, wo die Lebensgeister verfertigt und durch die Nerven in die andern Theile des Leibes verschickt würden: es soll nämlich zu der damaligen Zeit in Frankreich ein Ochse geschlachtet worden seyn, wo man statt des weichen Gehirns eine harte steinerne Materie vorfand. Man sehe darüber Walchs philosophisches Lexikon unter dem Artikel Gehirn nach. So oft ich nun philosophische Streitigkeiten und Prophezeiungen anhöre oder davon lese, so denke ich immer, der Gegenstand derselben sey ein versteinertes Ochsenhirn, und verliere sogleich alles Interesse daran: So ging mir's auch, als ich ohnlängst eine philosophische Prophezeiung las, die Welt würde endlich ganz austrocknen, und dann mit allen etwa noch vorhandenen Bewohnern verbrennen. Soll ich oder einer meiner Nachkommen einst mit der Welt gewaltsam untergehen, so wünsche ich lieber zu ersaufen, als vor Durst hinzuschmach-

ten und zu verbrennen, und daher bitte ich auch, mich in Zukunft mit Prophezeiungen vom Weltbrand nicht zu erschrecken.

Bei Ovid hat die Ueberschwemmung der Erde durch die Flußgötter viel Leben, denn jeder Fluß besaß seine eigenthümliche Gottheit, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts, und da ist es nun eine wahre Lust, wenn man sich vorstellt, wie auf Neptuns Geheiß die Wasserfürsten mit ihren Reichscontingenten anrückten, und Tritons Horn ihnen die Ordres vorblies. Die Krünitzische Encyclopädie wünscht, daß die ersten Bischöffe und Kirchenväter etwas Aehnliches erfunden haben möchten, damit dem Volke eine Verehrung gegen die Flüsse eingeprägt werde, dieselben nicht so sehr zu verunreinigen, und sie zu einem Cloak für alle Unreinigkeiten zu machen. — Freilich, haben die ersten Christen und ihre Bischöffe in den Kirchen getanzt, so konnten sie ja auch wohl eine Oper, das Donauweibchen zum Beispiel, in den Kirchen aufführen, und so die Flüsse und ihre Gottheiten wieder zu Ehren bringen.

Siebentes Bild.

Wie die Menschen wieder aus Steinen entstehen.

Deukalion und Pyrrha saßen nun auf der Höhe des Parnassus, und fingen an zu weinen. So weint auch wohl ein unschuldiges Kind, wenn es aus der Welt plötzlich in eine Wüste hinaus gestoßen wird, und hätte Ovidius gar nichts von der Frömmigkeit des übergebliebenen Ehepaars erzählt, so würde der einzige Zug: sie weinten, uns ihre Unschuld geschildert haben. Nachdem Deukalion seiner Gemahlin viel Zärtliches zum Trost vordeklamirt hat, und wie er sich ersäuft haben würde, wenn auch sie in den Fluthen ihr Grab gefunden hätte, äußert er den Wunsch, er möchte die Welt wieder bevölkern: diesen Wunsch drückt er mit aller Delikatesse aus, denn er macht dabei seiner theuern Ehehälfte gar keine Zumuthungen, sondern wünscht bloß, wie sein Vater Prometheus Menschen aus Thon zu schaffen. Vielleicht stand er und Pyrrha auch schon in solchen Jahren, wo kein Priester mehr zu ihnen sagen konnte: seyd fruchtbar und mehret euch. Da indessen mit dem bloßen Wünschen

nicht viel auszurichten war, und auch Pyrrha viel Bevölkerungssystem im Kopfe hatte, so wurden sie beide mit einander einig, zu dem Tempel der Themis, der nicht weggefluthet worden war, zu gehen, und sich von der Göttin einen heiligen Orakelspruch ertheilen zu lassen. Die Göttin war auch so gnädig, ihnen die Weisung zu ertheilen, sie möchten nur hingehen, den Kopf verhüllen, und die Gebeine der großen Mutter hinterrücks werfen. Das war nun wohl ein wenig dunkel gesprochen, indessen kam Deukalion bald auf den Einfall, es seyen unter den Gebeinen Steine, und unter der großen Mutter die Erde verstanden. Ohne Verzug machten sie sich nun an die Befolgung des Orakelspruches, und wirklich wurden die Steine, die Deukalion warf, zu Männern, und die der Pyrrha zu Weibern. Daher, schließt der Dichter, sind wir ein hartes Geschlecht, und geben täglich Beweise, welchen Ursprungs wir sind.

Unstreitig dachte König Philipp der Dritte von Spanien an diesen Ursprung der Menschheit, als er im Jahre 1600 seiner Gemahlin den berühmten steinernen Salat schickte, nämlich eine ganze Schüssel voll Edelsteine, worin die Topasen das Oel, die Rubinen den Essig, die Perlen und Diamanten das Salz, und die Sma=

ragden den grünen Salat bedeuteten. Einen solchen Salat würde ich auch zu mir nehmen; aber nicht in den Magen, sondern in die Taschen. Sollte ich aber zuvor die Probe machen, wie der Spanier Petro, der im Jahr 1555 zu Neapel mehr als einmal mit seiner Stirne, wie mit einem Stein, einen Nagel bis zur Mitte in die Wand einschlug, so müßte ich freilich darauf verzichten. Daß man indessen einen solchen Salat in der That essen könnte, wird wohl niemand bezweifeln, der daran denkt, wie viel der Mensch durch Uebung durchsetzen kann. Neuerdings hat man Erdefresser in Amerika entdeckt, und schon zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs hat man auch in Pommern, in der Lausitz und andern Gegenden Deutschlands Erde gegessen. Im Jahre 1719 und 1733 aß man in Winterberg Brod aus Mehlerde von dem unweit davon liegenden Mehlberge; ein solcher Mehlberg wurde auch im Jahre 1720 im Anhalt-Zerbstischen benutzt. Könnten wir nun nicht auch Edelsteine essen? Wenigstens könnten wir sie doch, wie die Hühner kleine Kieselsteine, zur Beförderung der Verdauung mit hinunter schlucken. Was haben wir übrigens in unserm Zeitalter nicht alles schon verdauen müssen?

Jenseits Borja in Peru ist ein Kiesel so sel-

ten als bei uns ein Diamant. Die dasigen Wilden haben daher nicht den mindesten Begriff von einem Stein. Kommen sie nun einmal auf die andere Seite von Borja, so erstaunen sie beim ersten Anblick von Steinen, belasten sich damit, als mit der kostbarsten Waare, und schleppen sie so lange mit sich, als ihnen die Last nicht beschwerlich ist. Rohe Nationen haben wohl von dem Werth und Unwerth der Dinge ihre eigenen Begriffe, aber sind diese Peruaner lächerlicher als mancher Mineraliensammler, der ein ganzes Haus voll Steine zusammenschleppt, und dabei noch tiefer in Schulden geräth? Ich kann überhaupt die tolle Liebhaberei mancher Menschen an Steinen nicht recht begreifen: Stein ist Stein, ja, die Gespräche, die mehrere Mineralienliebhaber mit einander führen, sind zuweilen recht geschickt, die Zuhörer zu versteinern!

In Laguna kam ein Indianer zu dem dortigen Pater Superior, und bot ihm seinen Sohn zum Geschenke an, wenn er ihm eine Axt geben wollte. Als ihm dieser vorstellte, ein Stück Eisen sey ja nicht mit einem Menschen zu vergleichen, antwortete der Wilde ruhig: „Herr, Buben kann ich zeugen, so viel ich will, aber keine Axt; sie ist mir nützlicher als mein Kind, denn ich kann sie lebenslang gebrauchen!“ Wenn viele

Eltern eine wahre Affenliebe zu ihren Kindern zeigen, so beweisen andere dagegen eine steinerne Gleichgültigkeit, und glauben, daß ihnen die Gottheit aus Steinen Kinder erweckt habe, wie sie es dem Erzvater Abraham thun wollte. Es ist in dieser Hinsicht Schade, daß wir nicht wissen, wie innig und rührend die elterliche Liebe Deucalions und Pyrrha's gegen ihre steinernen Söhne und Töchter war, und was sonst noch für häusliche Szenen da vorfielen. Unsere neumodischen Erzieher würden daraus erstaunlich vielen Stoff zu neuen Theorien, daneben auch herrliche Geschicht·n zu einem steinernen Kinderfreund entnehmen können.

Wir brauchen den Ausdruck frostigen Empfang, wo man eigentlich von steinernem Empfange sprechen sollte, indem der Frost die Menschen rüttelt und schüttelt, und an Händen, Zähnen und Füßen zum Zappeln, Klappern und Trappeln bringt, welche Attitüden alle doch da nicht statt finden, wo man kalt aufgenommen wird, indem alsdann die Menschen eher thun, als ob sie von Stein wären. Freilich bringen es unsere ökonomischen Verhältnisse gar oft mit sich, daß wir ein saures Gesicht machen müssen, wenn uns der Freund zu oft beschmarotzt. Ein Beispiel des originellsten Empfangs liefert uns

Jördens in seinen Denkwürdigkeiten deutscher Dichter und Prosaisten. Es kam, erzählt er, der bekannte Volksdichter Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote genannt, nach Berlin, und suchte den damals noch etwas geltenden Dichter Burmann auf. Dieser kannte ihn nicht, daher er sich ihm erst als Wandsbecker Bote vorstellen mußte. Burmann kam hierüber so außer sich vor Freude, daß er sich auf die Erde warf, und jauchzend um den Tisch wälzte. Claudius glaubte diesen solennen Empfang auch nicht frostig erwidern zu dürfen, sondern fiel auch auf den Fußboden nieder, und kollerte nach. Erst nachdem die Runde um den Tisch ein paarmal vollendet war, sanken sich die Dichter in die Arme. Wer wagt es, auf diesen nicht-steinernen Empfang den ersten Stein der Verdammniß zu werfen?

Achtes Bild.

Wie die Thiere wuchsen und Apollo die große Schlange erlegt.

Menschen waren nun wieder auf der Erde da, und Thiere wuchsen für sich selbst, als die Sonne

den Koth und Schlamm, der von der Ueberschwemmung zurück blieb, erwärmte. Gerade so wachsen in Aegypten (Ovid schreibt nach alten Berichten) eine Menge Thiere aus dem Schlamme hervor, den der siebenarmige Nil bei seinem Zurücktreten liegen läßt. Zum Theil kamen die alten Thiergestalten hervor, zum Theil aber ganz neue Wesen. Unter die letztern gehörte auch eine ungeheuere Schlange, Python genannt, die sich neunmal um den Berg Parnassus herumringeln konnte, und nach ihrem Tode einen Raum von hundert Morgen Feld bedeckte. Dieses Ungeheuer erlegte der Gott Apollo, verschoß aber seine ganze Munition dabei, denn erst nachdem er tausend Pfeile auf sie abgeschossen hatte, gab das Unthier seinen Geist auf. Zur Verewigung dieses glorreichen Kampfes stiftete Apollo an Ort und Stelle die pythischen Spiele, wo man um die Wette kämpfte, lief und fuhr, und einen Siegerkranz von Eichenlaub erhielt, indem damals noch kein Lorbeer vorhanden war.

Apollo soll, wie andere Fabeldichter behaupten, erst fünf Tage alt gewesen seyn, als er diese große Heldenthat verrichtete. Prinzen und Göttersöhne haben die Eigenschaften sogleich schon bei ihrer Geburt, welche sich andere Menschen mit großer Mühe erringen müssen. Die Geburt,

scheint es, hat zu allen Zeiten große Wirkungen gehabt, jedoch gab es dann und wann Leute, welche sich dem Mißbrauch, der daraus entstand, widersetzten. Wie bekannt hält es jetzt der Adel an manchen Orten für ein Vorrecht seiner Geburt, Schulden zu machen und nicht zu bezahlen, wahrscheinlich weil das Wegelagern (den Raubritter spielen) jetzt nicht mehr für unsere Zeiten paßt, und daher durch ein Surrogat (jetzt ist ja das Zeitalter der Surrogate) ersetzt werden muß. Die Welt ist sich immer gleich, und was sonst mit Gewalt geschah, geschieht nun durch List. Ich wundere mich daher auch gar nicht, wenn Reisende von Ländern erzählen, deren Justiz so vortrefflich ist, daß man keinen Adelichen Schulden wegen belangen kann. Indessen freut mich doch jener derbe Fleischer der Reichsstadt Worms, welcher den Kaiser Karl den Vierten, der ihm etwas für Fleisch schuldig war, an den Thoren der Stadt anhielt, als er eben hinauszureiten im Begriff war, und ihn nicht eher fahren lassen wollte, bis er von ihm bezahlt wäre. Dieser Monarch war indessen nicht der Einzige, dem ein Gläubiger so grob begegnete. Auch Jacob der Erste von England wurde einst von seinem Hoffattler, der Gerichtsdiener bei sich hatte, Schulden wegen angehalten, als er in den Wa-

gen steigen wollte. Seine Leibgarde wollte freilich Feuer auf den Verwegenen und seine Begleiter geben, aber Jacob wehrte es ab, sagte: „Wer Gesetze giebt, muß sie auch beobachten," und bezahlte den Sattler.

Kennern des Alterthums ist es nicht unbekannt, daß die pythischen Spiele zu Delphi gefeiert wurden, wo sich das berühmte Orakel Apollo's befand. Wer einen Orakelspruch verlangte, mußte erst dem Gott opfern, um zu sehen, ob er ihm angenehm sey, und dieses erfuhr man dadurch, wenn der Stier (es wurde nämlich ein Stier und eine Ziege geopfert) das ihm vorgehaltene Mehl begierig auffraß, und die Ziege am ganzen Leibe zitterte, nachdem sie zuvor mit kaltem Wasser überschüttet wurde. Wahrscheinlich war dieses ein physikalisches Vor-Experiment, denn auch die Pythia zitterte, wenn sie ihre Antwort ertheilte, und an einem Geisenschwanz läßt sich ja wohl eben so gut als an einem Electrometer der Zitterstoff messen, der zur wahren Gottesverehrung gehört. Hat doch auch das Christenthum seine Zeiten gehabt (zum Theil noch hie und da), wo seine Priester ihre Gemeine gern zum Zittern brachten! Die Quäcker (Zitterer auf Deutsch) nehme ich aber davon aus, denn sie zittern bloß für sich, und theilen nicht wie der

Zitteraal ihre Electricität (oder ihren Zitterstoff) andern animalischen und christlichen Wesen in betäubenden Schlägen mit. Wann wird im Christenthume die Zeit quäckerischer Friedfertigkeit und Sanftmuth allgemein anbrechen?

Es ist oft der Fall, daß Kinder über die Entstehung der Menschen nachfragen, und daß man ihnen dann sagt, der Storch bringe sie aus einem großen Brunnen; ja, selbst bei Hochzeiten braucht man den Storch als Spaßmacher, indem man der Braut solche Vögel schenkt, welche Wikkelkinder in ihren Schnäbeln tragen. Ein schöner reiner Sinn mag diese Fabel ausgedacht haben, denn man hat dem Storch bis auf die neueste Zeit viel religiöse Achtung bewiesen, so wie auch der gemeine Mann glaubt, daß ein Storchnest dem Hause Glück bringt, worauf es steht: also mag auch ein Nest voll Kinder, die der Storch gebracht hat, Glück mitbringen. Wollen nun aber die Kinder auch in den Brunnen hinein schauen, und sehen, wie da die Kinder wachsen, so lege man unsern Dichter zum Grunde, und lasse die Kindlein auf die Art entstehen, wie er die Thiere entstehen läßt. Ich kann es nicht billigen, daß man mit Kindern die Naturgeschichte des Menschen so ganz ab ovo zu treiben sucht. In einer Kirche zu Konstanz befindet sich ein Ge-

mälde, die Empfängniß der heiligen Jungfrau vorstellend. Ein langbärtiger Greis liegt auf einem Gewölke, und bläst einen Lichtstrahl von sich, der durch eine in der mittlern Region schwebende Taube fährt, und sie gleichsam aufspießt. Am Ende des Lichtstrahls erblickt man ein Ei von Krystall, worin ein Wickelkind mit einem Heiligenschein, wie ein Insekt in Bernstein, eingeschlossen ist. Die heilige Jungfrau Maria sitzt mit weitgeöffnetem Munde zurückgebeugt in einem Lehnstuhl, um das Ei zu empfangen. — So heilig diese ganze Darstellung ist, so paßt sie doch nicht für Kinder. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß wir es bei der Erziehung der Kinder gar oft so machen, wie Düclos, der Secretär der französischen Akademie, welcher nackt aus dem Bade sprang, um einer umgeworfenen Dame wieder in den Wagen zu helfen, und sich nur darüber entschuldigte, daß er keine Handschuhe anhabe.

Die afrikanische Sprützschlange (unser Bild handelt ja auch von einer Schlange) hat die Gewohnheit, ihr Gift beim Angriff von sich zu sprützen, und dabei nach den Augen ihres Feindes zu zielen, welche sie meistentheils auch trifft, worauf Entzündung und, wenn das Gift nicht schnell mit warmer Milch ausgewaschen wird,

Verlust des Auges erfolgt. O, möchten doch alle Verleumder ihr Gift wie diese Schlange nur nach den geistigen Augen, nach dem Verstande richten, und das Herz unangetastet lassen. Aber was die Natur tief und sorgfältig im Innern verborgen hat, das trifft die Lästerzunge am liebsten und leichtesten, denn wie der Zieler beim Scheibenschießen, eilt jeder hinzu und bestätigt, daß der Schuß der Verleumdung mitten ins Herz getroffen habe.

Neuntes Bild.

Wie Herr Apollo bis über die Ohren in die Daphne verliebt ist.

Die erste bedeutende Liebschaft seines Buchs erzählt uns Ovidius in der unglücklichen Leidenschaft Apolls zur Daphne. Voll Stolz auf seinen errungenen Sieg über die Schlange, ging der Gott einher, und erblickte den kleinen Cupido mit Pfeil und Bogen. Gerade so wie sonst ein Preuße, Oesterreicher u. dgl. über die Soldaten der kleinen Reichsfürsten lachte, wenn er sie erblickte, so lachte auch Apollo über den klei-

nen Götterknaben mit seiner schweren Kriegsarmatur, und sagte, er solle doch seine Waffen ablegen, denn er mache sich bei seiner kleinen Person nur lächerlich damit. Cupido ärgerte sich nicht wenig über diese Beleidigung, antwortete bloß: „so wie deine Pfeile alles treffen, so soll dich mein Pfeil treffen,“ nahm sogleich zwei Pfeile aus seinem Köcher, einen stumpfen und einen spitzigen, und schoß den erstern auf die Nymphe Daphne, und den zweiten auf Apollo. Der scharfe Pfeil machte verliebt, der stumpfe aber der Liebe abgeneigt. Nun wurde Herr Apollo bis über die Ohren in die Daphne verliebt, und diese in demselben Grade allen Liebesabentheuern spinnenfeind. Ermeldete Mamsell Daphne war wie die natürliche Tochter des Herrn von Göthe, ein wildes Mädchen, dessen liebste Beschäftigung die Jagd ist, und das für die eigenste Weiblichkeit keinen Sinn hat. Garstig war sie übrigens gar nicht, daher ihr Vater Peneus oftmals in sie drang, einem ihrer zahlreichen Freier die Hand zu reichen, und ihm so Eidam und Enkel ins Haus zu bringen: aber schmeichelnd bat sie den Vater, sie im ledigen Stande verbleiben zu lassen. Als nun Herr Apollo anfing ihr die Cour zu machen, sie wegen ihrer Schönheit zu loben u. s. w., lief sie ihm sogleich davon. Apol-

lo rief ihr nach, sie solle doch nicht so springen, sie könne ja fallen, oder sich an einem Dorn ritzen, er sey der mächtige Gott Apollo, der viele Länder, Städte und Inseln besitze (die Götter nannten sich nur Könige und Fürsten von solchen Ländern, die sie wirklich besaßen, nicht wie unsere Könige und Fürsten von solchen, die sie gern haben möchten), der prophezeien, musiziren und Kranke kuriren könne: aber alles half nichts, und Daphne sprang nur um so schneller. Ihr im Wind flatterndes Gewand, ihre fliegenden Haare, der ganze sich jetzt freier zeigende Reiz ihrer schönen Gestalt entflammte den Gott nur desto stärker, und so lief er ihr schnell wie ein Windspiel nach, um sie zu fangen. Schon hatte er sie eingeholt, und wollte sie eben ergreifen, da rief sie ihren Vater um Beistand an (ihr Vater war ein Flußgott), und schnell umhüllte eine rauhe Rinde ihren schönen Körper, ihre Haare wurden zu Laub, ihre Arme zu Aesten, der so flüchtige Fuß wurzelte im Boden fest, und der umarmende Gott hielt einen Lorberbaum statt der schönen Nymphe in den Armen. Aber ihr Herz schlug noch unter der Rinde fort, und der Gott konnte nicht unterlassen, den Baum zu küssen, und ihn feierlich zu seinem Lieblingsbaum zu erheben, von dessen Zweigen Dichtern und Helden zum

Preise Kränze gewunden werden würden. Dieses gefiel dem fühlenden Baume, und mit seinem Wipfel winkte er Beifall.

Wenn man bedenkt, wie leicht heut zu Tage Musiker ihr Glück bei den Frauenzimmern machen, so wundert man sich billig, daß Apollo bei der Daphne nicht ankommen konnte. Er schrie es ihr freilich nach, daß er musiziren könne: hätte er ihr dafür nur einige Zeit lang auf der Leier Stunden gegeben, so würde sie schon kirre geworden seyn, und andere Saiten aufgezogen haben. Apollo war eigentlich mehr als bloßer Leiermann, denn er bekleidete auch die Würde eines Musik-Intendanten am olympischen Hofe. Ein Musik-Intendant ist nämlich an den Höfen von Adel und hat die Musiker unter seinen Befehlen: Apollo war ebenfalls von Adel und commandirte die Musen, aus welchen bekanntlich die olympische Hofkapelle bestand. Im Campe'schen Verdeutschungs-Wörterbuch wird Intendant gar nicht gefunden, noch weniger übersetzt. Ich schlage daher vor Musik-Intendant durch Pfeiferkönig zu übersetzen. Dieses war bekanntlich im Elsaß eine adeliche Charge und seit 1100 an die Herren von Rappoltstein verlehnt, welche auch bis auf die Revolution die Würde eines Oberhaupts aller elsasser Musikanten behaupte-

ten. Wird der Ausdruck Pfeiferkönig wieder gang und gebe, dann werden auch wohl die Stadtmusiker wieder zu der schönen Benennung Stadtpfeifer zurückkehren.

Wenn ich daran denke, daß einst ein schönes Mädchen in einen Baum verwandelt wurde, aus dessen Beeren ein Oel bereitet wird, das sowohl zu einer Salbe gegen die Krätze, als zu einem Klystierwasser dient, wie dieß alles mit dem Oele der Lorberen der Fall ist, so muß ich fast weinen, daß so viel Schönheit und Anmuth sich zu so häßlichem Gebrauche hergeben mußte. Daß Lorberblätterdekokt gegen Zahnschmerzen gebraucht wird, halte ich weniger für Entweihung, als daß man eine Art des Lorberbaumes aus Mißverstand des Wortes Advagdo Advokatenlorber nennt. Freilich sollten so unpoetische Dinge und Personen als Zahnschmerzen, Krätzsalben, Klystiere und Advokaten sind, gar nicht bei einem Baume, der ein verwandeltes schönes Mädchen ist, vorkommen, aber da die schönen Zähne der Frauenzimmer dem Zahnweh am meisten mit ausgesetzt sind, so mag der Gebrauch eines Lorberblätterdekokts immerhin passiren. Doch will ich bemerken, daß in dem ganz funkel nagelneuen lustigen Weiberkalender von Basilius Immerdurstig, ein anderes proba-

tes Mittel gegen das Zahnweh angegeben wird, mit folgenden Worten: „Wenn du große Zahnschmerzen hast, so nimm Morgens früh ein Maul voll frisch Brunnenwasser, halte die Posteriora über ein brennendes Feuer so lange, bis das Wasser im Maul anfängt zu sieden, so vergeht aller Zahnschmerzen. Probatum est.“

Begreifen kann ich aber nicht, wie Dichter und Helden auf gleiche Weise ein Lorberkranz zieren kann, da die Vortrefflichkeit beider auf so ganz verschiedenen Wirkungen beruht. Es wundert mich daher auch, daß keiner unserer Psychologen den Grund dieses Gebrauchs in der Stimmung aufgesucht hat, in welcher der siegende Held und der dichtende Sänger sich befinden; noch mehr wundert's mich aber, daß die Helden es sich von jeher haben gefallen lassen, den Lorber mit den Dichtern zu theilen.

Zehntes Bild.

Wie Jupiter nach dem Sprichwort lebt: Im Dunkeln ist gut Munkeln.

Die Tochter des Flußgottes Inachus, Namens Io, hatte die Gnade, das Augenmerk des größten aller Götter, des Herrn Jupiter auf sich zu ziehen. Das schöne jungfräuliche Geschöpf gefiel dem alten Sünder, der seiner Frau Gemahlin gar zu gern untreu wurde. Er stellte sich ihr also unverzüglich vor, und suchte sie zu einem traulichen Spaziergang in schattige Wälder zu bereden: wenn sie sich dabei etwa vor wilden Thieren fürchtete, so solle sie sich nur auf ihn verlassen, sagte er, denn er sey kein gemeiner Gott, sondern der mächtigste von allen, dessen Szepter der Blitz sey. Das Mädchen gab ihm indessen wenig Gehör, und lief davon. Herr Jupiter war sogleich hinter drein, ließ eine augenblickliche Finsterniß entstehen, fing dann das Mädchen, und pflegte der Liebe mit ihr. Gerade wie er in der Mitte seiner süßen Beschäftigungen war, schaute seine Hausfrau, Madame Juno, vom Himmel, und erblickte die dicke Finster-

niß auf einem Erdstrich, während die Sonne doch im hellen Mittag stand. Das Ding kam ihr verdächtig vor, sie sah sich nach ihrem Herrn Gemahl um, und auch dieser war nirgends zu finden. Sogleich witterte sie Unrath, senkte sich flugs vom Olymp herab, und hieß die Nebel, von denen die Finsterniß herkam, sich zerstreuen. Allein Herr Jupiter hatte sich so etwas versehen, und verwandelte stracks die schöne Jo in eine Kuh. Frau Juno fand nun freilich statt einer Schönen ein Rind, allein sie wußte schon, wie sie daran war, lobte das Thier außerordentlich, und bat es sich zum Geschenk aus. Was wollte Jupiter machen? Er gewährte zur Erhaltung des Hausfriedens seiner Gemahlin ihre Bitte, und schenkte ihr die Kuh. Juno übergab sie sogleich dem hundertäugigen Argus mit dem Befehl, sie ja nicht außer Augen zu lassen. Argus konnte dieses sehr leicht, denn er schlief gewöhnlich nur mit zweien Augen, und wachte mit den übrigen acht und neunzig. Indem nun Argus die Kuh von einem Tag zum andern auf die Weide trieb, konnte Jupiter die Geschichte nicht länger mehr ansehen, und schickte seinen Sohn Merkur ab, um den Argus durch List zu tödten. Merkur verkleidete sich in einen Ziegenhirten, und kam mit einer Heerde Ziegen in die Gegend, wo Argus

die Kuh hütete, machte mit ihm Bekanntschaft, und pfiff ihm auf einer Papagenospfeife seine Töne vor. Diese Pfeife gefiel dem Argus, und er ließ sich nun von dem Merkur weitläuftig erzählen, wie Pan dadurch Erfinder dieser Pfeife geworden sey, daß ihn die geliebte Nymphe Syrinx geflohen, und bei seiner Verfolgung in Schilfrohr verwandelt worden wäre, daraus er denn zum Andenken die erste Pfeife dieser Art verfertigt habe. Diese Erzählung hatte, wie die meisten Gedichte und Romane unserer neuesten Zeit, viel einschläfernde Wirkung, so daß Argus auch endlich anfing zu schnarchen, und dadurch dem Merkur die schönste Gelegenheit gab, ihm den Kopf abzuhauen. Juno, die den Argus und seine Kuh nie aus den Augen ließ, versetzte darauf seine hundert Augen auf den Schwanz ihres Leibvogels, des Pfauen, und hetzte die arme Io durch die Furien von einem Lande ins andere, bis sie endlich auf Jupiters Bitten sich besänftigen ließ, und der Io ihre menschliche Gestalt wieder gab, worauf diese als Isis nebst dem vom Jupiter gebornen Sohn Epaphus in Aegypten göttlich verehrt wurde.

So wie im vorstehenden Bilde Juno zum erstenmal als eifersüchtige Hausfrau auftritt, so bleibt sie es immer. Dem weiblichen Herzen ist

auch Eifersucht in dieser Hinsicht mehr eigen als dem männlichen. Nur ein einziges Beispiel ist mir vorgekommen, wo eine Frau aller Regungen der Art Herr wurde. Der Dichter Bürger erzählt nämlich in der Selbstcharakteristik, die er seiner dritten Frau von sich machte, folgendes: „Ich habe schon zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Ich heirathete die erste, ohne sie zu lieben, ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals fast noch ein Kind war, in meinem Herzen. Ich hielt dieß für einen Fieberanfall, der sich bald geben würde, aber mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. Wäre das mir angetraute Weib von gemeinem Schlage und minder billig und großmüthig gewesen, so wäre ich zuverlässig zu Grunde gegangen. Aber was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere in geheim es wirklich zu seyn; u. s. w.“ Es ist freilich wahr, Bürger sagt, seine Frau sey von einiger Herzensgleich-

gültigkeit gegen ihn in vorliegendem Falle unterstützt worden, und in eben dem Maaße, als er die Schwägerin geliebt habe, habe ihn diese wieder geliebt: aber selbst bei der größten Herzensgleichgültigkeit, wollen die Weiber insgemein nicht gern etwas von solchen Ehen zur linken Hand wissen.

Glück und Unglück ist von jeher in der Welt beisammen gewesen, und so wie die arme Jo als Kuh von den Furien gemartert wurde, und Argus das Leben verlor, so gewann dafür der Pfau die schönen Federn seines Schwanzes. Nie würde auch ohne diese Begünstigung des Pfaues, sein Braten zu einem Schaugericht geworden seyn, über welchem einst die französischen Ritter ihre Pfauengelübde feierlich ablegten, denn dazu gehörte der volle Schmuck seiner Federn. So wunderbar hängt alles in der Welt zusammen, daß erst ein Mensch mit hundert Augen geboren und dann umgebracht werden muß, damit die Ablegung eines Gelübdes mit mehr Feierlichkeit, d. h. mit mehr Heiligkeit und Verbindlichkeit geschehen kann! Die Pfauen sind indessen auch Vögel, deren Weibchen Windeier legen können. Oefters war ein solches solennes Ritter-Gelübde eine Verpflichtung, deren Resultat Windeier, wo nicht werden sollten, doch wurden. Auch

die Turniere hatten größtentheils keinen höhern Zweck, als sich herumzustoßen und herumzuhauen. Nur einmal finde ich bemerkt, daß ein Turnier Gold und Silber in großer Menge eintrug. Heinrich der Erlauchte, Markgraf zu Meissen, hielt im Jahre 1265 zu Nordhausen ein Turnier, und ließ neben den Schranken einen ganz massiv silbernen Baum aufrichten, der halb mit silbernen und halb mit goldenen Früchten geziert war. Wer die Lanze an dem Gegner geschickt zu brechen wußte, erhielt ein silbernes, wer den andern vom Pferde stach, ein goldenes Blatt, und der beste Preis überhaupt war der ganze Stamm des silbernen Baumes. — Da konnte man wirklich, wie dieser Markgraf zu thun pflegte, Potz Hammer! ausrufen.

Eilftes Bild.

Von einem naseweisen Jungen, Namens Phaethon.

Ein Spielgenosse des Epaphus war der Sohn des Sonnengottes, Namens Phaethon. Als dieser sich einst auf seinen hohen Ursprung zu viel

zu gute that, lachte ihn Epaphus aus, und meinte, die Sache sey so ausgemacht nicht, als er sich einbilde. Phaethon war darüber höchst aufgebracht, klagte die erlittene Beleidigung seiner Mutter, und diese rieth ihm, in den Sonnenpallast hinaufzusteigen und den Sonnengott selbst wegen seiner Geburt um ein Zeugniß zu bitten. Phaethon ließ sich das nicht zweimal sagen und ging zum Pallaste seines Vaters. Der Sonnengott Phöbus nahm den Jüngling sehr gut auf, und versprach ihm jedes Zeugniß, das er wegen seiner väterlichen Abstammung begehrte, zu ertheilen. Phaethon verlangte, er solle ihn einen Tag lang den Sonnenwagen lenken lassen. [Nach den Vorstellungen der Alten fährt der Sonnengott auf einem mit Pferden bespannten Wagen am Himmel herum]. Der Vater willigte nur ungern in diese Bitte, denn er sah das kommende Unheil voraus; indessen setzte sich der Sohn muthig auf den Kutscherbock und fuhr auf gut Glück zu. Allein er war nicht im Stande, die muthigen Pferde im Geleise zu erhalten; sie gingen durch, kamen mit dem Wagen der Erde zu nahe, daß diese fast ganz in Brand gerieth, und hätten sonst noch allerlei Unglück angestellt, wenn nicht Jupiter den verwegenen Jüngling mit dem Blitze vom Wagen geschmettert hätte. Die Schwe-

stern Phaethon's, welche sich über den Tod ihres Bruders fast zu Tode grämten, wurden in Bäume verwandelt, deren Harz zu Bernstein wird. Außer ihnen war noch an den Aethiopen (Mohren) eine Veränderung vorgegangen, denn als Phaethon zu nahe über ihrem Lande wegfuhr, verbrannten sie die Haut und wurden schwarz.

Das größte Wunder in der Bibel soll seyn, daß der Prophet Elias auf einem feurigen Wagen gen Himmel fuhr, ohne sich auf seinem Hintersitz zu verbrennen. Ovid erzählt, daß Phöbus das Gesicht seines Sohns mit einer Salbe bestrichen habe, damit er die große Helle des Sonnenwagens aushalten könne. Das war also a priori gesorgt; aber wie sah es denn a posteriori aus? Der Dichter schweigt davon. Daß das Sonnenlicht manchem Menschen nicht wohl bekommt, wissen wir nur gar zu gut, daher es auch mehrere Arten von Nachtarbeitern und Nachtarbeiterinnen giebt; aber wie kam wohl der Gelehrte Mezerai, der sonst eine ehrliche Haut war, dazu, daß er nur bei Licht arbeitete, am Tage alle Fenster seines Zimmers verdunkelte, und sogar die ihn besuchenden Personen am hellen Mittage mit dem Lichte in der Hand bis vor die Hausthüre begleitete? Da hatten doch jene Mädchen, welche sich vom Herrn von Matthison mit

dem Brennglas ein Loch in ihre Schürzen brennen ließen, mehr Freude an dem Sonnen-Licht und Feuer. (In Matthison's Erinnerungen wird die Veranlassung dieser Schürzenbrennerei ganz umständlich erzählt, daher wir die Leser wegen des Weitern dorthin verweisen.)

Villoison erzählt in seinen Fragmenten über die griechischen Inseln, (Miszellen f. die neueste Weltk. von 1812, Nro. 73.) daß er am 5. Jul. 1785, am Vorabende des Johannisfestes, Augenzeuge war, wie die Griechen auf Zea Feuer anzündeten, darüber wegsprangen, und schrien: „Da lasse ich meine Sünden; da lasse ich meine Flöhe!" Am andern Morgen sah er eine Menge Weiberröcke unter den Fenstern ausgebreitet, damit der Johannisthau für das ganze Jahr das Ungeziefer daraus vertreibe. Vielleicht war es auch bei jenem großen Weltbrande unter Phaethon's schlechter Sonnenregierung, daß die sonst weißen Flöhe braun wurden, gerade wie die Aethiopen schwarz. Denn das Johannisfest ist zugleich auch ein Sonnenfest, weil zu dieser Zeit der längste Tag eingetreten ist, und durch angezündete Feuer verehrten viele Völker des Alterthums die Sonne. So wird erst die sonderbare Association von Flöhen, Feuern und dem Johan-

nisfeste recht begreiflich, ja wunderschön, und wem dabei alle seine Sünden einfallen, wird gern wünschen, sie wie die Griechen durch einen Sprung über das Feuer verlieren zu können. Wie sich aber Flöhe und Sünden weiter zusammen reimen, dieß möchte wohl nur ein Theologe passend auszuführen vermögen. Die Peruaner gerathen bei Sonnen- und Mondsfinsternissen in die größte Angst, schreien und weinen, schlagen die Hunde, und rühren die Trommeln: sind aber die Verfinsterungen vorüber, dann bedanken sie sich bei den großen Weltlichtern, und freuen sich, daß dieselben ihre Klagen gehört und nicht gestorben sind, sich auch nicht von dem bösen Geiste haben fressen lassen. Bei Verstandesverfinsterungen wäre es nun gar nicht übel, wenn das Prügeln der Hunde wieder Licht verschaffte, ja diese nützlichen Thiere würden vielleicht wieder steuerfreie Staatsbürger werden, wenn sie in den Wissenschaften und in der Politik ein neues Licht aufzustecken vermöchten; aber ob ich einen Hund prügeln würde, um mir den dunkeln Vergleich der Sünde mit Flöhen aufzuhellen, lasse ich vor der Hand noch unentschieden, ob ich mir es gleich gern vergeben würde, in theologischen Angelegenheiten keinen Hund aus dem Ofen locken zu können.

Einer Nutzanwendung kann ich mich aber nicht entschlagen. Die Jugend traut sich das alles zu, was der reife Mann mit vieler Ueberlegung und langerworbener Geschicklichkeit ausführt: das Alter gilt bei ihr fast gar nichts. Unsere liebe deutsche Jugend ist in dieser Hinsicht besonders wohlgezogen. Der Student nennt alles Philister, was nicht Student ist, und belegt mit diesem verächtlichen Namen sogar diejenigen Stände, in die er einst überzutreten sucht. Das ist wirklich mehr als Phaethon, und es wäre einmal Zeit, daß ein akademischer Jupiter mit dem Blitz darein schlüge, und den Augenblick herbei führte, wo man sagen könnte: Philister über dir Simson! Die höchsten Staabsoffiziere der Janitscharen heißen Saparschibaschi, Samsindschibaschi, Durmadschibaschi, d. h. Windspielbascha, Kranichbascha, Geierbascha, gleichsam als ob die Janitscharen nichts als reducirte Jägercorps wären. Ein Soldat mag wohl mit Geiern, Kranichen und Hunden verglichen, und von daher benahmt werden können: aber wie kommen Pastoren und andere geduldige Herren in es und us dazu, von den streitfertigen Philistern einen Spitznamen zu erhalten?

Zwölftes Bild.

Wie allen Wirthen zum Schwan zum Trost der erste Schwan geschaffen wurde.

Der König Cycnus von Ligurien, ein Oheim Phaethon's, beklagte das schmähliche Ende seines Neffen gar sehr. Aber diese Wehklage bekam ihm sehr übel. Seine Stimme ward schwächer, ein grauer Flaum überzog seinen Körper, lang streckte sich der Hals hervor, eine Schwimmhaut wuchs zwischen den Zehen, seine Arme wurden zu Fittigen, die Lippen verzerrten und verhärteten sich zu einem hornenen Schnabel, und so flog er in einen Schwan verwandelt den stillen Gewässern zu, die er sich fortan zum Aufenthalte erkohr.

Der Herzog von Buckingham, welcher unter der Regierung der Königin Elisabeth lebte, glaubte bekanntlich von einem Schwane abzustammen, wie dieses unter andern in den Noten zu Shakespear's Heinrich VIII, Actus I, Scene 2 bemerkt wird. Wahrscheinlich war dieses ein adelicher Stolz, weil der erste Schwan in der Welt überhaupt ein verwandelter König war, wie unsere Fabel lehrt, denn Buckingham hatte

seine größte Freude, wenn man ihm über seine gefiederte Abkunft Schmeicheleien sagte. Wenn die Menschen überhaupt nicht voll Schwachheiten wären, so wüßte ich wirklich nicht, ob es mich mehr freuen sollte, von einem Schwan als von einem Menschen abzustammen. Indessen ist es wirklich Manchem nur darum zu thun, von andern ausgezeichnet zu seyn, mag dann auch etwas Albernheit mit dabei hervorschimmern. So war Du Vauciere zu Paris auf sein Ordensband so stolz, daß er es nie ablegte, sondern überall trug, sogar auch im Bette und im Bade, und endlich darin auch starb. Für das Bad hatte er sich eins aus Blech machen, und mit den gehörigen Farben bemalen lassen.

In den frühern Zeiten wurde in England ein großer Lärmen mit den Schwänen getrieben. Nach einer Akte des Königs Eduard des Vierten durfte außer den Söhnen des Königs niemand einen Schwan halten, der nicht jährlich 5 Mark Einkünfte hatte, und nach einer andern Akte wurde derjenige, der Schwaneneier stahl, mit einem Jahre Gefängniß und einer Geldstrafe belegt. Wurde jemand überwiesen, daß er auf einem offenen und gemeinen Flusse einen Schwan gestohlen hatte, so wurde der Schwan mit dem Schnabel aufgehangen, und der Dieb mußte so

lange Waizen auf den Kopf des Vogels schütten, bis er ganz damit bedeckt war: dieser Waizen gehörte dem Eigenthümer als Entschädigung. Eine ähnliche Strafe könnte man sehr passend auf den Ehebruch setzen: der Ehebrecher müßte zur Entschädigung des beleidigten Gemahls so lange Schnupftabak auf den Kopf der Ehebrecherin schütten, bis diese über und über davon zugedeckt wäre, und der Gemahl hätte das Recht, diejenige Sorte Schnupftabak zu bestimmen, die hierzu gebraucht werden sollte.

Die Dichter des Alterthums haben sich sehr gern mit Schwänen verglichen. Man hat dieses sehr ungereimt gefunden, indem der Schwan bekanntlich keine sehr poetische Stimme hat. Indessen hat uns neuerdings Herr Reinbeck belehrt, daß es in Rußland eine Art Schwäne geben soll, deren Gesang gar nicht unangenehm klingt, besonders wenn mehrere zusammen singen, woraus denn eine sehr schöne Harmonie entsteht. (Man sehe nur dessen Beschreibung seiner Reise von St. Petersburg nach Deutschland.) Ich habe nichts dagegen, und glaube eben so fest an diese Behauptung, als an das dichterische Talent dieses Herrn. In Zukunft wird also die Erklärung derjenigen Ode des Horaz, worin er seine Unsterblichkeit verkündigt, die 20ste des zweiten

Buchs, auf die russischen Schwäne ein wenig Rücksicht nehmen müssen. Diese Ode ist mir immer sehr merkwürdig gewesen. Horaz meldet ganz treuherzig, daß er nicht sterben, sondern als ein Schwan in die Höhen der Verklärung entfliegen werde, und er sieht es schon im Geiste voraus, wie er eine rauhe Gänsehaut bekommen, und mit schneeweißen Flaumen überzogen werden würde. In dieser Umwandlung will er nach dem Bosporus, den gätulischen Syrten, und den hyperboreischen Gefilden, d. h. nach Konstantinopel, Algier, Tunis, Tripolis, Fetz und Marokko und Sibirien fliegen, auch Bekanntschaft mit den Colchiern, Daciern, Gelonen, und den Menschen am Ebro und der Rhone machen. Die Colchier wohnten bekanntlich am schwarzen Meere, die Dacier an den beiden Ufern der Donau in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina, und die Gelonen sind nichts weiter als Tartaren. In dieser seiner Prophezeiung hat er sich also gewaltig geirrt, denn die wenigsten dieser Völker wissen etwas von seinen Gedichten, dagegen die liebe deutsche Jugend, der er in seinen Oden nicht wenig Trümpfe giebt *), sich fast halb zu

*) Er nennt sie z. B. die wilde Brut der blauäugigen Germania. Man sehe Oden IV, 5. IV, 14.

Tode an ihm studiren muß: das heißt doch feurige Kohlen auf das Haupt des Feindes sammeln! Indessen darf man sich nicht an das kehren, was die Dichter und Dichterinnen auf ihrem Sterbebette thun. So erzählt Brantome in seinen Dames galantes T. II. p. 133, daß das Hoffräulein Limeuil, die wie Horaz Satiren geschrieben hatte, auf ihrem Todtenbette ihren Diener kommen ließ, der hübsch auf der Geige spielen konnte. Zu diesem sagte sie: „Geschwind, spiele einmal eins auf! Nur immer darauf zu, bis ich todt bin, denn es wird nicht lange mehr dauern. Spiele mir die Niederlage der Schweizer, und kommst du auf die Worte: alles ist verloren, so wiederhole es vier bis fünfmal, und zwar so herzbrechend wie möglich!" Der Bediente that es, sie sang dazu, und als sie an die bezeichnete Stelle kam, sagte sie zu den Umstehenden: Mit diesem Striche ist alles verloren, und zwar mit aller Ergebung, und verschied.

Die Dichter sind gern excentrisch. Rotrou, ein französischer Dichter, war ein leidenschaftlicher Spieler, und wollte sich diese Leidenschaft

und mehrere Stellen. Vielleicht hat er hierbei an deutsche Studenten gedacht.

gern abgewöhnen. Wie fing er es an? Wenn er für ein Schauspiel Geld bekommen hatte, so hob er es nicht in einer Kasse auf, sondern warf es in einen Haufen Reisig, den er in einer Kammer verschlossen hatte. Wollte er nun ausgehen, um ein Spielchen zu machen, so war er genöthigt, seinen Reisigshaufen erst durchzusuchen, um Geld zu bekommen. Diese Operation war aber so beschwerlich für ihn, daß er nur wenig Geld zusammensuchte, um es zu verspielen, und sich so nach und nach von seiner Leidenschaft befreite. Eben so eigen war der Dichter Malherbe. Sobald seine sieben bis acht Strohstühle von Besuchenden besetzt waren, schloß er die Thüre ab, und kam jemand, so rief er: Wartet, es sind keine Stühle mehr vorhanden! Eben so ließ er sich, wenn er Abends mit der Laterne nach Hause ging, nicht gern aufhalten, sondern berechnete sogleich den Werth seines Lichtes, und setzte ihn gewöhnlich höher an, als den Werth dessen, was man ihm erzählte.

Dreizehntes Bild.

Von der Herzensangelegenheit Jupiters mit der Callisto.

Nach dem ungeheuern Erdbrande, wobei auch der Himmel mit gelitten hatte, unternahm Jupiter eine Inspectionsreise, um zu sehen, ob nicht hie und da Beschädigungen auszubessern wären. Auf dieser Tour sah er in Arkadien die schöne Jägerin Callisto, eine Tochter des Lykaon *), welche zu der Suite der Diana gehörte: sie hatte sich eben in den Wald hingesetzt, um auszuruhen. Jupiter, der besonders bei einsamen Mädchen nicht leicht kalt blieb, fühlte sogleich den Liebesteufel in sich. Zwar war ihm ein wenig vor seiner Frau Gemahlin Angst, indessen meinte er, diese Ausbrüche ihrer Eifersucht wären ja wohl noch zu ertragen. Er verwandelte sich also in die Göttin Diana und nahte unter dieser Gestalt der Jungfrau. So machte er das Mädchen kirre, und als er sich endlich als Mann zeigte, war aller Widerstand vergeblich. Siegreich kehrte er in den Himmel zurück, aber das

*) Der Dichter erzählt nicht, wie sie aus der Sündfluth übergeblieben ist.

Bayerische Staatsbibliothek München

Mädchen war ganz verstört. Immer in sich gekehrt, zog sie jetzt im Geleite der Diana herum, bis sich nach einiger Zeit Folgen zeigten, und die auf weibliche Ehre streng haltende Diana sie aus ihrer Suite fortjagte. Sie gebar endlich den Knaben Arkas. Juno hatte sie schon lange auf dem Korne: sie verwandelte sie in eine Bärin. Jupiter aber versetzte sie hierauf nebst ihrem Sohne unter die Gestirne, wo die Mutter das Gestirn des Bären, der Sohn aber das des Bärenhüters bildet.

Es ist ein großer Vortheil, in einer großen Stadt zu wohnen. Schon mehrmals habe ich Veranlassung gehabt, in meinen Erklärungen der Posteriora zu gedenken, und dafür werden mich gewiß die meisten meiner verehrlichen Zuhörer und respectiven Leser für einen Kleinstädter halten. Wenn aber der Freimüthige neuerdings erzählt, daß Pontoppidan in seiner Naturgeschichte Norwegens von den Bären sagt: In Norwegen darf ihnen eine Dame nur die entblößten Posteriora zeigen, so laufen sie, so weit sie können; so ist jedermann der Meinung, daß der Freimüthige auch in dieser Stelle großstädtisch, d. h. wohlgezogen, ehrbar und honett, daneben auch schön und nachahmungswürdig gesprochen habe. Man hat

also wirklich über herbes Geschick zu klagen, wenn man nicht in Berlin geboren ist, oder daselbst leben kann.

Die Lappländer nennen den Bären Hund Gottes, und trauen ihm die Stärke von zehn Menschen, und den Verstand von zwölfen zu: mitunter nennen sie ihn auch den alten Mann im Pelzkleide. Meinetwegen möchten sie ihm den Verstand von hundert Menschen beilegen, denn seit ich die Anecdote las, daß der Pater Mavillon in seinem 26sten Jahre seinen Blödsinn dadurch verlor, daß er bei einem Fall mit dem Kopfe an die Ecke einer steinernen Wand stieß und wegen starker Beschädigung trepanirt wurde, wodurch er einen hellen Verstand und ein erstaunendes Gedächtniß erlangte, will es mich bedünken, als ob es überhaupt nicht viel mit dem menschlichen Verstande sey. Heinrich der Vierte von Frankreich hatte daher nicht Unrecht, daß er Esel und Menschen für eins nahm. Als er nämlich durch eine kleine Stadt zog, wurde er vom Magistrate bekomplimentirt, aber während der Redner des Magistrats zu sprechen anfing, ließ sich auch ein Esel hören, der in der Entfernung von zwanzig Schritten von dem König stand: „meine Herren," sagte Heinrich, „rede einer nach dem andern, sonst bin ich nicht im

Stande, sie zu verstehen.“ Daher konnte auch ein Esel ganz schicklich der Verbesserer einer deutschen Universität werden. Wegen seines Gleichnisses, wo ein Esel zwischen zweien Habersäcken den freien Willen repräsentirt, mußte bekanntlich Buridan aus Paris entfliehen, wodurch er Verbesserer der Universität zu *** (lieber Leser, schlage den Namen in der Geschichte auf!) zu werden das Glück hatte.

Der Neger Thomas Fuller, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Virginien lebte, war ein großer Kopfrechner, ohne dabei lesen und schreiben zu können: anfangs übte er sich, bis zehn zu zählen, hernachmals zählte er die Haare in einem Kuhschwanz, 2872 an der Zahl. So viel Schnack treibt die Natur mit uns, daß sogar ein Kuhschwanz die Stelle eines Professors der Mathematik vertreten, und einen Mohren das Rechnen lehren kann. Daher verdenke man es den Lappen ja nicht, wenn sie dem Bären den Verstand von zwölf Menschen beilegen.

Komisch ist die Behauptung, daß die Bären Weiber entführten, und zu ehelichen Zwecken bei sich behielten. Flemming erzählt dergleichen Geschichten in seinem vollkommenen deutschen Jäger. So viel ist gewiß, daß manche Affenarten außerordentlich auf die Weibspersonen eifersüchtig

sind, die sie öfters um sich sehen, und es durchaus nicht leiden können, wenn eine Mannsperson diesen liebkost. Vielleicht mögen die Bären noch ärger seyn. Indessen kann man ihnen ja das Handwerk leicht legen, wenn man es so macht, wie die Südamerikaner, die die Bären auf eine gar lustige Weise fangen. Zu Pferde erwarten sie nämlich den Angriff des Bären, werfen ihm dann eine Schlinge um den Hals, deren Ende an dem Sattel befestigt ist, und galoppiren davon. Der ungeschickte Bär ist nicht vermögend, so schnell zu folgen, besonders da er stets nach der Schlinge greift, um sich los zu winden; er verwickelt sich daher und wird erdrosselt. Wenn die Frauen in solchen Schlingen ihre Liebhaber (seyen diese nun entweder vom Bären- oder Menschengeschlechte) fangen wollten, so würde diesen bald alle Liebe und Entführung vergehen. An den römischen Festtagen durften nur Wittwen heirathen, aber nicht Jungfrauen, ferner durfte man Vögel fangen, aber nur schädliche, und für Maulthiere, Pferde und Esel gab es gar keine Ferien. Ovidius übergeht es mit Stillschweigen, ob Jupiter die Callisto an einem Sonn- und Feiertag, oder an einem gewöhnlichen Werktag verführt habe. Ein Dichter unserer Zeit würde überhaupt die ganze Sache anders

vorgestellt haben. Jupiter könnte z. B. ein Vogelsteller seyn, der im Walde seinen Vogelheerd aufgeschlagen hat. Callisto kömmt gelegentlich zu ihm, spricht mit ihm, läßt sich die gefangenen Vögel zeigen, und endlich selbst in seinem Vogelgarn fangen u. s. w.

Vierzehntes Bild.

Wie ein Rabe gescheider ist als mancher Mensch.

Nach der deukalionischen Sündfluth gab es schon Raben, aber sie waren nicht schwarz, sondern weiß. Einen solchen weißen Raben hatte der Gott Apollo seiner Geliebten, der Coronis, als Aufseher und Schirmvogt beigegeben. Indessen blieb demungeachtet Coronis ihrem göttlichen Liebhaber nicht treu, sondern gab sich auch mit andern ab: der Rabe machte sich sogleich auf den Weg, um dem Gott die Untreue der Geliebten zu verkünden. Auf diesem Wege begegnete ihm die Krähe, hörte den Inhalt seiner Staffette, und rieth ihm ab, solche verdrießliche Nachrichten zu hinterbringen. Sie erzählte ihm dabei ihre ei-

gene Geschichte, die wir im folgenden Bilde darstellen werden; aber der Rabe ließ sich nicht abwendig machen, sondern eilte auf seinen Courierflügeln seinem Herrn zu, und erzählte ihm das Vorgefallene. Apollo erschrack nicht wenig, ergriff in der Aufwallung des Zorns seinen Bogen, und schoß die arme Coronis todt. Doch bald gereute ihn seine That, er beweinte seine voreilige Hitze, nahm den Sohn, den ihm Callisto gebären wollte, aus ihrem Schooß, übergab ihn dem Centauren Chiron zur Erziehung, und verwandelte die weiße Farbe des Raben in die schwarze. Dieses auf so wunderbare Art zur Welt gekommene Kind ward der Gott der Aerzte und bekam den Namen Aeskulap.

Schon zweimal hat der Dichter uns von den Liebschaften Apollo's erzählt, und jedesmal nahmen sie einen unglücklichen Ausgang. Wenn wir den bildlichen Vorstellungen der Alten Glauben schenken dürfen, so war Apollo der schönste der Götter und Menschen. Nun ist es doch höchst sonderbar, daß gerade der schönste Gott, der am meisten noch platonisch liebte, Untreue über Untreue erfährt, während Jupiter, das Symbol der plumpen zudringlichen Männlichkeit, nichts als Glück genießt. Sollte wohl der schalkhafte Dichter nicht damit zu verstehen geben, daß den

Weibern an dem Platonismus nicht viel liegt, sondern daß sie lieber körperlich geliebt seyn wollen? Es giebt im weiblichen Charakter Züge, die für uns äußerst frappant und unerklärlich sind. So konnte z. B. der große deutsche Kritiker Gottsched (Gott habe ihn selig) außer seiner Frau auch andere Weiber recht gut leiden. Die berühmte Schauspielerin und Directrice Neuber zu Leipzig schien daher auch bloß deßwegen mit ihm auf freundschaftlichem Fuße zu stehen, und siehe da, die ganze Intrigue beider war bloß ästhetisch, und hatte zum Zweck, den Hanswurst von der deutschen Bühne zu verjagen. Die Neuber hatte in dieser Absicht und mit Gottscheds Beistand ein eigenes Vorspiel geschrieben, und das theatralischkritische Auto da Fe´ wurde im Jahre 1737 mit aller Solennität gefeiert. Den Schauspielerinnen traut man sonst nicht so leicht rein-ästhetische Bündnisse zu, aber Madame Neuber machte eine Ausnahme, und sie konnte daher mit Recht an einen Freund schreiben:

Jetzund bin ich nur Neuberin und weder
Lieschen noch Zaire,
Doch sticht mich noch der junge Geck, das
Quodlibet und die Satire.

(Siehe Pantheon berühmter Frauen 3ter Theil, S. 168).

So wie in unserm Bilde der Rabe der Aufseher eines Weibes ist, so machte einst ein Bürger zu Hildesheim dem Kobold Hütchen, der besonders an dem dasigen bischöfflichen Hofe gern herum spukte, den Antrag, seine Frau während seiner Abwesenheit zu bewachen. Hütchen nahm den Auftrag an. Sobald der Mann fort war, zauderte die Frau nicht, ihre Liebhaber zu sich einzuladen, aber keiner der Eingeladenen erreichte seinen Zweck, denn der treue Wächter verjagte alle durch diese oder jene Spukgestalt. Endlich kehrte der Mann heim, und da er nicht weit mehr bis zu seinem Hause hatte, lief ihm Hütchen entgegen, und sagte, wie ihm seine Wiederkunft trefflich lieb sey, damit er der Unruhe und Mühe entledigt werde, die er gehabt habe, denn er wolle lieber alle Heerden in ganz Sachsen als ein solches Weib hüten.

In dem Kyffhäuser soll noch bis auf diesen Tag Kaiser Friedrich der Rothbart Hof halten. Gewöhnlich sitzt er in einem Gemach mit einer silbernen Thüre, auf einem goldenen Thron mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, mit der er beständig nickt, indem er die großen Augenbraunen zusammenzieht; sein langer rother Bart ist durch den steinernen Tisch, der vor ihm steht, durchgewachsen, und reicht ihm bis auf die Füße.

Als einstmals ein Schäfer auf dem Kyffhäuser Berge ein Liedchen gepfiffen, hat solches dem Kaiser so wohl gefallen, daß er denselben durch einen Diener zu sich berief, und ihm aus dem dort vergrabenen Schatze viel Geld geben ließ, wobei er fragte, ob die Raben noch um den Berg flögen? Da derselbe ja antwortete, sagte der Kaiser: nun muß ich noch hundert Jahre schlafen! So hat also auch unsere deutsche Mythologie die Raben verehrt, damit es nicht bloß zu Ehren eines erhenkten Kammerdieners, der in dem Verdachte stand, seinem Könige einen kostbaren Ring entwendet zu haben, was aber ein Rabe gethan hatte, Rabenducaten geben möge. Die Raben sind auch wirklich Wunderthiere, wenn es wahr ist, daß in Spanien ohnweit Ronda sich 300 Jahre lang immer ein und ebenderselbe Rabe habe sehen lassen. Den Akankos ist ein ausgestopfter Rabe ihr Herrgott. Wenn Abgötterei getrieben, und von der Gottheit Symbole gemacht und verehrt werden sollen, so paßt der Rabe eben so gut, ja noch besser dazu, als Katzen und Ochsen, welche von sehr gescheiden Völkern göttlich verehrt wurden.

Den Medizinern muß es also sehr erfreulich seyn, daß sich um die Geburt ihres Schutzgottes und Obermeisters, des Aeskulaps, so viele

schöne Wunder und liebliche Sachen herumlagern. Diese Wunder haben sie wahrscheinlich auch begeistert, wenn sie in der Ansicht ihrer Kunst und in dem Ruhm, den sie um sich her zu verbreiten suchen, mystisch und göttergleich zu erscheinen streben. So setzt der englische Wurmdoktor Gardiner auf seinem Ladenfenster einen 74 Schuh langen Bandwurm zur Schau und Anlockung aus, welcher der wunderbaren Kraft seiner Medikamente hat weichen müssen; so versichert der Doktor Matthew in London, über 80,000 Menschen mit seinem vortrefflichen Elixir gründlich geheilt zu haben; so führen deutsche Aerzte eine Sprache, welche sich für Entlaufene aus dem Irrhause gleich gut schickt. In Summa: die Aerzte werden von ihrer Kunst eher zu Narren als zu Weisen gemacht, und sie verhalten sich zu andern Menschen, wie Aeskulap zu seinem Vater Apollo; letzter trug nie einen Bart, aber sein Herr Sohn wird immer mit dem Barte abgebildet, d. h. als ein Mensch, der schon in der Jugend gescheider seyn will als sein Vater.

Funfzehntes Bild.

Hier findet man allerlei wunderliches Zeug von den Weibern.

Die Göttin Pallas (Minerva) hatte einst ein Kind, das ohne Mutter geboren worden war, in eine Kiste verschlossen, und den dreien Töchtern des Cecrops zur Verwahrung übergeben. Dieses Kind hieß Erichthonius, war auf eine eigene Weise entstanden, als der Gott Vulkan in Liebe gegen die Pallas entbrannte, und sollte nach dem Willen der Göttin unsterblich werden. Den Töchtern des Cecrops war von ihr streng verboten worden, die Kiste zu öffnen. Doch, wie kann ein Frauenzimmer der Neugierde widerstehen? Die eine dieser drei Prinzessinnen (Cecrops war König zu Athen) munterte also die andern auf, zu untersuchen, was in der Kiste verborgen wäre, nach einigem Widerstreit geschieht dieses auch, und was sehen sie? Ein Kind, und daneben einen greulichen Drachen. Sie erschrecken darüber nicht wenig, und laufen davon. Der Lieblingsvogel der Minerva, die Krähe, hatte indeß den ganzen Verlauf der Sache mit angesehen, und beeilte sich, seiner Gebieterin das Vergehen

der Prinzessinnen zu melden. Allein der Zorn der Minerva entbrannte eben so sehr gegen den Unglücksboten, als gegen die Töchter des Cecrops: die arme Krähe fiel in Ungnade, und statt ihrer wurde die Eule zum Lieblingsvogel von der Göttin erwählt. So war es der Krähe nun zweimal im Leben recht schlimm gegangen. Sie war vordem eine Prinzessin von ausnehmender Schönheit und von vielen Freiern begehrt. Als sie einst am Ufer des Meers spazieren ging, verliebte sich der Seegott Neptun in sie. Er stieg sogleich an's Land, und fing seine Courmacherei an, aber der Erfolg war der, daß die Prinzessin entfloh. Neptun verfolgte sie eben so rasch, und sie, die sich ihm durchaus nicht ergeben wollte, rief Menschen und Götter um Hülfe an. Die Göttin Minerva erbarmte sich nun ihrer, verwandelte sie schnell in eine Krähe, und nahm sie zu ihrem Leibvogel an. Aber auch diese Stelle mußte sie, wie wir gesehen haben, verlieren, und der Eule abtreten, der Eule, die einst als eine Jungfrau, Namens Nyctimene, mit ihrem Vater verbotener Liebe gepflegt hatte, und deßwegen zur ewigen Schmach zum Vogel der Nacht degradirt worden war.

In diesem vorstehenden Bilde drängt sich mancherlei Charakteristisches aus dem menschlichen

Leben zusammen. Ein schönes Mädchen wird zur Krähe, weil sie einen Seekapitän (man erlaube uns den Neptun dafür anzusehen) nicht lieben will, und der Haß des Schicksals verfolgt sie sogar so weit, daß wir noch heutzutage auf einem Bette von Krähenfedern nicht ersterben können. So launisch das weibliche Geschlecht ist, so launisch ist auch sein Schicksal: mancher Frau geht alles hin, und eine andere wird bei der geringsten Kleinigkeit auf die Finger geklopft. Weil die Nonne Florentine von Obernweimar aus ihrem Kloster in geistlichen Sachen an den Doktor Luther schrieb, wurde sie von der Aebtissin in den Bann gethan, mußte nach Beendigung der täglichen Chöre alle Nonnen über sich hingehen lassen, bei Tische mit einem Strohkränzlein zu den Füßen der Priorin sitzen, und sich sieben Mittwochen und sieben Freitage von zehn Personen discipliniren, d. h. mit Peitschen, Geißeln und Ruthen durchhauen lassen. Wie viel Stoff zu welthistorischen Betrachtungen liegt nicht in dieser Parallele? Scheint es nicht, als ob die Weiber von jeher falsch dressirt und zur unrechten Zeit disciplinirt worden sind?

Es ist etwas Grausenerregendes, wenn man sich ein kleines Kind nebst einer Schlange oder einem Drachen in einer Kiste bei einander einge-

packt denkt. Unstreitig aber hatte der Drache Verstand wie ein Mensch, oder die Göttin Minerva hatte ihm alle Schädlichkeit benommen. In der Liptauer Gespannschaft in Ungarn, giebt es so viele Schlangen, daß sie fast bei Tausenden in dem Thale bei Lutschka den Felsen hinabrollen: indessen sollen sie unschädlich seyn. Man erzählt, eine Bäuerin sey einst nach Hause gekommen, und habe in der Wiege, worin ihr noch zartes Kind sanft schlief, eine alte Schlange nebst mehrern Jungen angetroffen. Das Kind war zwar mitten unter den Schlangen unverletzt geblieben, aber wer Muttergefühle kennt, und nicht zu den Chinesen gehört, wird sich doch den Schrecken der Bäuerin vorstellen können. So etwas wäre, dächte ich, ein sehr schöner Stoff zu einem Gemälde. [Der Chinesen gedachten wir in so fern, weil sie ihre Kinder häufig aussetzen und sterben lassen. Mitunter werfen sie sie auch ins Wasser, und binden ihnen einen Kürbis um den Hals, wodurch sie mit dem Kopfe über dem Wasserspiegel bleiben, und so menschenfreundlichen Personen Veranlassung geben, ihnen das Leben zu retten.]

Warum wollte die Krähenprinzessin den Gott Neptun nicht lieben? Weil ihr der jungfräuliche Stand über alles ging. Vielleicht hatte es der

Gott auch dadurch verdorben, daß er in keinem galanten Costüm erschien. Eine hübsche Weste, ein eleganter Rock, und dergleichen, sprechen mitunter beredter zum weiblichen Herzen, als die zarteste Liebeserklärung. Vielleicht war sie auch ein noch zu dummes Ding, das nicht wußte, was ein Liebhaber für ein Thier ist. Dergleichen Mädchen sollen aber sehr selten seyn. Im Gegentheil können es die meisten Mädchen mit der Menge, oder doch mit der Vornehmheit ihrer Liebhaber nicht hoch genug treiben. Als ich neulich die Angaben verschiedener Berghöhen in den Miszellen für die neueste Weltkunde durchlas, konnte ich nicht umhin, Parallelen mit den Ansprüchen der Frauenzimmer zu ziehen. Eine alte, d. h. in den Vierzigern stehende Jungfer ist ein Hügel, der sich ohne große Mühe ersteigen (oder militärisch ausgedrückt: occupiren) läßt. Aber wie verhält sich dagegen ein sechzehnjähriges schönes Mädchen? Antwort: wie der Tschimborasso, d. h. ihre Ansprüche haben eine Höhe von 20,142 Fuß. Die Eltern haben dem armen Dinge einen Floh ins Ohr gesetzt (besonders sind oft die Väter solche Affen), das Mädchen hat in Romanen von Prinzen gelesen, die sich in hübsche Mädchen verlieben und sie zu Königinnen erheben, die Eltern haben auch wohl einmal in einer schwa-

chen Stunde gemeint, die schöne Tochter werde einst eine recht gute Partie machen; die Courmacher helfen vollends noch dazu, daß der lieben Tochter der Kopf verdreht wird, und so glaubt das kleine Wesen, es könne seine Ansprüche nicht hoch genug stellen. Da indessen die Prinzen ausbleiben, so wird nothgedrungen die Höhe des Tschimborasso verlassen, und die des Sanct Eliasberges und Popocatepetl's, d. h. die Höhe von 16,752 und 16,200 Fuß eingenommen. Da sind nun freilich 3000 bis 4000 Fuß Ansprüche aufgegeben, allein wenn man herunter auf Erden sieht, so steht man immer noch sehr hoch in den Lüften. Liebhaber mit Ordensbändern, Rittergütern, Regimentern oder doch Compagnien von Husaren oder Dragonern und andern dergleichen Siebensachen werden auf dieser Höhe gesucht. Indessen ist der heilige Elias und der wohllöbliche Popocatepetl ein Flegel, denn sie lassen das arme Kind einsam stehen, wenn es nicht außerordentlich mit zeitlichen Gütern gesegnet ist, d. h. nicht an sich selbst (denn die Reize eines Frauenzimmers gehören doch wohl auch unter die zeitlichen Güter), sondern in seinen Pertinenzien und Accidenzen. Letztere Güter, schließen wir aber aus, und stellen die Schönheit nackt wie Venus, nicht aber in der Gestalt eines Klingel-

herrn mit einem Geldbeutel vor. Es geht also nothwendig in die Tiefe, und zwar vor der Hand in die Höhe des Montblancs, Egmont's, Orteler's und Beautems von 14,676 bis 14,004 Fuß. Dieser Uebergang ist sehr bedeutend. Die erstern Berge lagen alle in Amerika, und man that daher zur Zeit jenes Standes sehr fremd. Nunmehr aber wird man etwas vaterländisch, kennt die Vettern Michel und Hans wieder, hat mit unter auch an einem Tyroler Wastel (der Orteler liegt in Tyrol) sein Vergnügen, und nimmt verschiedene Weisen an. (Der Berg Egmont liegt in Neuseeland und der Beautems in Amerika.) Denn nunmehr tritt der Zeitpunct der Launen ein, da man vorher noch etwas natürlich war, und derjenige Liebhaber, der anzubeißen versucht, hat es mit einem kleinen Kobold zu thun, der ihn mit jeder Minute in einer neuen Gestalt zu schabernacken (necken) sucht. Schon denkt man auch daran, sich zweierlei Liebhaber zu halten, einen Courmacher und einen solchen, der Haus- und Stubendienste versieht, und mit unter wird ein bärtiger Kutscher zu letzterem Posten auserſehen. Toll geht's jetzt in der Welt zu, denn es kommt bald zu den Bergen Mowna-Roa auf der Insel Owhyher, zu dem Finsteraarhorn, der Jungfrau (beide in der Schweiz), und

dem Ophir auf Sumatra *). Je weniger man noch Jungfräulichkeit hat, desto mehr will man es scheinen, es giebt Augenblicke, so widerwärtig und finster wie der Finsteraarhorn, und der liebste Bräutigam wäre ein reicher Vetter aus Ostindien, möchte er übrigens so häßlich seyn wie ein Chinese. Die ätherischen, reinen Höhen des weiblichen Lebens werden nun immer mehr verlassen, kurz — — — — Lieber Leser, ende die Parallele nach deinem Belieben!

Von gelehrten Jungfern sollten wir zwar auch sprechen, indem die Eule bei den Alten ein gelehrter Vogel, wenigstens der Pedell der Frau Prorectorin Minerva war, aber die Welt hält gar zu wenig auf sie. Es scheint fast, als ob man den Weibern eher Dummheit als Gelehrsamkeit verzeihe. Ein Satiriker könnte hierbei leicht die Bemerkung machen, daß ein gesunder Verstand bei den Weibern etwas so Seltenes sey, daß man sie in der Regel gar nicht anders als dumm erwarte. Wir indessen wollen das schöne Geschlecht sehr gern auch das gescheide seyn lassen.

Ein Langes und Breites könnte vielleicht von einem Schriftsteller über die Verwandlung der

*) Die Höhen dieser Berge sind 13,324 bis 12,160 Fuß.

Nyctimene in eine Eule gesagt werden, der, wie Herr Creuzer, in der ganzen alten Mythologie den tiefsten Sinn zu finden weiß; wir aber wollen uns solcher Narrheit nicht schuldig machen. Grasset St. Sauveur erzählt, daß bei seiner Anwesenheit zu Palma auf der Insel Mayorca am 31sten Dez. vor dem Hause eines elenden Pillendrechslers eine zwei Fuß lange ausgestopfte Eidechse ausgehängt wurde, die Alt und Jung zu besehen kam. Dieses habe auf eine Tradition und auf ein Familienprivilegium Bezug, indem jene Eidechse die Mauern bedeute, welche von dem Könige Jacob I besiegt worden seyen, der darauf am 31sten Dez. seinen siegreichen Einzug zu Palma gehalten habe. Wer möchte wohl zu erklären vermögen, wie die Mauern durch eine Eidechse symbolisirt werden können?

Sechszehntes Bild.

Von einer sehr schönen Rasse von Hofmeistern.

Der Centaur Chiron, in dessen Hände der junge Aeskulap zur Erziehung kam, war wie alle

Centauren vorn Mensch und hinten Pferd. Er hatte eine Tochter, die ihrer Gestalt nach ganz Mensch war, Ocyrhoë hieß, und sich durch ihre rothen Haare sowohl, als durch ihre Gabe zu weissagen auszeichnete. Als sie den kleinen Aeskulap zuerst erblickte, schwoll ihr das Herz, und sie verkündigte ihm, er werde große Curen verrichten, aber, weil er auch Todte wieder ins Leben rufe, von seinem Großvater, dem Jupiter, mit dem Blitze getödtet werden. Auch ihrem Vater wollte sie prophezeien, wie er einst aus Unvorsichtigkeit des Herkules durch das Gift der lernäischen Schlange umkommen werde, aber mitten in der Prophezeiung fühlte sie Pferdstriebe in sich, und plötzlich ward sie in eine Stute verwandelt. Der Dichter sagt nicht, ob sie ein Fuchs oder ein Rappe wurde, aber er bemerkt es ausdrücklich, daß die lange Schleppe ihres Kleides zur Bildung des Schweifes benutzt wurde.

Es ist eine Wuth eigener Art, hinter sich ein großes Schleppwerk herzuziehen, bestehe dieses nun in einem langen Kleide oder in einer großen Suite von Domestiken. Die armen Menschen glauben, daß an ihrer Existenz, wie bei den Kometen, nicht der Kern, sondern der Schweif die Hauptsache ausmacht. Besonders lieben die Frauenzimmer solche große Schweife,

die ihnen sogar bei feierlichen Gelegenheiten nachgetragen werden: sie gleichen hierin fast den asiatischen Schafen, die ihren dicken fetten Schwanz auf einem zweirädrigen Wägelchen hinter sich herfahren. Indessen wünsche ich nicht, daß dem löblichen Frauengeschlecht dieser mein Vergleich zu Gesicht kommen möge, denn dann könnte es mir leicht wie dem Romandichter v. Menu bekommen, d. h. ich könnte Prügel bekommen. [Johann v. Menu hatte in seinem Romane, die Rose, die Hofdamen Huren genannt. Diese hierüber entrüstet entkleideten ihn eines Tages, und wollten ihn auspeitschen. Menu bat sich nur die Gnade aus, daß die größte Hure unter ihnen den Anfang machen möge. Da aber dieses keine seyn wollte, so unterblieb die ganze Execution und der Dichter kam frei davon.]

In dem Centauren Chiron haben wir den ersten Hofmeister aus der alten Mythologie vor uns. Es ist Schade, daß diese Rasse von Hofmeistern ausgegangen ist. Die Hofmeister müssen heutiges Tages fast alle Künste und Wissenschaften verstehen, damit in ihnen ihr Principal ein ganzes Universalheer von Gelehrten, Sprach-, Fecht-, Tanz-, Zeichen- und Musikmeistern, item auch von Hausoffizianten u. s. w.

besitzt. Wie schön wäre es nun, wenn man den Herrn Hofmeister auch nebenbei als Reitpferd brauchen könnte? Für den Hofmeister selbst wäre die Pferdsnatur auch nicht übel, denn der Aerger würde ihm dann weniger anhaben, und im Falle der Noth könnte er ja hinten und vorn hinausschlagen, und so seine lieben Zöglinge desto eher in Folgsamkeit erhalten. Es ist eigentlich sonderbar, daß wir uns mit dem Holze mehr Mühe geben, als mit der ungezogenen Jugend; die Schreiner und andere Holzarbeiter zählen an die sechzig verschiedene Hobel, mit welchen sie Bretter, Latten und Klötze behobeln, aber für unsere eigenen lieben Ranken und Sprößlinge, soll ein einziger Hofmeister als Hobel dienen, und sie zu einem feinen und geschlachten Machwerk heranarbeiten, ob wir gleich das Sprichwort auswendig wissen: Non ex quovis ligno fit Mercurius.

Siebzehntes Bild.

Von den Tücken der Götter und Prinzen.

Als vorerwähnte Geschichte vorfiel, war der Gott Apollo ein Hirt geworden. Wie er dazu kam, verschweigt uns der Dichter. In diesem Zustande verlief sich einst seine Heerde, und sein listiger Bruder Merkur machte sich sogleich diese Nachlässigkeit zu Nutzen, und stahl ihm alle Rinder. Niemand wußte um diesen Diebstahl, als der Stutereiverwalter Battus. Merkur bat ihn aber, die Sache ja nicht zu verrathen, und schenkte ihm eine schöne Kuh, damit er desto eher reinen Mund halten möge. Battus beruhigte ihn darüber, und sagte, eher würde der Stein, der vor ihnen liege, reden als er. Merkur ging ab, kam aber bald in einer andern Gestalt zurück, und fragte den Battus, ob er keine gestohlne Heerde gesehen habe; wenn er die Wahrheit entdecke, so solle er einen Ochsen und eine Kuh bekommen. Battus glaubte, dieß Anerbieten könne er auch gar wohl benutzen, brach also sein Versprechen, und entdeckte dem verkäppten Gott, wo die gestohlne Heerde zu finden sey. Sogleich

setzte ihn Merkur wegen seines Verrathes zur Rede, schalt ihn einen Treulosen, und verwandelte ihn in einen harten Kiesel.

Manche unserer neuen Mystiker tadeln unsere Zeiten gar höchlich, weil gar kein Gott mehr auf der Welt herum spaziere, und so Veranlassung zu fröhlichen Tänzen gebe, wie die Balletmeister sich auszudrücken pflegen. Indessen ist es besser, daß wir bloß unter einander selbst auf der Welt herumwandeln, denn in jener alten Zeit traf das Sprichwort gar oft ein: mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Wie gefährlich war es nicht, daß sich die Götter des alten Griechenlands in allerlei Thiere und Menschen verwandelten? Wenn heutiges Tages die Hirten mehr unter der Dorfspolizei stehen; wenn der Hirte neben dem Amtmann, Pfarrer und Schulmeister auch als öffentliche Autorität in dem Addreßkalender manches Dorfjunkers aufgeführt wird (seine Autorität liegt ja in seiner Peitsche, und seine Oeffentlichkeit in seinem Kühhorn), und so durchaus zu keinem Qui pro quo Anlaß geben kann: so mußte man in der alten Fabelwelt immer in Sorge leben, ob nicht etwa der erste der Götter sich in den Reitstier, und einer seiner Herren Söhne sich in den Hirten verwandelt habe, und so dem gnädigen Fräulein oder der Vieh-

magd, dem Verwalter oder dem Herrn Pfarrer und Schulmeister einen Schelmenstreich zu spielen im Begriff stehe. Da ist es bei uns doch viel schöner, denn Hans bleibt Hans und Ochs bleibt Ochs.

Iwan, der Schreckliche, verlangte einst von den Einwohnern von Moskau einen Scheffel lebendiger Fliegen zur Arznei. Die Moskauer erwiederten, daß sie so viele lebendige Fliegen weder fangen noch zumessen könnten: zur Strafe dieses Ungehorsams legte ihnen Iwan eine Geldbuße von 3000 Rubeln auf. Diesem erhabenen Prinzen war es vielleicht auch eingefallen, daß er ein kleiner Gott sey, der seine Existenz den Menschen durch eine kleine Neckerei verrathen müsse: daß er sich indessen mit Geld abfinden ließ, macht seiner Humanität Ehre. Und dieß ist überhaupt einer der schönsten Züge unserer Cultur und Humanität, daß das Geld alles aus- und abmachen kann, und daß man uns heut zu Tage wegen unserer Sünden nicht in Kiesel, sondern lieber unsere Sünden selbst in Gold zu verwandeln sucht.

Achtzehntes Bild.

Wie sich Merkur von dem Ritter von Lichtenstein in Liebesanträgen hätte sollen unterrichten lassen.

Wir hatten in einem frühern Bilde erzählt, daß die Töchter des Königs Cecrops das Verbot der Minerva nicht achteten, sondern die Kiste, worinnen das Kindlein verborgen lag, öffneten. Die Prinzessin Aglauros war es vorzüglich, welche ihre Schwestern, Pandrosos und Herse, dazu ermunterte. Von diesen lieben Kindern soll anjetzt mehr vorkommen.

Als Merkur nach der Verwandlung des Battus davon flog, kam er nach Athen, erblickte die Prinzessin Herse bei einem feierlichen Aufzug, und verliebte sich in sie. Herse war ein ausgezeichnet schönes Frauenzimmer, und übertraf die andern schönen Mädchen Athens, wie der Glanz des Monds den Schimmer des Abendsterns. Herr Merkur holte sich sogleich das neueste Heft des weimarischen Modejournals (Athen und Weimar soll ja Eins seyn, wie viele behaupten), zierbengelte sich auf das Allerschönste heraus, und

ließ die Ruthe, womit er die Seelen in die Unterwelt führt und die Träume holt, in einer Stockfabrik in die neueste Form der Eleganz umarbeiten. In dieser Adonisirung begab er sich in den königlichen Pallast, um sogleich seine Courmacherei anzufangen. Die erste Visite fiel nicht gut aus. Er gerieth nicht seiner Geliebten, sondern ihrer Schwester Aglauros in die Hände, welche ihn um sein Begehren fragte. Er stellte sich als Sohn des Jupiters, als Merkur vor, der sich in die Herse verliebt, und sie zur Mutter seiner künftigen Kinder ausersehen habe: zugleich bat er, Aglauros möge ihn begünstigen und die Intrigue mit der Schwester anknüpfen. Aglauros war dazu nicht abgeneigt, doch verlangte sie eine ansehnliche Summe Ducaten für diesen Dienst. Somit war die erste Visite abgethan, und Merkur mußte vor der Hand unverrichteter Sache abziehen.

So wie die Götter alles erfahren, so erfuhr auch die Minerva den Vorfall, und gedachte sogleich, sich für die Naseweisheit der Aglauros, die sie neulich bei Eröffnung der Kinderkiste bewiesen, zu rächen. Sie suchte die Göttin des Neides in ihrer traurigen Einöde auf, und bat sie, die Prinzessin Aglauros mit ihrem Gifte anzustecken. Diese gehorchte, das Gift that seine Wirkung, Aglauros verging fast vor Neid, daß

der schöne Himmelsprinz sich nicht in sie, sondern in die Schwester verliebte, und sie nahm sich vor, ihm alle möglichen Hindernisse zu machen. Als er daher wiederkam, hatte sie sich vor die Thür ihrer Schwester hingesetzt, und eröffnete ihm, daß sie ihm um keinen Preis den Zutritt zur Schwester erlauben werde. Merkur machte aber, wie alle hitzigen Liebhaber, nicht viel Federlesens, sondern verwandelte die Aglauros in einen Stein, sprengte mit seiner Zauberruthe die verschlossene Thür, und kam, wie nicht zu zweifeln ist, zu seinem Zweck.

Man sagt von dem Weltumsegler Anson, er sey wohl um die Welt gewesen, aber nie in ihr, weil er nicht das Mindeste von der Welt und ihren kleinen Ränken wußte. Gleichergestalt scheint es sich hier mit dem Merkur zu verhalten: es war der größte Fehler von ihm, daß er sich der Schwester seiner Geliebten zu früh entdeckte, und ihr nicht auch zuvor ein Bißchen die Cour machte. Zu offen und ehrlich in der Liebe seyn, ist ganz falsch, denn einem solchen Liebhaber geht es wie dem ehrlichen Charakter auf dem sicilianischen Theater, d. h. man betrachtet ihn als Lustigmacher, mit dem sich jeder ein Späßchen erlauben darf. Merkur hätte sich ohnmaßgeblich zuerst durch Zauberei das Herz seiner Geliebten erobern

sollen, und dann hätte er hingehen können, um sich persönlich zu melden. Virgil und mehrere römische Dichter aus den Zeiten unsers Ovidius erzählen gar viel von dergleichen Zaubereien, besonders von den Weibern gegen die Männer, und ein alter deutscher Reimmacher übersetzt die Worte Virgils Eclog. VIII, 77. 78 folgendergestalt:

Geh' Magd und nimm der Faden drei,
Keine Farbe wie die ander sey,
Daran sollt du zwei Knoten machen,
Und sprechen auch zu diesen Sachen:
Ich knüpf', ich knüpf' zu dieses Band,
Damit sey jetzt mein Buhl gebannt.

Eine noch originellere Art, sich seiner Geliebten vorläufig zu empfehlen, wäre gewesen, wenn er wie der Ritter Ulrich von Lichtenstein, dessen Geschichte Herr Ludwig Tieck kürzlich herausgegeben hat, sich einen Finger abgeschnitten, dazu ein Gedicht gemacht, und beides der Geliebten zugeschickt hätte *).

Um solche Liebesproben, als vorstehende ist, werden unsere Damen vielleicht die Geliebte des wackern Lichtensteins beneiden. Seyn Sie nicht zu voreilig, und fallen sie der Göttin des Neides

*) Im neunten Kapitel des erwähnten Buches, Seite 68 u. ff. kann diese ganze Prozedur umständlich nachgelesen werden.

nicht zu vorschnell in die Hände, meine schönen Kinder! Unser Ovidius macht folgende grausende Schilderung von ihr: Ihr Busen ist gallgrün, ihr Gesicht kreidenweiß, ihre ganze Gestalt klapperdürr, ihre Hände sind gelb wie Rost, und Gift sitzt auf ihrer Zunge. In einem finstern Gewölbe einer versteckten Höhle hält sie sich auf, und nährt sich von Schlangen und Nattern. Nie blickt sie gerade aus, sondern immer scheel; wenn sie Unglück, Leiden und Schmerz sieht, grinzt sie vor Freude; kein Schlaf kommt in ihre Augen, und je mehr sie menschliches Glück gewahr wird, desto mehr welkt sie zusammen.

Dieß garstige Ungeheuer könnte gar leicht aus dem Reiche der Phantasie so wie der Wirklichkeit vertilgt werden, wenn die Menschen daran dächten, daß wir alle sterben müssen, und daß jeder Augenblick, den man mit der Beneidung des Nachbars vergeudet, ein wahrer Verlust ist. Mensch, ist denn die Welt so gar arm, daß für dich keine Vorzüge, Glücksgüter, Ehrenstufen und Genüsse vorhanden sind, wenn deinem Nachbar dergleichen zufallen? Aber so tief liegt die Bosheit im menschlichen Herzen, daß jeder dem andern alles Unglück, alles Mangelhafte, Lächerliche und Nachtheilige anwünscht, und sich grämt und ärgert, wenn dieser christliche Wunsch nicht

erfüllt wird. Ja, die Grönländer gehen sogar so weit, daß sich selbst die Seelen der ausgezeichneten Menschen, die nach dem Tode in die seelige Wohnung des Torngarsuk gelangen, auf dem Wege dahin über einen Felsen die Posteriora blutig rutschen müssen, damit auch in der andern Welt das Bißchen Seligkeit noch so sehr verkümmert wird, als möglich ist.

Die Römer hatten einen Gott des Mistes. Noch besser würden sie aber gethan haben, wenn sie an einen Gott geglaubt hätten, der ein moralischer Fleckausputzer gewesen wäre. Ich würde der erste seyn, der seinen Altar in der Christenheit wieder aufrichtete.

Neunzehntes Bild.

Wie Jupiter sich in einen Stier verwandelt und die Europa entführt.

Kaum hatte Merkur die im vorigen Bilde dargestellten Thaten verrichtet, als er für seinen Herrn Papa eine Reise machen, und die Ochsen und Kühe des Königs Agenor von Phöni-

zien, welche eben am Abhange eines Berges weideten, gegen das Seeufer zu treiben mußte. Zu welchem Zwecke dieß geschehen sollte, wußte er freilich nicht, und als ein frommer Sohn fragte er auch nicht darnach. Unsere lieben Leser werden aber sogleich eine Schelmerei wittern, und daran haben sie nicht Unrecht. Die schöne Prinzessin Europa, ein wahrer Engel von einem Frauenzimmer, pflegte nämlich mit ihren Hofdamen, Hoffräuleins, und wie die Dinger alle heißen, an dem Seeufer spazieren zu gehen und sonst allerlei Kurzweil zu treiben. Herr Jupiter hatte ein kleines Plänchen auf sie, und brauchte dazu die oben erwähnte Heerde. Er verwandelte sich nämlich in einen allerliebsten weißen Stier, mischte sich unter die andern Ochsen und Stiere, und schlich sich so nach und nach bei den Frauenzimmern herbei. Sein zahmes Wesen, seine schöne Gestalt machte bei der Prinzessin Europa Glück, sie streichelte ihn, hielt ihm Blumen zum Fressen hin, und als er sich hinlegte, hatte sie gar das Herz und setzte sich auf ihn. Das war es eben, was Jupiter wollte, denn nun lief er eine Zeitlang mit ihr herum, näherte sich dabei unversehens dem Ufer, sprang auf einmal in die See, und entführte seine schöne Beute. — Ovid, der ein wahrer Schelm ist, bricht hier ab,

und läßt die Leser in der größten Erwartung der Dinge. Solcher Unart dürfen wir uns aber nicht schuldig machen, und daher wollen wir nach Lucian das Weitere erzählen:

Das gute Mädchen, mächtig über die Arglist des Stiers erschrocken, von dessen Hühnern und Gänsen sie ja gar nichts wußte, klammerte sich mit der linken Hand an einem seiner Hörner an, um nicht herab zu fallen, und zog mit der andern ihren Schleier an sich, der in die Luft hinaus flatterte. In einem Augenblicke breitete das Meer wie einen Teppich über seine Wellen her, und wurde so glatt wie ein Spiegel; alle Winde hielten den Athem an, und folgten bloß als Zuschauer in einiger Entfernung nach. Vor dem Stier und seiner Reiterin flogen eine Menge Liebesgötter so nahe über dem Meere, daß ihre Fußspitzen zuweilen am Wasser hinstreiften, mit brennenden Fackeln in der Hand das Brautlied singend; die Nereiden tauchten aus dem Wasser auf, und ritten, meist halbnackt, auf Delphinen zu beiden Seiten, und klatschten vor Freude in die Hände. Auch die Tritonen und alle andern Meergötter, deren Anblick nichts Grausenhaftes hat, tanzten in Reigen um das Mädchen herum; ja Neptun selbst hatte seinen Wagen bestiegen und fuhr, mit Amphitriten an

seiner Seite, fröhlich vor ihnen hin, um seinem schwimmenden Bruder gleichsam den Weg zu bahnen. Und damit nichts fehle, trugen noch ein Paar nervige Tritonen die Liebesgöttin auf einer großen Muschel neben her, die alle Arten von Blumen auf die Braut herabstreute. Dieß dauerte in Einem fort, von dem phönizischen Gestade bis nach Kreta. Aber kaum hatte er einen Fuß auf diese Insel gesetzt, weg war der Stier, und Jupiter in eigener Gestalt führte Europen, die von süßer Schamröthe glühte und sich nicht die Augen aufzuschlagen getraute, der diktäischen Höhle zu.

Wie Jupiter sich hier in einen Stier verwandelte, so verwandelte sich auch unser deutscher National-Spukgeist, der Rübezahl, einst in einen Esel. Sein Zweck war aber nicht der, ein armes Mädchen anzuführen, sondern einem armen Glaser zu einigen Thalern zu verhelfen. Ermeldeter Glaser ging nämlich über das Riesengebirge, und da verwandelte sich Rübezahl in einen Klotz, worauf sich ersterer zum Ausruhen niedersetzte. Plötzlich wälzte sich dieser Klotz fort, und der Glaser fiel mit allem seinem Glase hin und zerbrach es. Auf sein Jammern erschien ihm Rübezahl als Reisender, sprach ihm Trost ein, gab sich zu erkennen, und sagte, er wolle sich

in einen Esel verwandeln, den er in die nächste Mühle treiben, und als Schadenersatz verkaufen solle. Gesagt, gethan: der Glaser löste neun Thaler aus dem verkauften Esel und machte sich eilends aus dem Staube. Als des Müllers Knecht das erkaufte Thier in den Stall führte, und ihm Heu vorlegte, sprach Rübezahl: „ich fresse kein Heu, sondern lauter Gesottenes und Gebratenes.“ Dem Knechte standen die Haare zu Berge, er lief davon, holte seinen Herrn, und als dieser kam, war der Esel verschwunden. Dem Müller aber geschah recht, denn er hatte viele arme Leute betrogen. Ein andermal verwandelte sich Rübezahl in den Spieß eines Boten, der letztern so lange im Tragen drückte, bis er ihn zwischen die Beine nahm, worauf er denn schneller und leichter als mit einem Postklepper seine Reise zurücklegte, bis endlich der Berggeist verschwand, und den ächten Spieß des Boten wieder herbei schaffte, der nun keine Possen machte, sondern sich auf die alte Manier von seinem Herrn handhaben ließ.

Diejenigen, welche der alten Mythologie so viel Vorzüge vor der neuern einräumen, daß sie fast nicht Worte genug finden können, um ihre Lobeserhebungen auszudrücken, werden doch aus vorstehendem Vergleiche einsehen, daß die neuere

Mythologie weit mehr Phantasie enthält als die alte, und dabei auch moralischer ist. Man kann eher wünschen, daß alle Boten auf Spießen reiten, von denen sie wie von einem Courierpferde getragen werden, als daß sich unsere schönen Mädchen von weißen Stieren übers Meer in Höhlen entführen lassen, aus denen sie freilich erfahrener, aber auch entheiligter hervortreten. Es ist selbst noch die Frage, ob sich Rübezahl als Spieß von dem Boten würde haben reiten lassen, wenn derselbe ein Postillond'amour gewesen wäre. Eher hätte vielleicht dieser lustige Spukgeist mit einem Eselskopfe aus dem Liebesbriefe herausgeguckt, wenn er an die Adresse abgegeben worden wäre. Wenigstens säumte er nicht lange, wenn es ihm einfiel, seinen Schabernack zu treiben, und fremden Leuten Ochsenköpfe aufzusetzen, wie uns Büsching in seinen Volkssagen berichtet. O möchte doch dieser gute Geist wieder einmal erscheinen, und unsere deutschen Mystiker *) mit Ochsenköpfen auch äußerlich versehen!

Die Entführung der Europa ist ein Gegenstand, der von den alten dichterischen und bildenden Künstlern gar oft vorgestellt worden ist: in

*) Wir begreifen sowohl Philosophen als Dichter darunter.

letzter Hinsicht ist ein schöner Stier mit einer schönen Reiterin ein allerliebster Gegenstand, und wer ihn etwa auf einer antiken Gemme gesehen hat, der wird sich nicht leicht eines schönern Bildes erinnern. Es ist aber auch bekannt, daß Horaz die Europa als Beispiel aufführt, daß sich Jungfern nicht auf Reisen begeben sollen, denn er stellt sie uns heulend und jammernd nach der Entführung dar: bald will sie sich erhenken, bald ersäufen, bald von Tigern fressen lassen; bald wünscht sie sich aber auch den verdammten Stier wieder herbei, um ihn — — zu zerreißen. Leider kommt in der Welt die Reue immer zu spät, und man wird noch obendrein ausgelacht. So erscheint auch hier Madame Venus, lacht die arme Europa mit ihrer Wuth aus, und tröstet sie, daß es doch ein großer Herr gewesen sey, mit dem sie sich in ein Verständniß eingelassen habe, auch würde ein Welttheil deßwegen von ihr den Namen annehmen. Das Erstere geht noch an, denn von jeher waren diejenigen Mädchen, die mit großen Herren buhlten, geehrter und angesehener, als die sich mit kleinen Herren abgaben; was aber das Letztere betrifft, so wollen wir es unsern jungen Frauenzimmern ja nicht erzählen, daß sie deßwegen Europäerinnen heißen, weil einst ein junges Frauenzimmer, Namens Europa,

sich habe entführen lassen: sie könnten sich sonst den Sporn in den Kopf setzen, einem noch zu entdeckenden Welttheil durch eine kleine Entführung ebensfalls ihren Namen zu spendiren, und dann bekämen wir am Ende nichts als entführte Mädchen zu Frauen, wovor uns Gott behüten wolle.

Doch, die Weiber sind von jeher tolle Geschöpfe gewesen, und so werden sie es auch troz meiner Predigt bleiben. Eben als ich dieses schreibe, fällt mir ein Zettel in die Hand, darauf steht: Isabelle in Papp, Begebenheiten der Euphemia in Franzband, Chrysanders Gründung der Ewigkeit in Corduan, das Vergnügen auf dem Kanapee in Schweinsleder, und so noch mehrere Büchertitel. Es war ein Buchbinderzettel für eine deutsche sehr vornehme Dame!

Zwanzigstes Bild.

Kadmus säet Schlangenzähne, aus denen geharnischte Männer emporwachsen.

Der Herr Papa der Europa, der König Agenor, war nicht wenig um sein liebes Kind be-

kümmert, und schickte seine drei Söhne nebst gehöriger Begleitung in die Welt hinaus, um ihm die verlorne Tochter wieder zu bringen: jedem ward bedeutet, nicht eher wieder heim zu kehren, als bis er die entführte Schwester gefunden habe. Einer dieser Prinzen, Kadmus mit Namen, hatte dabei sonderbare Abentheuer. Nachdem er lange vergeblich nach seiner Schwester gesucht, und an ihrer Wiederauffindung verzweifelt hatte, bat er endlich den Gott Apollo, ihm durch einen Orakelspruch ein neues Vaterland anzuweisen. Der Gott ertheilte ihm die Weisung, einer Kuh, die ihm begegnen würde, und die er außerdem noch näher bezeichnete, nachzugehen, und da, wo sie sich ins Gras hinlegen würde, eine Stadt zu erbauen. Kadmus fand bald eine Kuh, wie sie ihm der Gott beschrieb, und war nun mit seinen Begleitern Willens, eine Stadt an dem Orte, wo sich dieses Thier niedergelassen hatte, zu erbauen. Damit er aber nicht etwa auf den tollen Gedanken fiele, sie Kuhburg, Kuhlust, oder Kuhruhe zu nennen, hatte ihm der Gott schon vorher den Namen Theben für die zu erbauende Stadt angegeben.

Kadmus war nun voll Freuden, und wollte dem Gott Jupiter ein Opfer bringen. Dazu brauchte er auch Wasser, und schickte also sei-

ne Knappen darnach aus. Als diese an eine Quelle kamen, und Wasser schöpfen wollten, kam eine ungeheuere Schlange über sie, und tödtete sie alle. Kadmus wußte nicht, wo seine Gefährten blieben, und machte sich auf, sie zu suchen. Bald fand er ihre Leichname bei der Schlange. Sogleich entschloß er sich, ihren Tod zu rächen, und mit der Schlange anzubinden. Zu dem Zwecke hob er einen Stein, so groß wie unsere Mühlsteine auf, und wollte die Schlange damit zerschmettern. Aber dieser Wurf schadete der Schlange nicht das Mindeste. Er nahm also seinen Spieß, ging damit dem Ungeheuer zu Leibe, und nach einem langen und furchtbaren Kampfe hatte er die Freude, das Ungeheuer zu tödten. In diesem Augenblicke hörte er eine Stimme, von der er nicht wußte, wo sie herkam, die ihm zurief: „Was stehst du da, und betrachtest die getödtete Schlange? Auch du wirst einst zur Schlange werden."

Kadmus war wie versteinert. Er wußte nicht, daß er eine dem Mars geheiligte Schlange umgebracht, und sich so den Zorn dieses Gottes zugezogen hatte. Indessen erschien ihm seine hohe Gönnerin, die Göttin Minerva, und befahl ihm, die Zähne der Schlange zu säen, indem ihm daraus neue Unterthanen emporwachsen wür-

den. Kadmus folgte diesem hohen Befehl, und wirklich wuchsen, zu seinem großen Erstaunen, geharnischte und bewehrte Männer aus dem Saatfelde empor. Er hielt sie für neue Feinde, und griff wieder zum Gewehr; aber einer dieser Männer rief ihm zu, sich nicht an ihnen zu vergreifen, noch weniger sich in ihren Kampf zu mischen. Sogleich entstand auch ein Streit unter ihnen, und sie hieben einander bis auf fünf Mann nieder. Diesen gebot Minerva, die Waffen abzulegen, und sich zu versöhnen. Die Schlangenbrüder waren diesem göttlichen Befehl gehorsam, söhnten sich mit einander aus, und halfen hierauf dem Prinzen Kadmus zur Erbauung von Theben.

Der letzte Herzog von Sachsen-Merseburg war ein so großer Liebhaber von Baßgeigen, daß sein ganzes Kabinet damit angefüllt war, ja daß er sie in der Schloßkirche öfters strich, so wohl während des Gesanges als unter der Predigt: besonders hatte er eine Baßgeige von so ungeheurer Größe, daß man sie ihm nur auf einem großen Bauernwagen nachfahren konnte, und wenn er sie streichen wollte, bediente er sich dazu einer Treppe und starker lederner Handschuhe. Als seine Gemahlin von einer Tochter entbunden wurde, wollte er das Kind nicht annehmen, bis

man ihm sagte, daß es eine kleine Baßgeige mit auf die Welt gebracht habe, worauf denn alles gut war. Ich wollte, das ganze weibliche Geschlecht brächte Baßgeigen mit auf die Welt! Dieses wäre doch immer viel besser, als daß Männer Schwerter, Helme und Panzer mit auf die Welt bringen, wie in unserm Bilde, und nicht eher rasten, als bis sie sich gegenseitig aufgerieben haben. Man hat neulich die Bemerkung gemacht *), daß unser zahmes Rindvieh von dem wilden Auerochsen nicht abstammen kann, indem letzterer 14 Rippen, ersteres aber nur 13 hat, und daß folglich unsere Ochsen und Kühe Nachkommen des indischen Rindviehs seyn müssen. Es ist zu bedauern, daß Kadmus die Rippen der Schlangenmänner nicht gezählt hat, indem sich daraus gar vieles auf unsere Verwandtschaft oder Nichtverwandtschaft mit ihnen folgern ließe. Manchem Ahnenstolzen würde es vielleicht so ganz recht nicht seyn, mit unserm lieben Rindvieh in gerader Linie aus Indien (wo ja das Paradies gelegen haben soll) abzustammen. Weit schöner wäre es dagegen, wenn er den Ursprung seines erlauchten Hauses von unsern Schlangenmännern ableiten könnte.

*) In der Naturgeschichte der Schweizer Säugethiere von Römer und Schinz.

Wenn die Wunder in der Welt vorüber sind, wundert man sich mehr als zur Zeit, wo sie stattfanden. Lange, lange Jahre schnupfte die ganze cultivirte Welt Bolongaro (nicht den Fabrikanten, sondern seinen Tabak), und wunderte sich gar nicht, wie dieser Tabak so allgemein beliebt seyn könne; aber nachdem Bolongaro ein Millionär geworden war, da wunderte man sich, wie er alle Nasen der civilisirten Welt mit seinem Tabak so habe bezaubern können, daß aus vielen Millionen Prisen für ihn Millionen Thaler entstanden. Solche Taschenspieler, die ihren Schnupftabak den Menschen in die Taschen und sich dafür das Geld heraus spielen, sind eben so große Wundermänner als Kadmus, der Zähne säete und Menschen erndtete, aber auf unsern Schlachtfeldern, wo es Zähne genug giebt, wandelt kein Kadmus mehr umher. — —

Wenn ein Elephant nach einer gewöhnlich sehr langen und mühsamen Jagd von den Kaffern glücklich erlegt worden ist, so entschuldigen sie sich bei ihm, und erklären dem todten Thiere feierlich, es sey nicht absichtlich, sondern zufällig geschehen, daß es getödtet worden sey. Wir Europäer sind nicht einmal gegen uns selbst so höflich, denn kein siegender General geht bei uns auf dem Schlachtfelde unter den halblebenden,

verstümmelten und todten Feinden herum, und entschuldigt sich, daß er sie in diesen Zustand versetzt habe. Bürgerkriege (ein jeder Krieg ist ein solcher) sind uns angeboren, und wie unsere Schlangenmänner rufen wir gern jedem Dritten zu, sich nicht unbefugt in den Streit zu mischen.

Ein und zwanzigstes Bild.

Wie dem Aktäon Hörner aufgesetzt werden. Item auch von Besenstielen, Spatzen und Wachteln.

Theben war bereits erbaut und bevölkert, Kadmus glücklich vermählt und sogar Großvater, als allerlei Unglück über sein Haus hereinbrach. Den ersten Unstern erlebte er an seinem Enkel Aktäon. Dieser war ein großer Liebhaber von der Jagd. Einst genoß er auch dieses Vergnügen, und als es Mittag und alle seine Begleiter erschöpft und ermattet waren, hieß er sie nach Hause gehen. Er selbst wollte noch einen philosophischen Spaziergang machen, und schlenderte daher die Kreuz und die Quere im Walde herum. Hier gerieth er auf ein gar anmuthiges Plätzchen.

Neben einer sprudelnden Quelle befand sich eine allerliebste Grotte, in welche sich die Göttin Diana eben entkleidet hingesetzt hätte, um sich von ihren Nymphen ein Sturzbad *) übergießen zu lassen. Aktäon machte, wie jedermann einsehen wird, große Augen, als er hier so viele schöne Damen in so reizendem Negligé vorfand. Die Nymphen erhoben aber ein Zetergeschrei, und stellten sich um ihre nackte Gebieterin herum, um sie so dem ungeweihten Auge zu verdecken. Indessen half dieses nicht ganz, indem die Göttin anderthalb Kopf größer als sie alle war. Diana ward schamroth, und ärgerte sich nicht wenig, einem neugierigen Männerauge sich so preisgeben zu müssen, nahm in der Wuth einen Topf voll Wasser, schüttete ihn auf den armen Aktäon, und sagte, er solle nun hingehen und erzählen, was er gesehen habe, wenn er es im Stande sey. Sogleich wuchs dem armen Prinzen ein Hirschgeweih auf der Stirne in die Höhe, und sein ganzer Körper verwandelte sich in den eines Hirsches. Voll Angst sprang nun der vierfüßige Aktäon davon, aber ein neues Unglück kam hier

*) Man findet durchgängig Diana im Bade falsch abgebildet. Nach unserm Dichter saß sie in der Höhle, und ließ das Wasser in Kübeln auf sich gießen.

über ihn: er gerieth seinen Jagdhunden, deren er an die fünf und achtzig *) gehabt haben soll, in die Klauen. Diese hetzten ihn sogleich. Freilich suchte sich Aktäon durch die Flucht zu retten, aber leider holten ihn seine Hunde bald ein, und das Ende vom Liede war, daß er jämmerlich von ihnen zerrissen wurde.

Hier haben wir das erste Beispiel aus der alten Fabelwelt, daß eine Frau einem Manne Hörner aufgesetzt hat, ohne daß es ihrer Sittlichkeit Eintrag that: leider sind jetzt dergleichen Dianen sehr selten, und noch seltener diejenigen, die sich ewigen Jungfernstand von ihrem Vater ausbitten, wie Diana vom Jupiter. Swift täuschte einst die Lady Berkeley, deren Hauskaplan und Vorleser er war, mit selbstverfertigten moralischen Betrachtungen über einen Besenstiel, die angeblich von Boyle herrühren sollten, an dessen religiösen Schriften jene Dame besonders Geschmack fand. Ein Betrunkener hält nach Pater Abraham a St. Clara

Einen Spatzen für eine Schachtel,
Einen Flederwisch für eine Wachtel,

*) Wenn man nämlich die beiden Kataloge, die sich bei Hygin finden, addirt.

Anmerk. für Schulfüchse.

Einen Besenstiel für ein Windmühl,
Eine Ofengabel für einen Kopfpfühl, u. s. w.
Daß ein Besoffener einen Besenstiel für eine Windmühle hält, geht gar wohl an, denn der nicht besoffene Don Quixotte hielt Windmühlen sogar für Riesen; daß ein Schalk einer andächtelnden Dame mit der Moralität oder dem moralischen Gehalte eines Besenstiels einen Betrug spielt, geht noch eher an, denn wir machen ja gar oft aus Besenstielen moralische Kinderruthen; daß aber Ehefrauen ihre Männer für Hirsche halten, die durchaus mit einem Geweihe versehen seyn müssen, geht gar nicht an. Doch in der Welt geschieht das immer am meisten, was am wenigsten angeht. Die Haut des Elephanten ist Daumens dick, und dennoch für den kleinsten Mückenstich empfindlich: unsere moralische Haut ist dem Anschein nach so dünn, wie ein Mückenflügel, und dennoch hält sie Stöße aus, wie sie die Alten kaum mit ihrem Mauerbrecher versetzen konnten. Eine solche Mißgeburt ist der Mensch! Man hat Beispiele, daß Nachtwandler aus ihrem unnatürlichen Zustande in den ordentlichen Schlaf übergingen, sobald ihnen jemand sagte, daß sie im Nachtwandeln begriffen seyen; aber dem Menschen kann man seine Unmoralitäten vorhalten, ohne daß er sich deßwegen bessert, ja, gar oft treibt er es dann nur desto ärger.

Die Römer hatten Vestalinnen, eben so auch die Mexikaner, und beide Völker ehrten diese reinen weiblichen Wesen sehr hoch, höher als wir die Nonnen. Der höchste Götze der Mexikaner war der Vitzliputzli, dem zu Ehren gefangene Feinde geschlachtet wurden, mit deren Herz man ihm unter dem Gemurmel geheimnißvoller Gebete das Gesicht rieb. Wie Keuschheit und Grausamkeit im Dienste einer Gottheit zugleich gefordert werden können, scheint fast räthselhaft; aber zu allen Zeiten sind die keuschesten Weiber auch die grausamsten gewesen, gerade wie Diana in unserm Bilde. In dem weiblichen Herzen hat selten mehr als eine Tugend Raum, und daher wäre zu wünschen, daß es so weit wie die Stiefeln der Frauen der Esquimaux seyn möge, die mit Fischbein ausgesteift, und geräumig genug sind, eins oder mehrere Kinder aufzunehmen, selbst während eines Marsches.

Zwei und zwanzigstes Bild.

Von der Geburt des Bacchus und dem Junker von Schweinigel.

An dem Unglück Aktäons hatte niemand mehr Freude, als Juno: dieser Prinz war ein Anverwandter der ihr verhaßten Nebenbuhlerin Europa! Bald kam ein neuer Grund hinzu, daß die Göttin das Haus des Kadmus zu hassen hatte. Die Prinzessin Semele, eine Tochter von Kadmus, befand sich von Jupiter in gesegneten Umständen. Juno hatte schon öfters über dergleichen Galanterien mit ihrem Herrn Gemahle gemault, aber immer hatte dieß nichts geholfen. Sie beschloß also dießmal eine andere Rache, verwandelte sich in eine alte Frau, in die Amme der Semele, fing in dieser Gestalt mit ihr über ihre Umstände ein Gespräch an, äußerte den Wunsch, daß es ja Jupiter seyn möge, mit dem sie sich in ein Verständniß eingelassen habe, und gab der Prinzessin endlich den guten Rath, sie möge sich bei der nächsten Zusammenkunft von ihrem Liebhaber ausbitten, ihr in der Gestalt zu erscheinen, wie er seiner Gemahlin Juno erschiene. Die Prinzessin befolgte diesen treulosen

Rath, erbat sich von Jupiter eine Gnade, dieser schwor sie ihr zu, und als sie mit ihrer Bitte herausrückte, war es zu spät, als daß er ihr das Thörichte derselben hätte bemerklich machen können. Mit allen Himmelsblitzen bewaffnet, erschien er bald darauf im Hause des Agenors, nahte so der Geliebten, und der Erfolg war kein anderer, als daß diese elendiglich verbrannte. Bloß das von ihr unter dem Herzen getragene Kind rettete Jupiter, und gab es den Nymphen in Indien zur Erziehung. Dieses so wunderbar zur Welt gekommene Kind machte sich, wie wir in der Folge sehen werden, als Gott Bacchus berühmt.

Man behauptet, die Juden hätten ein eigenes Gebet, das sie verrichteten, wenn ihre Ausleerung auf dem Nachtstuhl glücklich vor sich gegangen wäre. Gleichergestalt sollten wir Christen ein eigenes Kirchengebet dafür haben, daß die alte Mythologie aus dem geistigen Darmkanal der Menschheit hinausgeschafft worden ist. Wie viele Mädchen hat nicht schon in unsern Verwandlungen der alte Unhold Jupiter unglücklich gemacht! Wie Moliere's Pourceaugnac (Junker von Schweinigel übersetzt es ein alter deutscher Uebersetzer) immer mit Klystierspritzen umgeben war, so besteht die ganze mythologische Umge-

bung Jupiters aus nichts Anderem als scandalösen Geschichten mit schönen Mädchen und Frauen. Es kann immer eine schöne Dichtung seyn, daß die Mutter des Weingottes unter Donner und Blitz von der Erde verschwand, wie ganze Reiche und Nationen nach heftigem Kanonen-Blitz und Donner von der politischen Weltbühne verschwinden, denn beim Wein sind in der Welt mehr dumme als gescheidte Späße gemacht worden, und seine Erfindung wird schon durch die Geburt des Bacchus tragisch, indessen spielt doch Jupiter eine elende Rolle dabei, und giebt wie Vater Noah zu viel Blöße.

Drei und zwanzigstes Bild.

Von der Verwandlung der Männer in Weiber und umgekehrt.

Einst war Jupiter von dem himmlischen Nektar ein wenig lustig geworden, und scherzte mit seiner Ehehälfte. Es fiel ihm ein, die Behauptung aufzustellen, daß das weibliche Geschlecht in der Liebe mehr Vergnügen finde als das männliche. Madame Juno gab ihm natürlich nicht Recht,

und so geriethen denn beide in einen Streit mit einander, der nun freilich so leicht nicht geschlichtet werden konnte. Indessen fiel ihnen ein, daß ein Mann in der Welt lebe, der sieben Jahre lang in eine Frau verwandelt worden war, und also das Ding am besten verstehen müsse. Auf eine sonderbare Art war dieser Mann, Namens Tiresias, zu seiner Verwandlung gekommen. Er ging nämlich einst durch den Wald, und sah zwei große Schlangen sich paaren. Voll Muthwillen schlug er mit seinem Stock nach ihnen, und, siehe da! plötzlich fand er sich in eine Frau verwandelt. So vergingen ihm unter mancherlei Ereignissen sieben Jahre. Der weibliche Tiresias kam von ungefähr im achten Jahre seiner Verwandlung wieder in denselben Wald, und fand dieselben Schlangen wieder. Sogleich fiel ihm bei, ein abermaliger Schlag nach ihnen möchte ihm vielleicht seine männliche Gestalt wiedergeben. Er schlug also nach ihnen, und, o Wunder! er wurde wieder Mann. Als er nun zum Schiedsrichter von Jupiter und Juno in dem erwähnten Streit genommen wurde, gab er ohne Bedenken dem Jupiter Recht. Juno ergrimmte darüber, und machte ihn blind, Jupiter aber verlieh ihm die Gabe der Weissagung.

Die erwähnte Verwandlung eines Mannes

in ein Weib, und dann wieder in einen Mann, ist ein Wunder der alten Welt, dergleichen meines Wissens die neuere keins aufzuweisen hat. Bloß in der Kirche Notre Dame des Fourvières ist (nach Matthison) ein Votivgemälde zu sehen, worauf ein Ehepaar in knieender Stellung vor der heiligen Jungfrau abgebildet ist: die Frau hat einen bärtigen Mannskopf und der Mann einen hochrothen Frauenkopf. Dieses wegen angeblicher Hexerei unschuldig enthaupteten Ehepaars erbarmte sich in Gnaden die heilige Jungfrau von Fourvieres indem sie ihnen die Köpfe wieder zurecht setzte, nur gab sie dem Manne den Kopf des Weibes, und dem Weibe den Kopf des Mannes, wodurch beide gegen einander in Liebe entbrannt blieben, bis der Tod ihrem langen Leben ein Ziel setzte. Dergleichen Wunder soll es zwar jetzt auch noch geben, so daß die Frau nach der Trauung den Kopf des Mannes aufsetzt, auch dessen Beinkleider sich zueignet, aber so schön sind diese Wunder doch nicht als jenes, was am Tiresias geschah. Blumenbach sagt in seinem Handbuch der Naturgeschichte: „Die gemeinen Garten- und Waldschnecken sind zur Brunstzeit mit einem überaus kleinen Pfeile versehen, der von kalkartiger Substanz ist, und ungefähr die Gestalt eines vierschneidigen Lanzen-

schaftes hat. Dieser Liebespfeil steckt ihnen dann ganz locker in einer Oeffnung des Halses, und wenn ihrer zwei und zwei einander aufgefunden haben, so drückt jedes seinen Pfeil dem andern in die Brust, und erst auf diese vorgängige wechselseitige Anreizung erfolgt die wahre Paarung." Da er hierbei nicht bemerkt, ob man nicht auch Gefahr läuft, wie Tiresias in eine Frau verwandelt zu werden, wenn man so etwas ansieht, so habe ich mich jederzeit gehütet, den Schnecken bei dieser Operation zuzusehen, und überlasse es daher den Damen, die Wahrheit dieser Thatsache, so wie auch des Ausspruches des Tiresias zu bekräftigen.

Vier und zwanzigstes Bild.

Wie der Junker Narcissus in eine Blume verwandelt wird, und ihm ein Kapuziner eine Leichenpredigt hält.

Die erste Probe seiner Kunst machte Tiresias an dem schönen Knaben Narcissus. Als er nämlich von der Mutter des Knaben, Liriope hieß sie,

gefragt wurde, ob ihr Kind zu einem hohen Alter gelangen werde, antwortete er nach seinem prophetischen Geiste: „wenn es sich selbst nicht sehen wird." Der Ausgang bewies, wie richtig er prophezeit hatte.

Als Narcissus sechszehn Jahre alt geworden war, hatte seine Gestalt so schöne Formen, sein Gesicht so viel Lieblichkeit erhalten, daß sich fast alle Mädchen in ihn verliebten. Er fühlte indessen zu keiner die mindeste Gegenliebe: die Jagd war seine einzige Leidenschaft. Hier erblickte ihn einst die Nymphe Echo, die damals noch mit einem Körper versehen und nicht bloßer Nachhall war, aber dennoch von ihrer Stimme keinen andern Gebrauch machen konnte, als die letzten Töne derer, die mit ihr redeten, nachzusprechen. Juno hatte dieses bewirkt, die einst ihrem Herrn Gemahl nachschlich, der sich unter die Bergnymphen verirrt hatte: Echo hielt mit einem langen Geplauder die Göttin so lange auf, bis die Nymphen sich aus dem Staube gemacht hatten, und wurde zur Strafe dafür von der erbitterten Göttin ihrer Sprache so weit beraubt, daß sie nur immer die letzten Worte Anderer wiederholen konnte. Sobald diese wunderbare Nymphe den lieblichen Narcissus erblickt hatte, lief sie ihm mit brennendem Herzen nach. Gern

hätte sie ihn angeredet, aber dieß war ihr nicht mehr möglich: sie konnte nichts Anderes thun, als warten, bis er selbst spreche, und dann seine Worte wiederholen. Von ungefähr hatte sich Narcissus einmal von seinen Gefährten entfernt, und rief: Heda! Echo erwiederte sogleich: Heda! Narcissus ward betroffen, sah sich nach allen Seiten um, erblickte niemanden, und rief: Komme! Dasselbe rief ihm sogleich Echo entgegen. Da er noch immer keinen Menschen sah, so rief er: Warum scheuest du dich vor mir? Echo sagte dasselbe. Endlich rief er voll Ungeduld: Hier vor dem Walde wollen wir zusammen kommen. Echo sagte dasselbe nach, trat aus dem Walde heraus, und umarmte den lieblichen Jüngling.

Narcissus hatte nun aber gar keine Lust, sich mit der Nymphe in solcherlei Angelegenheiten zu verstehen. So grob wie ein Postmeister fuhr er sie an, verwies ihr ihre Zudringlichkeit, und sagte, er würde eher sterben, als sie lieben. Die Nymphe erwiederte nichts, als lieben, würde ganz schamroth, und versteckte sich vor lauter Aerger in eine einsame Höhle. Die Liebe saß ihr zu tief im Herzen, als daß sie sich über den grausamen Liebhaber hätte trösten können: vor Kummer zehrte sie nach und nach aus, und es blieb nichts von ihr übrig, als ein versteiner-

ter Körper und ihre Stimme, die noch bis auf den heutigen Tag bald hier, bald dort als Wiederhall sich vernehmen läßt.

Echo war indessen nicht das einzige Frauenzimmer, das sich in den Narcissus vergeblich verliebte. Sehr viele Nymphen und Mädchen theilten ihr grausames Schicksal, so daß endlich die Nemesis, welche alles Unrecht bestraft, sich darein legte, und dem Narcissus Gleiches mit Gleichem vergalt.

Einst kam Narcissus an eine ruhige Quelle im Walde, und erblickte sein Bildniß in dem klaren Gewässer wie in einem Spiegel. Dieses Bild war die einzige Gestalt, die ihm gefiel, und er entbrannte sogleich auf das Heftigste in dasselbe. Das war die ihm von der Göttin Nemesis auferlegte Strafe. Tag und Nacht war er nun nicht von der Quelle wegzubringen, in welcher seiner Meinung nach der schöne Körper versteckt war, und darüber hungerte der arme Junker so aus, daß er bald starb. Seine Schwestern, die Wasser- und Baumnymphen, betrauerten ihn höchlich, und wollten ihm ein recht feierliches Leichenbegängniß veranstalten, als der todte Körper auf einmal verschwand und in eine Blume verwandelt wurde.

Im Jahre 1728 starb zu Danzig der Pater

Narcissus, und ein Kapuziner hielt ihm eine angemessene Leichenpredigt. So wird es uns ebenfalls erlaubt seyn, unserm verstorbenen Junker Narcissus eine Predigt von demselben hochwürdigen Pater halten zu lassen, und davon Einiges mitzutheilen.

Das menschliche Leben, so hebt unser ehrwürdiger Pater Kapuziner an, läßt sich umgekehrter Weise gar füglich mit einem Schnitzklos vergleichen. So wie hier die Hutzeln unten, und der Mehlteig oben liegt, so liegt vom menschlichen Leben das Süße, die Hutzeln, oben im Himmel, und hier unten auf der Welt ist eitel Sauerteig, Hefe und Salz, das Mehl ist rar, die Butter theuer, und das Land Kanaan, wo Milch und Honig floß, schon lange für die gläubigen Christen verloren gegangen. Unser armer Narcissus schmeckte während seiner irdischen Laufbahn die Bitterkeit der Trübsal nicht mit Eß-, sondern mit Koch- und Vorlegelöffeln. O, hätte er nur wie Moses ein Tuch vor sein Gesicht gehängt, so hätte ihn der Glanz seiner eigenen Schönheit nicht um's Leben bringen können! Da liegt er nun, der liebe, schöne Junker, aber leider ist der Todtengräber um seinen Grablohn geprellt, und die Leichenfrau heult vor Jammer, daß er sie um sein Sterbehemd gebracht hat. Las-

set die Thränen aus den Dachrinnen eurer Augen, gleich wie Buttermilch aus einem aufgeplatzten Butterfasse reichlich hervorströmen! Ja, mit Recht hat man die Blume, in welche der edle Junker verwandelt ist, Aprillenblume genannt, denn er hat uns alle in den April geschickt! Selbst die hochlöbliche Polizei hat für ihn vergebens die Todtenbeschau angeordnet! Lenken wir auf dieses alles unsere Augen, so wäre es kein Wunder, wenn wir ein Bataillon Seufzer aus dem Wachthause unsers Herzens aufmarschiren ließen. Zwischen Maulaffen und Maultrommeln ist bloß der Unterschied, daß die erstern verstummen, wenn die letztern anfangen zu brummen, und so hört ihr mir, meine lieben Zuhörer, stumm und verwundrungsvoll zu, wenn ich die alte Garnisontrommel meiner geistlichen Beredsamkeit rühre. Ich will es nicht machen, wie viele meiner geistlichen Mitbrüder, welche den Bock melken, und die Milch in einem Siebe auffangen, sondern mit dem Blasebalg meines Mundes die erloschenen Tugenden und Fehler unsers verstorbenen Junkers vor euern Augen wieder anblasen, damit ihr, wie von der Hochzeit einen Bündel, so von unserm Leichenbegängniß einen Zwerchsack voll guter Lehren mit nach Hause tragen könnt. Gar viele Christen laufen

dem Irrwisch des Lasters und der Sünde nach, aber dafür müssen wir Geistlichkeiten wie alte Strohwische flammen und flackern, damit die Gläubigen wieder auf die Bahn der Tugend und Frömmigkeit zurückkehren.

Unser guter Junker Narcissus beging damit eine große Missethat, daß er die gute Nymphe Echo nicht lieben wollte, da er sich doch dem geistlichen Stande nicht zu widmen gedachte. Diese seine Sprödigkeit wird ihm im Fegfeuer so gewaltige Gewissensbisse verursachen, daß sein Herz wie der Hammer in einer Oelmühle klopfen und pochen wird. Wie ein Laib Brod ist er nun in diesen greulichen Backofen eingeschlossen, aber nur die Schaufel heiliger Messen vermag ihn wieder heraus zu holen. Eine Frau, die immer das letzte Wort behält, wie die Nymphe Echo, ist freilich ein großes Unglück; aber doch hat der Mann den Trost, daß er auf diese Art immer die letzten Worte derjenigen erfährt, die mit seiner Frau verführerische Gespräche halten wollen, und da wiegt der Vortheil den Nachtheil genau wieder auf. Der Himmel kann nicht immer voll Geigen hängen, wohl aber voll Dudelsäcke, nach denen wir arme Sterbliche wie die Bären tanzen müssen, und derjenige kommt noch am besten dabei durch, der die wenigsten Prügel bekommt

und die Hosen nicht verliert. Hätte Narcissus einen Backenbart getragen, so würde er sich freilich nicht in sein eigenes Bild haben verlieben können; aber das war eben sein größter Fehler, daß er gar zu gern in den Spiegel sah, wenn auch nur von einer Quelle. In den Spiegel sehen, taugt nichts; in die Karten, Taschen und Töpfe anderer Leute sehen, taugt nichts; einem Mädchen zu stark in die Augen sehen, taugt nichts; in summa: viele Sünden werden mit unsern Augen begangen. Liebe Christen, so euch der Teufel durch euere Augen verführen will, so steckt das Scheuleder der Zerknirschung zu beiden Seiten an, und seht zu den vierzehn Nothhelfern empor, und alle Gestalten des teufelischen Trugs werden sogleich aus euren Blicken verschwinden. Doch, die Wehmuth will mir das Spundloch meiner Kehle zustopfen, und Thränen so groß wie Stachelbeeren rinnen mir aus den Augen, wenn ich an die guten Eigenschaften unsers verlebten Junkers denke. Er war ein Muster junger Leute in der Hochachtung, die er dem geistlichen Stande erwies, er versäumte keine Messe, und er hatte sich schon lange vorgenommen, eine Wallfahrt nach Loretto anzustellen. Manchen Hasen und manchen Rehbock schickte er in unser Kloster, und an dem Hubertustag ließ

er jederzeit seine Büchsen, Flinten und Pulverhörner von uns einsegnen. Daher folget ihm, und ihr werdet dann in einer Herrlichkeit leben, die ihres Gleichen nie gehabt haben wird. — —

Fünf und zwanzigstes Bild.

Von dem Gott Bacchus, dem König Pentheus, und den Caffeetrinkern, die auf Eseln reiten müssen.

Es trat bald die Zeit ein, wo Bacchus als Gott im Geleite der Bacchanten und Bacchantinnen erobernd die Welt durchzog. Eine blinde Wuth beseelte seine Anhänger, und schwärmend, rasend und tobend unter wilder Musik von Trommeln und Hörnern zog das von Wein begeisterte Heer dem Anführer nach, und vermehrte sich von Stadt zu Stadt und verdrängte den Dienst der andern Götter. In Theben regierte Pentheus, dem der Großvater Kadmus noch bei Lebzeiten die Regierung übergeben hatte. Der weise Seher Tiresias warnte diesen jungen Fürsten, sich ja nicht dem Dienst des neuen Gottes zu widersetzen. Doch Pentheus verachtete diesen guten Rath, und als Bacchus mit seinem Heere

im Anzug war, schickte er seine Krieger aus, das tolle Heer zu zerstreuen. Bald kehrten sie zurück, und brachten einen Gefangenen mit, einen schönen Jüngling. Pentheus fuhr diesen hart an, und fragte ihn, warum er der neu aufkommenden Feier nachgezogen sey. Dieser gab sich für einen Fischerssohn aus, der auf einer Schiffahrt den Bacchus kennen gelernt und sich von seiner großen Macht überzeugt habe, denn der neue Gott habe die Mannschaft eines ganzen Schiffes, die ihn verächtlich behandeln wollte, in Delphine verwandelt. Pentheus ließ sich nicht durch diese Erzählung auf andere Gedanken bringen, sondern befahl, den Gefangenen zu Tode zu martern. Als nun die Diener diesen Befehl vollziehen wollten, und den Gefangenen gefesselt in die Folterkammer führten, schüttelte er sich die Fesseln vom Leibe, stürzte das ganze Haus ein, und verschwand: es war der Gott Bacchus selbst gewesen. Pentheus beharrte auch jetzt noch auf seinem Sinn, und machte sich selbst auf, um die auf dem Gebirge Cithäron schwärmenden Bacchanten zu verjagen. Aber diese Expedition bekam ihm sehr übel, denn er wurde von den Bacchanten, unter denen bereits seine Mutter und Tanten sich befanden, für einen Eber gehalten und von ihnen zerfleischt.

Alle neue Gebräuche haben in der Welt von jeher im ersten Entstehen zwei Parteien bewirkt, deren eine ihnen enthusiastisch anhing, während die andere ihre erbittertste Gegnerin war, und dieß erlebte man von politischen Revolutionen an bis herab zum Genusse des Caffees und Tabaks. Geistliche und weltliche Zionswächter verschrien die französische Revolution in ihrem Entstehen eben so sehr, als ihre Vorgänger sich der Einführung der obengenannten Produkte widersetzten. Der Statthalter des ägyptischen Sultans ließ, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1511 allen Caffee zu Mecca verbrennen, und die Trinker auf Eseln in der Stadt herum führen; deutsche Geistliche nannten zur Zeit, als der Tabak aufkam, die Raucher Teufelsschornsteine, und dieser geistliche Haß gegen den Tabak ist noch in seiner ganzen Fülle bei der Sekte der Philippowaner anzutreffen, welche gar keinen Tabak rauchen und die Raucher so wenig vertragen können, daß sie sogar eine Quelle verstopfen, aus der ein Tabaksraucher getrunken hat, wenigstens darf keiner mehr aus einem solchen Brunnen trinken *). Von den Eiferern gegen die

*) Man sehe das mahlerische Taschenbuch der österreichischen Monarchie von Sartori, Jahrgang I, Seite 152, darüber nach.

französische Revolution brauche ich nichts anzuführen, denn diese sind noch im frischen Gedächtniß. Sonderbar aber ist's, daß in der Krünitzischen Encyclopädie unter dem Artikel Caffee, Seite 241, eine ebenfalls etwas antirevolutionäre Aeußerung vorkommt, nämlich: „Der Adel ist die Stütze des Staats, und muß die höchsten Stellen im Militair und Civil bekleiden: das bürgerliche Verdienst kann anderswo Belohnung genug finden." Diese Stelle ist auf jeden Fall gegen den Ort antirevolutionair, wo sie steht, denn was hat der Adel mit dem Caffee zu schaffen?

Im Jahr 1524 schlossen die Kurfürsten von Trier und der Pfalz, die Bischöffe von Strasburg, Würzburg, Freysingen, Speier, Utrecht und Regensburg, fünf rheinische Pfalzgrafen, der Markgraf von Brandenburg und der Landgraf von Hessen einen ebenfalls gegen den Gott Bacchus gerichteten Bund zu Heidelberg: sie wollten nämlich für sich selbst und ihre Diener, Beamte und Unterthanen das Gotteslästern und arge Zutrinken in ihren Ländern abschaffen, doch sollte keiner an diesen Vertrag gebunden seyn, wenn er in fremder Herren Gebiet käme, wo das Zutrinken noch gelte. Himmel! wie würde es diesen wackern Fürsten gegangen seyn, wenn sie zur Zeit des

Königs Pentheus gelebt hätten! Der Gott hätte sie vielleicht zur Strafe für ihr Bündniß gezwungen, sich wie die Bewohner von Wilhelmsund unter dem natürlichen Munde noch einen künstlichen zu machen, und mit diesen zweien Mäulern zu gleicher Zeit Wein zu trinken, oben ächten Mallaga und unten Jenaer Krätzer.

Sechs und zwanzigstes Bild.

Von den Töchtern des Minyas, die in Fledermäuse verwandelt werden.

Auch die Töchter des Thebaners Minyas gehörten zu denjenigen, welche den Bacchus nicht als Gott anerkennen wollten. Statt also, wie die andern Einwohner Thebens, die wilden Feste dieses Gottes mit zu feiern, blieben sie daheim, und spannen und webten. [Das Weben war in den alten Zeiten ein Hausgeschäft der Frauen.] Zur Unterhaltung erzählten sie bei ihren Arbeiten anmuthige Geschichten, nämlich von Pyramus und Thisbe, von der Liebschaft der Venus mit dem

Mars, von der Liebe des Sonnengottes zur Leucothoe, und von der schönen Nymphe Salmacis, welches wir alles in den nächstfolgenden Bildern nachbringen werden. Plötzlich erscholl ungesehen eine wilde Musik im Hause, ein jeder Webstuhl ergrünte, das gewebte Tuch verwandelte sich in Epheu und Weinreben, die Fäden wurden zu Ranken, ja sogar Weinreben wuchsen auf den Webstühlen. Doch, dieß war noch nicht Wunders genug. Es war eben die Zeit, wo das Zwielicht der Abenddämmerung eintrat: schleunig erbebte das Haus, röthliche Flammen zuckten durch die Gemächer, und gräßlicher Unthiere Geheul erschreckte die Schwestern. Diese verkrochen sich in die finstersten Winkel, die sie nur auffinden konnten, aber während dem schrumpften sie zusammen und wurden in Fledermäuse verwandelt.

Es ist immer etwas Seltenes, daß junge Frauenzimmer daheim bleiben und spinnen, wenn die ganze Stadt, wo sie wohnen, einem lustigen Feste nachzieht. Daß übrigens Bacchus nicht sehr artig gegen die Töchter des Minyas war, weil er sie in Fledermäuse verwandelte, wird jeder Verehrer des weiblichen Geschlechts einräumen. Der Spaß, daß er Weintrauben an ihrem Webstuhl wachsen ließ, war allerdings sehr

ausgesucht und schön, aber die Verwandlung in Fledermäuse paßt darauf, wie die Faust auf's Auge. Manche Strafprediger und Sittenrichter haben wunderliche Prozeduren mit den Weibern vorgenommen. Als der Rebellengeneral Hofer mit den Tyroler Insurgenten in Insbruck einrückte, fing er auch sogleich eine Reform der weiblichen Tracht an. In seinem Mandat heißt es: „Die Weiberleute sollen fürohin nicht mehr ihre Herzer und Arme unter so haudriges Zeug stecken, daß man das nackende Fleisch durchsehen kann, ansonst man es ihnen mit Koth verwirft.“ Hätte Hofer die Macht des Bacchus gehabt, er hätte dergleichen Frauenzimmer vielleicht gar in Kreuzspinnen verwandelt.

Daß die Fledermäuse aber wirklich von Frauenzimmern abstammen, ergiebt sich aus mehreren Umständen. Sie brechen z. B. allen Insekten, die sie gefangen haben, sogleich die Flügel ab, damit sie nicht mehr entwischen können. So etwas kann nur ein Frauenzimmer aussinnen, die dergleichen Operationen zum Festhalten der Liebhaber schon vorgenommen hat. Ferner sind die Jungen im Mutterleibe sehr artig in ihre zarten Flügel gehüllt: ein Beweis, daß die Ahnenfrau der Fledermäuse sich auf anmuthige Drappirungen und Attitüden viel verstand. Uebrigens

schließen sie ihre Ehen, indem sie sich an den Hinterfüßen aufhängen, und das ist auch eine Erfindung der Frauen, die wenigstens nach dem Abschluß ihrer Ehe gar oft auf die Hinterfüße treten möchten.

Sieben und zwanzigstes Bild.

Von dem beweglichen Tode des Pyramus und der Thisbe.

Zu Babylon lebten einst zwei junge Leute, beide die schönsten ihres Geschlechts, Pyramus und Thisbe mit Namen. Als Nachbarskinder wurden sie anfangs mit einander bekannt und in der Folge in einander verliebt. Sie hätten einander gern geheirathet, wenn ihre Eltern es erlaubt hätten. Je mehr sie nun ihre Liebe verbergen mußten, desto heftiger entbrannte sie. Zum Glücke entdeckten sie bald eine Ritze in der Zwischenwand ihrer Häuser, die noch von niemanden bemerkt worden war, und so wurde es ihnen möglich, ihre gegenseitigen Gefühle, Wünsche und Hoffnungen einander mitzutheilen. So bestellten sie einst einander zu einer nächtlichen Zu-

sammenkunft außerhalb der Stadt, und wählten zum Vereinigungspunkte das Grabmahl des Ninus, das unter einem Maulbeerbaum, der damals weiße Beeren trug, errichtet war, neben welchem eine Quelle hervorsprudelte.

Als die Nacht einbrach, schlich sich Thisbe am ersten aus dem väterlichen Hause hin zu dem verabredeten Ort, den Kopf mit einem Schleier verhüllt. Kaum saß sie einige Augenblicke hier, so kam eine Löwin, deren Rachen von zerfleischten Rindern noch blutig war, um an der Quelle zu saufen. Thisbe lief davon, und ließ ihren Schleier fallen. Die Löwin fand den Schleier, zerriß ihn mit ihrem blutigen Rachen, löschte sich den Durst, und ging sodann ihres Wegs weiter. Kurz nach diesem Vorfall traf Pyramus an demselben Orte ein, fand bei dem Mondschein den zerrissenen blutigen Schleier, glaubte nun nichts Gewisseres, als Thisbe sey von einem wilden Thiere zerrissen worden, und klagte sich als Mörder der Geliebten an, indem er Ursache sey, daß sie sich hieher begeben habe. Er küßte den Schleier, zog seinen Dolch, und erstach sich in der Verzweiflung. Sogleich nach seinem Tode kam Thisbe wieder herbei, die die Entfernung des Löwen bemerkt hatte. Als sie nun aber ihren Geliebten todt, und den Dolch neben seinem

Leichnam fand, errieth sie den unglücklichen Irrthum, der ihren Pyramus zum Selbstmord verleitet hatte, und mit demselben Dolche, durch welchen der Geliebte gefallen war, durchstieß sie auch sich, nachdem sie zuvor gewünscht hatte, daß der Maulbeerbaum zum ewigen Andenken an diese unglückliche Geschichte schwarze Früchte tragen möchte, welchen Wunsch auch die mitleidigen Götter gewährten.

Schmelfungus und Mundungus wären nach dem Bericht des sentimentalen Engländers Yorik ein Paar närrische Käuze, und hatten viel von beweglichen Zufällen zu Wasser und Land zu erzählen; ersterer wurde auf seinen Reisen fast ganz von Wanzen aufgefressen, und letzterer sah weder rechts noch links, damit ihn Liebe oder Mitleid nicht von seinem Wege ablenken möchte. Hätte Pyramus den Sinn des Mundungus gehabt, so hätte er die Thisbe nicht zu einer Abendpartie bestellt, auch sich und seiner Geliebten die Mühe des Todtstechens erspart. Kein Mädchen, das in Seide geputzt daherstolziert, denkt an diese traurige Geschichte, welche einst unter einem Maulbeerbaum zu Babylon vorfiel, und die Gelehrten achten sie für nicht viel besser als für ein Mährchen, das im Schlaraffenland der Liebe spielt. Was hilft es also auch, den Leuten einen

Spaß der Art zu machen, sich zu verlieben und vor der Zeit zu sterben? Vollends wenn es einem Paare so geht, wie die Bürger von Athen dem unsrigen mitspielten. Im Sommernachtstraum Shakespear's sagt bekanntlich der Prologus des Stücks Pyramus und Thisbe:

„Der Mann mit Mörtel hier und Leimen
soll bedeuten
Die Wand, die garstge Wand, die ihre Lieb
thät scheiden.
Der Mann da mit Latern, und Hund und
Busch von Dorn
Den Mondschein präsentirt von hinten und
von vorn.“

Freilich ist der Mann, welcher die Wand vorstellt, Thomas Schnauz der Kesselflicker, und die andern Schauspieler sind alle seines nobeln Gelichters. Das Einzige, was hier zur Entschuldigung dieses athenischen Fastnachtsstücks gesagt werden könnte, wäre, daß auch die Chinesen ihre Coulissen durch Menschen vorstellen, und daß wenn ein General eines militärischen Lust- oder Trauerspiels auf einen entfernten Waffenzug ausgesandt wird, er seinen Stock nimmt, darauf zwei bis dreimal auf der Bühne herumreitet, eine kleine Peitsche schwingt, seine Arie singt, und dann seine große Reise geendigt hat. Da-

her sey es uns vergönnt, das auf Pyramus und Thisbe anzuwenden, was Yorik auf Schmelfungus und Mundungus schrieb: „Friede sey mit ihnen! Jeder selige Geist schwebe ihnen auf den Flügeln der Liebe entgegen, und begrüße sie. Mögen sie im Himmel nichts Anderes hören, als immer neue jubilirende Entzückungen der Liebe, nichts als laute Zurufungen über ihre gemeinschaftliche Seligkeit. Amen."

(Da ich nicht bei allen Lesern eine Bekanntschaft mit dem Sommernachtstraum voraussetzen kann, so muß ich zum Verständniß des Obigen nur soviel daraus anführen, daß zur Ehre der Vermählung des athenischen Herzogs Theseus, mehrere Bürger von Athen ein Theaterstück aufführen, das die Geschichte von Pyramus und Thisbe zum Grunde hat. Sie selbst nennen es die höchst klägliche Komödie und den höchst grausamen Tod des Pyramus und der Thisbe. Klaus Zettel, der Weber, spielt den Pyramus; Franz Flaut, der Bälgenflicker, die Thisbe; Matz Schlucker, der Schneider, Thisbe's Mutter; Thoms Schnauz, der Kesselflicker, den Vater des Pyramus; Peter Squenz, der Zimmermann, Thisbe's Vater; Schnock, der Schreiner, den Löwen. Klaus Zettel, der gut brüllen kann, will den Löwen

auch spielen, da Schnock sich mit seinem schwachen Kopf entschuldigt, daß er die Rolle des Löwen nicht gut lernen könne. Da indessen Schnock diese Rolle doch behalten, und als Löwe auftreten muß, so zeigt er gleich beim ersten Auftritt an, daß er kein wahrer Löwe, sondern Hans Schnock der Schreiner sey, und sich also niemand vor ihm zu fürchten habe, denn die ganze Gesellschaft glaubte an den Galgen zu kommen, wenn es der Löwe zu fürchterlich machte, und die Herzogin und Hofdamen zu sehr erschreckte. Auch der Mond giebt sich beim Auftreten zu erkennen, indem er sagt, seine Laterne bedeute den Mond, und er selbst den Mann im Monde. — Man wird aus diesem Wenigen sehen, was für ein verhunztes Stück aus Pyramus und Thisbe geworden ist. Die Schlegelsche Uebersetzung, die wir hier vor uns haben, hat den englischen Witz des Sommernachtstraums so gut als möglich zu verdeutschen gesucht, aber wenn dieses geniale Produkt Shakespear's ja einen guten Effekt auf deutsche Leser machen sollte, so müßte es ganz umgearbeitet werden.)

Acht und zwanzigstes Bild.

Von der Buhlschaft der Venus mit dem Mars.

Die zweite Geschichte, welche die Minyeiden einander erzählten, war folgende: Der Sonnengott, welcher alle Heimlichkeiten im Himmel und auf Erden erspäht, entdeckte auch einst, daß die Göttin Venus, die Gemahlin Vulkans, einen kleinen Liebeshandel mit dem Kriegsgott Mars habe, und theilte diese Entdeckung dem beleidigten Gemahl mit. Dieser erschrack so sehr darüber, daß er fast in Ohnmacht fiel: wenigstens fiel ihm sein Schmiedegeräth (er war seiner Profession nach ein Schmidt) aus den Händen. Er kam indessen bald wieder zu sich, und beschloß sich zu rächen. Als dem Gott der Künstler konnte es ihm nicht schwer fallen, unsichtbare Ketten und Netze zu verfertigen, die jeder Berührung nachziehen. Damit umstellte und umzog er den Ort, wo sich Mars und Venus ihr Rendezvous gaben. Als diese daher das nächstemal zusammenkamen, wurden sie mitten im Augenblick ihrer Umarmungen von den Netzen umspannt, und konnten sich weder rühren noch

regen. Nun ging Vulkan hin, und holte die andern Götter alle, um das eingefangene Liebespaar zu betrachten. Die Götter lachten nicht wenig; doch manche davon wünschten sich um diesen Preis selbst gern ausgelacht zu sehen, denn es gab nur eine einzige Venus im ganzen Himmel, die immer einer kleinen Aufopferung werth war. Lange Zeit, schließt Ovid, blieb dieß unter allen das bekannteste Mährchen im Himmel.

Kaiser Heinrich der Vierte verliebte sich in die Gemahlin des Oberberghauptmanns von der Helden zu Scharzfeld auf dem Harze. Lange kam er nicht zu seinem Zwecke. Endlich verschickte er den Gemahl seiner Schönen in Geschäften auf längere Zeit, und benutzte dessen Abwesenheit, um sich der schönen Frau zu nähern, zu erklären, und sie endlich in seinem Netze zu fangen. Niemand schien etwas um das geheime Verständniß zu wissen, aber es blieb dennoch nicht verborgen. Der Burggeist nämlich, der bisher ganz ruhig herumgespukt hatte, erhob auf einmal ein schreckliches Geheul, tobte in der ganzen Burg herum, und erschütterte sie in ihren Grundfesten. Er konnte nicht länger an dieser entheiligten Stätte verweilen, sondern fuhr unter krachenden Donnerschlägen im runden Thurme hinauf, hob die Bedachung ab und stürzte sie in

die Tiefe, schwebte über Scharzfeld, und schrie laut die Sünde aus, und daß der Burgpfaff (als Kuppler) mehr daran Schuld sey, als der Kaiser. Seit der Zeit hat kein Dach mehr auf dem Thurme fest sitzen wollen, denn der Burggeist riß es jedesmal herab.

Kaiser und Kriegsgötter sind, wie beide vorstehende Geschichten lehren, manchen Männern sehr gefährlich: Vulkan sollte indessen kein lahmer Mann seyn, wenn er die schönste der Göttinnen zur Gemahlin haben wollte, und von der Helden hätte bloß im Dienste seiner Frau Berghauptmann seyn sollen. Wenn ein junger nordamerikanischer Wilder bei einem Vater um seine Tochter wirbt, so sagt er: „Vater, ich liebe deine Tochter. Gieb sie mir, damit die zarten Wurzeln ihres Herzens sich so mit den meinen verschlingen, daß der stärkste Wind, der bläst, sie niemals umwerfen kann.“ Die Wurzeln manches weiblichen Herzens sind indessen so lang wie die der Pappeln, welche, wenn sie in unterirdische Canäle gerathen, klafternlange Zöpfe treiben, und dann ist das Herz des Mannes nicht groß genug für sie, sondern sie wickeln sich auch um die Herzen fremder Männer, und verstricken sich mit diesen auf das Wunderbarste. Die cultivirten sowohl als uncultivirten Völker der Erde

nehmen mit den Bräuten allerlei wunderliche Ceremonien vor, um sie zu guten Hausfrauen zu machen, ja die Eingebornen in Neugranada feilen ihnen sogar die Zähne spitzig und tättowiren ihnen den Busen auf das Schmerzlichste: dafür wäre es besser, man beschnitte von Zeit zu Zeit die Fasern der weiblichen Herzwurzeln, damit sie nicht zu starke Auswüchse treiben, und in Nachbarsherzen hinüberschlagen.

Bei den Hirschen, die sehr eifersüchtig sind, und dennoch auf Verdrießlichkeiten in der Liebe keine Gallenfieber bekommen, soll die Galle im Schwanze sitzen, denn dieser sieht gelbgrün aus, und wird von den Hunden nicht gefressen. Für manchen Ehemann wäre es daher gut, wenn er den Sitz seiner Galle in den Haarbeutel verlegen könnte, ja, man will sogar behaupten, seit den Titusköpfen der Männer sey auch die Untreue der Weiber mehr Mode geworden, bloß um damit die Männer mehr zu ärgern. Es muß also wirklich ein bisher übersehener Zusammenhang zwischen Galle, Haarbeuteln und Untreue seyn. Wenn wir, wie im Zeitalter des Hoseas, unsere Bräute um funfzehn Seckel Silber erkaufen müßten, so würden wir freilich unsere Ehen vorsichtiger schließen, und die Haarbeutel nicht schon vorher ablegen.

In Krusenstern's Reise um die Welt, Seite 239 des ersten Theils der Berliner Ausgabe, findet sich folgende merkwürdige Stelle: „Ein wesentliches Mitglied der königlichen Familie auf Nukahiwa ist der sogenannte Feueranmacher. Sein Dienst besteht zwar zum Theil darin, immer um die Person des Königs zu seyn, und seine Befehle zu vollführen; das Geschäft aber, wozu ihn sein Herr vorzüglich braucht, ist von der Art, daß es einen Nukahiwer Souverain vollkommen charakterisirt. Entfernt sich nämlich der König auf längere Zeit von seinem Hause, als auf einige Stunden, so darf der Feueranmacher ihn nicht mehr begleiten, sondern er muß seine Person bei der Königin in aller Rücksicht vorstellen. Sie findet in ihm ihren zweiten Gemahl während der Abwesenheit des erstern. Er ist der Bewacher ihrer Tugend; sein Lohn der Genuß dessen, was er bewacht. Die Könige von Nukahiwa haben wahrscheinlich den Glauben, daß es besser sey, mit Einem zu theilen, was sie sonst mit Mehreren gewiß theilen müßten. Vielleicht ist auch der Dienst der Feueranmacher nur nukahiwisch-königlicher Luxus." Sollte sich indessen eine europäische Frau auf diese Sitte berufen, um sich neben ihrem Gemahl einen oder mehrere dergleichen Feueranmacher zu halten, so müßte man sie

auf dem Polizeischub nach Nukahiwa transportiren: Es sind meist solche Damen, welche sich expreß zur Fabrication des guten Tons berufen fühlen, und daher an ihrem Wohnorte sehr gut abgegeben werden können.

Neun und zwanzigstes Bild.

Von der Entstehung des Weihrauchs und der Sonnenblume.

Die dritte Geschichte der Töchter des Minyas ist nichts als eine Fortsetzung der zweiten. Venus war äußerst auf den Sonnengott aufgebracht, daß er ihr Verständniß mit dem Mars bekannt gemacht hatte, und entzündete ihn zur Vergeltung dafür mit einer unvertilgbaren Liebe zur Prinzessin Leukothoe. Lange härmte sich der Gott wie ein Werther ab, bis er endlich den kühnen Entschluß faßte, sich in der Gestalt der Mutter der Prinzessin zu nähern. Seine Unternehmung glückte ihm, denn er kam dadurch in so vertrauliche Verhältnisse mit seiner Schönen, daß er sich ihr ohne Gefahr als Mann zeigen konnte. Die Prinzessin hatte nichts gegen seinen Besuch

einzuwenden, und so wiederholte er ihn so oft, bis ihn endlich eine Nebenbuhlerin, die Klytie, verrieth. Der Vater der Leukothoe wurde über die heimliche Liebschaft seiner Tochter nun so aufgebracht, daß er sie lebendig begraben ließ. Der Sonnengott grub sie freilich wieder aus, aber sie war schon todt und er vermochte sie nicht wieder ins Leben zurückzurufen. Er verwandelte sie in die Weihrauchstaude, denn weiter konnte er nichts thun. Der Verrätherin Klytie half indessen ihr Verrath nichts, sie fand keine Gegenliebe bei dem Sonnengott; und da sie sich doch unendlich nach ihm sehnte, so wurde sie in eine Sonnenblume verwandelt, und behielt auch in dieser Gestalt ihre Sehnsucht nach dem Geliebten, denn immer kehrt sie der Sonne ihr Haupt zu.

Von dem Weihrauch giebt es verschiedene Sorten, davon zwei sonderbare Namen haben, nämlich Männleinweihrauch und Weibleinweihrauch, auch muß der ächte Weihrauch den Speichel im Munde weiß färben; dieß bedeutet, daß sich Männlein sowohl als Weiblein gern Weihrauch von Speichelleckern streuen lassen. Das Schmeicheln ist überhaupt eins der nothwendigsten Ingredienzien des Welttons. Frisch leitete es bekanntlich von Schmauch ab, und nach ihm bedeutete schmäucheln (so schrieb er es) so viel,

als jemanden einen wohlriechenden Rauch zuwehen, Gottsched folgte ihm hierin nach, und ungeachtet bessere Sprachkenner behaupteten, Schmauch bedeute keinen angenehmen, sondern allemal einen dicken beschwerlichen Rauch, so blieb das Schmäucheln dennoch das Lieblingswort der ganzen gottschedischen Schule. — Sie hätten verdient, ihr ganzes Leben über Galgenknaster schmauchen zu müssen.

Es ist eine schöne Dichtung, daß die Sonnenblume eine verwandelte Geliebte des Sonnengottes ist. Als Strafe angesehen, war diese Verwandlung viel gelinder, als wenn Klytie den Sonnenkoller bekommen hätte. In so fern war sie ein wahres Goldensonntagskind. Der Sonnenzeiger des weiblichen Herzens zeigt oft falsch, und so ging es auch diesem Mädchen: sie wollte ihr Herz zu einem Sonnenlehen und Sonnengut machen, und kam dadurch in die Sonnenferne von ihrem Geliebten. Dennoch aber sieht sich ihr Herz wunderbar nach ihm hingezogen, sie fühlt mehr als der Sonnenkäfer, der Sonnengeier und die Sonnenschildkröte, jeder Strahl von ihm thut ihr wohl, sie braucht keinen Sonnenschirm und Sonnenfächer, und jeder Frühling erweckt sie zum neuen Leben.

Dreißigstes Bild.

Von der Nymphe Salmacis und ihrer Moralität nach fichteschen Principien.

Die letzte Geschichte, welche sich die Töchter des Minyas erzählten, war die Geschichte der Quelle Salmacis in Carien. Die Göttin der Liebe gebar einst von dem Merkur einen schönen Knaben, der von der Mutter eben so viel Züge als von dem Vater an sich hatte. Dieser kam als funfzehnjähriger Jüngling zu der obengedachten Quelle, und wollte sich baden. Hier verliebte sich die Göttin der Quelle, die Nymphe Salmacis, in ihn, und trug ihm ihr Herz an: er indessen, der noch nichts von Liebe verstand, schlug ihre Anträge aus, und badete sich. Die Nymphe war indessen zu feurig, als daß sie ihm hätte entsagen können; und als er daher im Wasser war, stürzte sie auf ihn zu, umschlang ihn, und schwor, ihn nie von sich zu lassen. Die Götter bekräftigten ihren Schwur, und schmelzten beide zu einer einzigen Person zusammen, die halb männlich und halb weiblich war. Als der schöne Jüngling diese Verwandlung bemerkte, hob er die

Hände zu seinen Eltern empor, und bat sie, sie möchten zu einiger Schadloshaltung für ihn der Quelle die Eigenschaft beilegen, daß jede Mannsperson durch ein Bad in derselben zu einem weibischen Halbmann werde, und diese Bitte erhielt er ohne Umstände gewährt.

Herr Fichte sagt in seiner Moral, Seite 445: „Man kann nicht sagen, es sey die Pflicht des Weibes zu lieben, weil der Liebe ein Naturtrieb, der nicht von der Freiheit abhängt, beigemischt ist; aber man kann sagen, daß da, wo auch nur einige Anlage zur Moralität ist, der Naturtrieb nicht anders, als unter der Gestalt der Liebe erscheinen könne." Die gute Nymphe Salmacis war also nach den Ansichten des Herrn Fichte sehr moralisch, denn ihr Naturtrieb äußerte sich als Liebe; daß sie indessen zugriff, und den widerstraubenden Jüngling als Eigenthum sich zueignete, darf ihr noch weniger verargt werden, denn derselbe Philosoph lehrt S. 398 derselben Schrift, daß, wer kein Eigenthum habe, mit seinem vollen Rechte zugreifen, und fremdes Eigenthum sich zueignen könne. Nun hatte ihr Herz noch kein Eigenthum, also griff sie zu dem, was ihr am liebsten war. So ist die ganze Sache in der Ordnung.

Es existirt, so viel ich weiß, keine Verord-

nung, wo den Jungfern das Zugreifen verboten wird: nur die Böttcher, deren wir oben gedachten, untersagen ihren Gesellen dergleichen Freiheiten gegen das weibliche Geschlecht. Der Ziegenschurz wird nämlich gefragt: „In der Herberge wird dir der Herr Vater (Wirth) die Jungfer Schwester (Magd) mit geben, daß sie dir leuchtet. Sie wird dich in eine Kammer führen, darinnen allerlei schöne Betten stehen werden, und wird dich heißen hineinlegen. Da kannst du gleich die Jungfer Schwester mit hinein nehmen, daß ihr der Rock über den Kopf, und die Pantoffel über den Gang hinunter oder zum Fenster hinausspringen, kannst ihr auch gleich deinen Schlafkreuzer geben, und deines Namens Gedächtniß stiften, daß man in drei Vierteljahren deiner gedenkt. Willst du das thun?" Wenn nun der einfältige Ziegenschurz ja antwortet, so fährt sein Schleifpfaffe fort: „Nein, das sollst du nicht thun, du sollst dem Herrn Vater seine Leute nicht so lange aufhalten, denn der Herr Vater hat seine Leute nicht für dich allein bestellt." Das heißt doch Zucht und Ehrbarkeit!

Ein und dreißigstes Bild.

Von der Hölle der Alten und der Narrheit des großen Scaliger.

In Theben waren nunmehr Wunder genug geschehen, welche die Gottheit des Bacchus bekräftigten. Die Schwester der Semele, (die Tante des Bacchus) Ino, hatte darüber ihre größte Freude, und sprach allenthalben von der Macht ihres Neveu's. Die Göttin Juno wurde deßwegen höchst ungehalten auf sie, und beschloß, sie, ihren Gemahl, und ihre Kinder ins Unglück zu stürzen.

Von der Oberwelt läuft ein abschüssiger Pfad, von traurigem Taxus umdämmert, durch schweigende Einödden hinab in die Unterwelt. Ewiger Nebel lastet auf dem Flusse Styx, welcher das Gebiet derselben umströmt; bleiche Schatten irren, des Weges unkundig, dort herum, trüb und winterlich ist die Gegend. Dorthin machte sich die erhabene Juno auf den Weg, um die Furien aufzufordern, ihrem rachevollen Herzen Ruhe zu schaffen. Vor dem Thore des fest verschlossenen Kerkers saßen sie, und kämmten sich Schlangen aus den Haaren. Man nannte ihren

Wohnsitz den Ort der Verdammniß: da lag der Riese Tityos, neun Hufen Landes den Leib ausgestreckt, und ewig nagten ihm zwei Geier an der Leber, die immer wieder frisch nachwuchs; Tantalus stand bis an das Kinn im Wasser, und konnte nicht trinken, und die über ihm schwebenden Früchte entwischten ihm jedesmal, so oft er zur Stillung seines Hungers nach ihnen haschte; Sisyphus wälzte ununterbrochen einen Fels die Anhöhe hinauf, der ihm sogleich wieder entwischte und hinabfiel; auf ein Rad ausgespannt kollerte Ixion unaufhörlich herum; und die funfzig Töchter des Danaus, die ihre mit ihnen vermählten Vettern umgebracht hatten, schöpften rastlos in ein bodenloses Faß Wasser. Juno gab den Furien ihren Wunsch zu erkennen, daß des Kadmus Haus ganz vertilgt würde, und die wilde Tisiphone schüttelte ihr graues verworrenes Hauptmhaar, die umringelnden Schlangen sich aus dem Gesichte zurückstreifend, und versprach der Göttin schnelle Befolgung ihrer Befehle.

Kaum ist Juno in den Himmel zurückgekehrt, als Tisiphone die von Blut triefende Fackel ergreift, den mit Blut getränkten Mantel umlegt, ihn mit einer Schlange zugürtet, und ihrem finstern Wohnsitz entstürmt: ihr folgen der Gram, die Angst, das Schrecken, und die Wuth mit krampfi-

gem Antlitz nach. Als sie die Schwellen von Athamas Pallaste betritt, da erzittern die Pfosten, die Flügelthüren entfärben sich, und die Sonne versteckt sich hinter Gewölk. Athamas und Ino wollen aus dem Hause entfliehen, aber die scheusliche Furie versperrt ihnen den Ausgang, indem sie ihre von Schlangen umwundenen Arme ausbreitet und ihr Haupt schüttelt, so daß die Nattern, welche sie statt der Haare trug, zischen und ihr Gift ausspeien. Jetzt reißt sie zwei solche Ungeheuer vom Kopfe, schleudert sie dem unglücklichen Ehepaar in den Busen, und gießt dann das höllische Gift des unstät irrenden Wahns, der dumpfen Betäubung, des Frevels, Grimms, Mordes und der Thränen beiden ins Herz, schwingt ihre Fackel im Kreise herum, und verläßt siegreich den Pallast und die fröhliche Oberwelt.

Rasend stürzt jetzt Athamas in den Vorhof, und ruft seine Genossen zusammen, die Netze auszuspannen, denn er habe so eben eine Löwin mit zweien Jungen erblickt, dann verfolgt er seine Gemahlin, reißt ihr seinen kleinen Sohn Learchus aus den Armen, und zerschmettert ihm an einem Felsen das Gehirn. Lautauf heulend, wahnsinnig und nackt läuft die Mutter mit dem andern Knaben Melicertes davon, und stürzt sich

mit ihm von einem Felsen hinab ins Meer. Venus erbarmt sich aber der Unglücklichen, und auf ihre Fürbitte werden beide von dem Neptun in Meergötter verwandelt, die Mutter in die Leucothea und der Sohn in den Palämon. Juno hingegen, deren Rache so leicht nicht gestillt werden konnte, verwandelt alle Freundinnen der Ino, welche sich über das Unglück derselben betrübten, theils in Seeklippen, theils in Vögel.

In diesem Bilde erblicken wir eine ungeheuere Veranstaltung: fast die ganze Unterwelt muß operiren, damit ein einziger Mensch wahnsinnig wird. Hätte der Dichter in unsern Zeiten gelebt, so würde er erfahren haben, daß es gar oft keiner Furie bedarf, um einen Menschen um den Verstand zu bringen: viele Gelehrte wissen sich schon von selbst über allen Sinn und Verstand hinaus zu studiren. Ich nehme nur den berühmten Scaliger zum Beispiel. Dieser grundgelehrte Mann that die merkwürdige Aeußerung, er wolle lieber die Verse 525 bis 530 im dritten Buche Virgils vom Landbau geschrieben haben, als Herr und Gebieter der Könige Crösus und Cyrus seyn. Crösus war bekanntlich einer der reichsten Könige des Alterthums, und Cyrus der Ueberwinder von ganz Asien. Was für ein großer, mächtiger und reicher Mann mußte nun nicht der Herr dieser

Potentaten seyn? Dennoch schlägt Scaliger dieß Glück aus, und will lieber die erwähnten Verse gedichtet haben. Und was enthalten diese? Es ist in diesen Versen von Ochsen die Rede, welche an der Viehseuche sterben, und da heißt es:

Was hilft euch nun das Ackern und das Zerren,
Und euer groß Verdienst um eure grobe Herren?
Krank seyd ihr nicht von Rheinwein und Burgunder,
In euren Magen glitt kein Schnepfendreck hinunter,
Ihr labtet euch an Hausmannskost von Heu;
Des Dorfes Brunnentrog, der Quellen helle Sprudel,
Die tränkten euch so gut wie jeden durstgen Pudel,
Und ruhig schlieft ihr Nachts auf eurer weichen Streu.

Wenn Scaliger nicht wahnsinnig war, wer ist es denn? Indessen ist es noch die Frage, ob nicht Scaliger diesen Dichterruhm von einigen Zeilen aufgeopfert haben würde, wenn er nur einige Tausend Thaler von Crösus geschenkt bekommen hätte. Mir fällt nämlich bei solchen Gelegenheiten immer der arme Schlucker ein, den

die Schildbürger in ein Faß auf dem Markte steckten, damit er gegen einen fremden Fürsten, der sich die Merkwürdigkeiten von Schilda zeigen ließ, den Weltweisen Diogenes spielen möchte. Als der Fürst an das Faß trat, und ihn aufforderte, sich eine Gnade zu erbitten, sagte er nicht wie der ächte Diogenes zum Alexander: „Geh' mir aus der Sonne," sondern: „Schenke mir einen Laubthaler!"

Das Alterthum berichtet, daß der Wahrsager Melampus so gescheid gewesen sey, daß er sogar die Sprache der Vögel und der Holzwürmer verstanden, und bloß dadurch diese Kunst erlangt habe, daß er von einem Drachen in den Ohren geleckt worden wäre. Diesen Drachen sollten wir über viele unserer Gelehrten schicken, damit sie nur die Sprache menschlicher Herzen verstehen lernten.

Zwei und dreißigstes Bild.

Von der Verwandlung des Kadmus in eine Schlange und seinem Verdienst um die ABC-Bücher.

Das Unglück, das auf einmal das Haus des Kadmus betraf, war für einen armen Sterblichen zu groß, und daher verließ der gute Kadmus, von Gram und Kummer tief gebeugt, sein gestiftetes Theben. Niemand ging mit ihm als seine alte Gattin Harmonia. Unstät irrte er herum, und kam endlich nach Illyrien. Von Leid und Alter gebeugt, ließ er sich mit seiner Gattin in ein Gespräch über die Drangsale seines Hauses ein, und meinte, der Drache, den er einst erlegt habe, müsse etwa ein geheiligtes Thier gewesen seyn, weil er so viel Zorn der Götter erfahren habe: möchte ich doch selbst, äußerte er im Unmuth seines Herzens, in einen Drachen verwandelt werden! Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so dehnte sich sein Bauch in einen Schlangenleib aus, die Haut umzog sich mit Schuppen, er sank auf die Brust hin, und seine Beine wuchsen in einen Schlangenschwanz zusammen. Noch hatte er die Arme übrig, als er weinend seine

Frau anreden und ihr zum letztenmal die Hand reichen wollte. Mitten in der Anrede stockte er jedoch, denn seine Zunge konnte nur noch zischen. Verzweifelnd jammerte seine Gemahlin, da schlang er sich um sie, und hier wurde auch sie in eine Schlange verwandelt. Beide sind nun friedliche Thiere, die dem Menschen nichts zu Leide thun.

Kadmus war, um noch ein anderes Verdienst von ihm anzuführen, auch der Stammvater und Ahnherr aller Schulmeister in Europa, denn er brachte zuerst das ABC von Phönizien nach Griechenland: in so fern hätte er eher als der problematische Herr Fibel verdient, daß ihm Jean Paul eine Leichenpredigt gehalten hätte. Indessen waren es nur 16 Buchstaben, die er in sein gelehrtes Felleisen eingepackt hätte, und nicht 24 *), auch fehlten seinem ABC-Buch alle die schönen Sachen, womit Fibel das seinige aussteuerte.

Der gelehrte Budäus bekümmerte sich so wenig um nichtgelehrte Sachen, daß, als einst ein Bedienter ganz erschrocken in sein Zim-

*) Das griechische Alphabet bestand anfänglich nur aus den Buchstaben α β γ δ ε ι κ λ μ ν ο π ϱ σ τ υ; erst im 5ten und 6ten Jahrhundert vor Christo kamen die Buchstaben ϑ ζ φ χ und ξ η ψ ω dazu.

mer trat, und ihm meldete, sein Haus brenne, er ganz kalt antwortete: Geht, sagt es meiner Frau, ihr wißt ja, daß ich mich um die Wirthschaft nicht bekümmere! Desto mehr ist es zu bewundern, daß sich ein Prinz, wie Kadmus, um gelehrte Sachen bekümmerte, und sogar den ABC-Schulmeister machte. Je weniger heutzutage dergleichen Beispiele vorkommen dürften, desto mehr müssen die Schulmeister auf diesen alten thebanischen König stolz seyn. Hätte es damals Kanonen gegeben, so hätte Kadmus vielleicht wie Moritz von Oranien das Alphabet auf seine Kanonen gießen lassen *). Dieses wäre eher prinzenmäßig und königlich gewesen, als sich mit dem simpeln ABC-Buch befassen. In China ist die Moral des Confucius in allen Häusern mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet, aber wir Europäer setzen die unserige vorzüglich in die ABC-Bücher und Katechismen, weil sie nur bei den

*) Als Prinz Moritz von Oranien in dem holländischen Freiheitskriege Nimwegen belagerte, und die Festung aufforderte, antwortete ihm der spanische Commandant, er solle erst das ABC der Kriegskunst lernen, ehe er mit ihm anbinden wolle. Der Prinz ließ das ABC auf Kanonen gießen, und als er mit diesen endlich Nimwegen eroberte, ließ er den Spanier vor sich bringen, und fragte ihn, ob er nun sein ABC recht gelernt habe.

Kindern gilt und nachher von der Kanonenmoral verdrängt wird, und daher beschäftigen sich Prinzen und Fürsten am passendsten mit dem Kanonen-ABC. Ich verarge es daher auch dem Churfürsten Johann von Sachsen gar sehr, daß er einigen Edelleuten, welche ihn wegen der gelehrten Erziehung seiner Söhne tadelten, folgendes zur Antwort gab: „O ihr Herren, es lernt sich wohl von selbst, wie man zwei Beine über ein Pferd hängen, gegen Feinde und wilde Thiere sich wehren oder Hasen fangen soll, darum können das auch meine Reuterjungen; aber um löblich zu regieren, und Land und Leuten wohl vorzustehen, dazu bedürfen wir, ich und meine Söhne, gelehrte Leute, gute Bücher, und Gottes Gnade.“ Wir civilisirte Europäer machen gar zu viel Lärm von der Regierungskunst, und verlangen besonders zu Ministern gar zu gescheide Leute, da man doch von den Türken Beispiele hat, daß bloße Sklaven und Tabaksstopfer zur höchsten Ministerwürde der Pforte emporsteigen *).

Wäre indessen Kadmus ein bloßer Schulmei-

*) Der Großvezier Jussuf Sia Pascha war z. B. georgischer Sklave und Toutoun-Baschi (d. h. Tabaks- und Pfeifenverwahrer) bei dem Pascha von Erzerum.

ster gewesen, so wäre die Ehre für ihn wirklich zu groß, nicht gestorben, sondern in eine Schlange verwandelt worden zu seyn: von Rechtswegen hätte er alsdann verhungern müssen. Die Kunst, die Hunde zu dressiren, wird in der Welt durchgängig höher geachtet, als die, Menschen zu bilden *). Die Ohrfeigen, die der Schulmeister austheilt, werden ihm für ein gar zu großes Vergnügen angerechnet, und an seiner Besoldung abgezogen, woran man doch sehr unrecht thut, indem es ja Menschen genug giebt, die gern Ohrfeigen annehmen. Wünschte doch sogar der Dichter Scarron in einem Gedichte, von der Königin Anna von Frankreich Ohrfeigen zu bekommen, bloß damit nur ihre schönen Hände auf seinen Backen einmal möchten geruht haben.

Dem sey nun wie ihm wolle, so hat Kadmus als Gelehrter von Glück zu sagen, daß er nicht starb, sondern verwandelt wurde, und also

*) Zwei betagte Vestalinnen hielten einst in Leipzig ein Gymnasium, wo Hunde dressirt wurden. Das Honorar für Kost, Unterricht und Wohnung betrug monatlich, zum Aergerniß aller Professoren und Magister, einen Louisd'or. Dieses Kynagogium prangte mit der Inschrift: „Allhier unterrichtet man vierfüßige Jugend.“ Man sehe Matthison's Erinnerungen Theil 1, Seite 313.

nicht in die Gefahr kam, auf seinem Todtenbette noch den Pedanten zu spielen. So wissen wir, daß Malherbe noch in den letzten Zügen seinem Krankenwärter Sprachfehler verwies, und zu seinem Beichtvater sagte, sein schlechter Stil in der Schilderung des ewigen Lebens könne es ihm verleiden; so fragte Lamotte Levayer, der am liebsten über weit entlegene Länder sprach, schon röchelnd: „Giebt es nichts Neues aus Mogol?" Kadmus spielte in den letzten Augenblicken seiner Menschlichkeit den zärtlichen Gatten, und solche Gesinnung wünschen wir allen sterbenden Schulmeistern.

Drei und dreißigstes Bild.

Von den wunderbaren Abentheuern des Ritters Perseus.

Einer der berühmtesten Ritter und Helden des Alterthums war Perseus, ein Sohn des Jupiters und der Danaë, einer Prinzessin von Argos. Seine erste kühne Unternehmung war, daß er der Medusa den Kopf abhieb, womit sie alles Lebendige in Stein verwandeln konnte. Me-

dusa war unter dreien Schwestern die einzige sterbliche. Diese drei Geschwister hatten die Töchter des Phorcys, die Gräen, zu Vorwächterinnen: ihr Wohnort war ein kaltes Thal am Atlas. Nur ein einziges Auge besaßen diese Gräen, das sie wechselsweise einander übergaben: durch List wußte Perseus dieß Auge bei einer Uebergabe wegzuhaschen, und so konnte er ungehindert weiter vorwärts zu den Gorgonen (der Medusa und ihren Schwestern) dringen. Auf diesem Wege erblickte er eine Menge Menschen und Thiere, welche durch den Anblick der Medusa in Stein verwandelt worden waren. Perseus selbst, obgleich ein Göttersohn und Götterliebling (Merkur hatte ihm z. B. Flügelschuhe, und Vulkan ein diamantenes Schwert geschenkt), durfte die Medusa nicht ansehen, wenn er nicht versteinert werden wollte: er half sich damit, daß er in sein hellpolirtes Schild sah, welches ihm wie ein Spiegel alle Gegenstände im Bilde zeigte. So nahte er sich der Schlafenden, und schlug ihr das schreckliche schlängenumwundene Haupt ab. Jetzt schwang er sich mit seiner Beute auf seinen Flügelschuhen in die Luft, und ließ sich bei der Wohnung des Riesen Atlas, eines reichen Königs, nieder. Aus den Blutstropfen, die während

der Reise aus dem Medusenhaupte auf die Erde fielen, wuchsen Schlangen.

Atlas besaß tausend Heerden Schafe und Rinder; in seinen Gärten wuchsen goldene Aepfel auf goldenen Bäumen. Ein Orakelspruch hatte ihm geweissagt, daß ihm einst sein goldenes Obst von einem Sohne des Jupiters werde geraubt werden, und daher umschloß er den Obsthain mit festen Mauern, setzte einen hundertköpfigen Drachen mit vielerlei Stimmen zum Hüter desselben, und verweigerte jedem Fremden den Aufenthalt bei sich. Als daher Perseus bei ihm ein Nachtquartier verlangte, und sich, um mehr Eindruck zu machen, als Sohn des Jupiters ankündigte, schlug er ihm sein Begehren ab und jagte ihn zum Hause hinaus. Perseus zeigte ihm das Medusenhaupt, und sogleich ward Atlas zum Berge: Bart und Haupthaar sind Wälder, Schultern und Hände Felshöhen, sein Scheitel wird zum obersten Gipfel, seine Knochen erstarren zu Steinen, und an jeglichem Theile vergrößert, wächst er ins Ungeheuere fort, und trägt auf seinem Haupte den Himmel und die Gestirne.

Nach diesem Abentheuer schwang sich Perseus auf seinen Flügelschuhen in die Lüfte empor, und kam nach einer langen Reise nach Aethiopien. Hier erblickte er die schöne Prinzessin An-

dromeda an einen Felsen angeschlossen, um einem gräßlichen Meerungeheuer zur Beute zu dienen. Die übermüthige Eitelkeit ihrer Mutter Cassiopea, der Gemahlin des Königs Cepheus von Aethiopien, hatte sie in diese unglückliche Lage versetzt: denn da Cassiopea einst prahlerisch rühmte, ihre Tochter übertreffe an Schönheit die Nereiden, so flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei ihrem Vater. Um die Töchter zu befriedigen, überschwemmte Neptun nicht nur das Gebiet des Cepheus, sondern er schickte auch ein fürchterliches Meerungeheuer, welches allgemeines Verderben drohte. In ihrer Angst wendeten sich die Aethiopen an das Orakel des Jupiter Ammon, und dieses that den Ausspruch, dann nur könne Neptuns Zorn besänftigt werden, wenn die Prinzessin Andromeda dem Ungeheuer zur Beute ausgesetzt würde. Dieß geschah, und in dieser Lage erblickte sie Perseus. Sogleich verliebte er sich in sie, und versprach ihren in der Nähe weilenden Eltern, sie zu retten, wenn er sie zur Braut bekommen solle. Die Eltern willigten sehr gern ein, obgleich Andromeda schon an ihren Onkel Phineus versprochen war. Nach einem langwierigen Kampfe erlegte Perseus das Seeungeheuer, hielt mit der Andromeda Hochzeit, und verwandelte den Phineus und dessen Anhang,

der ihm die Braut streitig machen wollte, in Steine. Darauf kehrte er nach Hause zurück, und versteinerte seinen Oheim, der sich ungerechter Weise des Throns angemaßt hatte, eben so auch den König Polydektes, der den Gerüchten von den Abentheuern des Perseus keinen Glauben schenkte. Das Haupt der Medusa hatte eine solche versteinernde Kraft, daß, als es Perseus während des Kampfes mit dem Seeungeheuer auf den Boden legte, und ihm zur Unterlage Laub und Seegras gegeben hatte, auch dieses zu Stein erstarrte. Die Nymphen, welche dieses sahen, wiederholten das Experiment, streueten den versteinerten Samen davon ins Meer, und so entstanden die Korallen.

Es ist allen Kunstverständigen bekannt, daß die Erlösung der Andromeda durch Perseus dem Dichter Ariosto zur Erzählung von der Olympia und ihrer Befreiung durch Roland Vorbild gewesen ist. Auch die wunderschöne Prinzessin Olympia ist an einen Felsen auf der Insel Ebuda (man sehe den eilften Gesang, Vers 28 u. ff. des rasenden Rolands) angeschmiedet, um einem Meerungeheuer zur Speise zu dienen, als Roland kommt und sie befreit. Roland hat einen großen Schiffsanker mit einem Seil und sein Schwert bei sich, sperrt mit dem Anker dem Kra-

ken das Maul auf, daß er nicht zubeißen kann, und fährt dann mit dem Kahn in den Rachen hinein, und operirt mit seinem Schwert gegen das Unthier von innen: als ihn der Kraken ausspeit, schwimmt er mit dem Seile in der Hand dem Ufer zu, und zieht das Thier hinter sich her, welches, obgleich von ungeheuerer Größe, dennoch folgen muß, denn Roland besaß eine Stärke, von der ein einziger Ruck mehr vollbringen konnte, als einem Krahn oder Flaschenzug in zehnen gelingen mag. Diese That macht unter den Seegöttern so großes Aufsehen, daß der alte Proteus davon läuft, Neptun geschwind anspannen läßt, und zu den Aethiopen entflieht, und daß Ino und ihr Sohn, die Nereiden, Tritonen und andern Meerprinzen und Meerfräulein heulend davon schwimmen.

Man muß indessen gerecht seyn, und behaupten, daß Ariost's Schilderung viele Vorzüge vor der des Ovidius hat: Roland operirt kühner, größer und dennoch einfacher als Perseus, der mit seinen Flügelschuhen nur um das Ungeheuer herumfliegt und flattert, und bald da bald dort einen Stoß beibringt; Perseus Gefecht ist ein leichtes Scharmützel, während Rolands Kampf einer ernsthaften Feldschlacht verglichen werden kann. Was aber noch mehr zum Ruhme Ariost's

beiträgt, ist die unvergleichliche Schilderung von Olympiens Schönheit, während uns Ovid mit den Reizen der Andromeda gar kärglich abspeist. Er sagt nämlich Vers 671 und folgende des sechsten Buchs bloß dieses von der Andromeda:

Am harten Felsenblock sieht unser Paladin
Gefesselt die Andromeda mit schweren Ketten,
Er staunt und möchte fast um alles wetten,
Es sey ein Heil'genbild, wohin Wallfahrer ziehn.
Doch jetzo spielt der Wind mit ihrem Haar,
Es rinnen Thränen aus dem Augenpaar,
Da fühlt sich Perseus wunderbar beklommen:
Das schöne Kind hat ihm das Herz ganz eingenommen.

Aus diesen wenigen Zeilen ist nicht einmal zu ersehen, ob Andromeda außerordentlich schön gewesen sey. Ganz anders hebt dagegen Ariost seine Schilderung an, indem er im 65sten Verse von der Olympia singt:

Ihr holdes Antlitz war, wie sich zu zeigen
Im Frühling manchesmal der Himmel pflegt,
Wenn, während Tropfen sich zur Erde neigen,
Die Sonne rings den Wolkenflor zerschlägt.
Und wie die Nachtigall aus grünen Zweigen
Alsdann die süßen Melodieen regt;

So badet Amor in den holden Zähren
Die Flügel sich, sonnt sich im Glanz der Hehren *).

Hierauf geht unser Dichter Stück für Stück die Schöne durch, findet und schildert überall Reize, und weiß die schönsten Vergleichungen mit Blumen, Elfenbein, Milch, Schneethälern, der Kunst des Phidias und Zeuxis und der Schönheit der Helena anzustellen, denn von Olympien kann mit Fug und Recht gesagt werden,

— — — daß alle Reize sie umfließen,
So viel es giebt vom Kopf bis zu den Füßen.

Gegen eine solche Schönheit sticht ein häßliches Frauenzimmer mit Schlangen in den Haaren, dergleichen die Medusa war, gar sehr ab. Ovid berichtet, diese Medusa sey einst ein bildschönes Frauenzimmer gewesen, weil sie sich aber mit dem Seegott Neptun im Tempel der Minerva in zu vertraulichem Umgang einließ, habe ihr die erzürnte Göttin zur Strafe ihre Schönheit genommen, und ihr statt der Haare Schlangen auf dem Kopfe wachsen lassen. Ferner erzählt er auch, nach der Enthauptung durch Perseus, sey das geflügelte Dichterroß Pegasus und der Riese Chrysaor aus ihrem Blute entsprossen. Wie ein

*) Nach der Uebersetzung von Gries.

neuerer Reisebeschreiber bemerkt, gehören die Dichterinnen durchgängig nicht zu den schönen Frauenzimmern, und deßwegen hat wohl Ovidius das Dichterroß nur dann von der Medusa gebären lassen, als sie bereits ihre Schönheit verloren hatte. Ich selbst muß freilich noch an der richtigen Beobachtungsgabe jenes Reisebeschreibers zweifeln, denn es wäre doch hart, wenn sich Dichterberuf durchaus nicht mit weiblicher Schönheit vertrüge, und daher will ich die Fabel so deuten, daß schöne Frauenzimmer in der Regel mehr zu thun haben, als zu dichten und zu reimen, ohne indessen dieses Talentes ganz verlustig zu seyn. Gut ist es indessen, daß das versteinernde Medusenhaupt keinem Rezensenten zu Theil geworden ist, sonst wäre kein origineller Dichter auf der Welt mehr vor der Versteinerung sicher, denn die meisten Rezensenten haben solche Grundsätze, daß man nach ihnen eher alles andere als ein Gedicht verfertigen kann. Perseus gebrauchte den Medusenkopf nur gegen Grobiane, unversöhnliche Feinde und gelegentlich zur Erzeugung der Korallen: ein so höflicher Perseus würde heutzutage kaum zu finden seyn.

BIBLIOTHEK D. STADT MUSEUM ...BURG

Vier und dreißigstes Bild.

Von dem Wettstreit der Musen mit den Pieriden.

Als Pegasus geboren war, flog er sogleich dem Musenberge Helikon zu, und gab hier durch einen Schlag mit dem Hufe der Dichterquelle Hippokrene das Daseyn. Dieses Wunder, daß ein geflügeltes Roß eine Quelle aus dem Boden hervorstampft, deren Wasser zur Dichtkunst begeistert, machte im Himmel und auf Erden großes Aufsehen, und so glaubte die Göttin Minerva vor allen neugierigen Weibern und Männern am ersten den Wunderquell besehen zu müssen. In eine Wolke gehüllt, begab sie sich unverzüglich an Ort und Stelle, machte den neun gelehrten Schwestern (den Musen) ihre Aufwartung, und ließ sich von ihnen die heilige Quelle zeigen. Nachdem sie dieselbe lange Zeit betrachtet hatte, nahm sie auch die andern Merkwürdigkeiten der Gegend in Augenschein, und bewunderte vorzüglich die ehrwürdigen Haine, anmuthigen Grotten, und blumenreichen Wiesen des Helikons, weßwegen sie die Musen eben so wohl als wegen ihrer Beschäftigung glücklich pries. Die Musen stimm-

ten jedoch nicht so unbedingt in diese Lobsprüche mit ein, sondern erzählten der Göttin mehrere Unbilden, die sie kürzlich erlebt hatten. Der Eroberer Pyreneus z. B. wollte sie durch List fangen, und dann zur Befriedigung seiner Lüste gebrauchen: schon hatte er sie in seinen Pallast gelockt und daselbst eingeschlossen, als sie sich noch durch angenommene Flügel retteten, worüber der König wegen des wahnsinnigen Versuchs, vom Gipfel des Pallastes ihnen nachzuspringen, den Tod fand. Eine andere Kränkung erlitten sie von den neun Töchtern des Pieros, von denen sie verhöhnt und zu einem Wettkampfe im Gesange aufgefordert wurden. Die Musen konnten sich nicht anders helfen, als daß sie dieser Aufforderung entsprachen: die benachbarten Nymphen waren die Schiedsrichterinnen. Die Töchter des Pieros (daher Pieriden genannt) ließen eine von sich allein auftreten. Der Inhalt ihres Liedes war der Gigantenkrieg, jedoch nach ganz andern Berichten, als wir in einem frühern Bilde angaben. Der Riese Typhoeus sollte nämlich die olympischen Götter so in Furcht gesetzt haben, daß sie alle nach Aegypten entflohen wären, und sich Jupiter hier in einen Widder, Apollo in einen Raben, Bacchus in einen Bock, Diana in eine Katze, Juno in eine weiße Kuh, Venus

in einen Fisch und Merkur in einen Ibisvogel verwandelte. Der Inhalt des Liedes der Musen, welches Calliope vortrug, waren die Begebenheiten der Göttin Ceres, die wir im nächsten Bilde darstellen werden. Die Schiedsrichterinnen sprachen dem Gesange der Calliope den Vorzug zu, und als hierüber die Pieriden schimpften, wurden sie von den erzürnten Musen in Elstern verwandelt.

Diejenigen Dichterlinge, welche sich erst durch Wein in einige poetische Stimmung versetzen, werden es freilich kaum glauben, daß das bloße Wasser der Hippokrene zur Dichtung begeisterte, sondern mit den Worten des Katechismus Lutheri ausrufen: „Wie kann Wasser so große Dinge thun?" So wie indessen manche Dichter ihre besten Gedichte in der Speisekammer machen, so muß ein ächter Dichter auch bei einem bloßen Glas Wasser ein gutes Gedicht verfertigen können. Wenn das Sprichwort: „Aus nichts wird nichts," fast überall gilt, so gilt es doch nicht bei dem wahren Dichter. Indessen wollen wir damit nicht behaupten, daß die Dichter bloß auf Wasser angewiesen werden sollen, sondern vielmehr jedem ein Gläschen Wein von Herzen wünschen. Viele dumme Menschen schlürfen den besten Wein, und bringen dabei doch nichts

Kluges zu Stande; warum sollte also der göttliche Dichter nicht eine Bouteille guten Wein trinken dürfen?

Die abentheuerliche Verwandlung der olympischen Götter in Thiere, deren die Pieride oben gedachte, war für die Musen sehr beleidigend, denn diese machten, wie wir früher schon bemerkten, die olympische Hofkapelle aus. Richtig aber ist es, daß in Aegypten die angeführten Thiere nebst noch vielen andern göttlich verehrt wurden: die eine Provinz verehrte z. B. den Bock, eine andere den Hund u. s. w., denn fast jedes Thier war heilig, und darüber entbrannte mitunter der Fanatismus so, daß es zu blutigen Kämpfen kam, und größere Greuelscenen dabei vorfielen, als in den Religions-Kriegen und Fehden (letztere gehen noch immer fort) der Katholiken und Protestanten. Juvenal beschreibt in einer seiner Satiren die Narrheiten der Aegyptier in diesem Fache nicht übel; er sagt:

Sie kennen, lieber Herr Magister, jene
tollen Fratzen,
Die man dort in Aegypten göttergleich verehrt;
Die Einen beugen hier die Knie vor armen
Katzen,
Den Andern wird der Zicklein Mord gar scharf
gewehrt.

Kein Fisch wird hier gegessen, keine Zwiebel,
Denn solches wäre gegen diese Götter großes Uebel,
Ja, wollten Sie der Böcke Fleisch mit Knoblauch spicken,
So könnten Sie sich auf dem Scheiterhaufen bald erblicken,
Doch wählten Sie von Menschenfleisch sich einen Braten,
So würde Ihnen dieß kein Priester widerrathen.
Wohin Sie nur die Augen wenden, zeigt sich Ihnen Gott,
Als Schaaf, als Hund, als Krokodil — es ist kein Spott;
Hochheilig ist der Schlangenfresser Ibis hier,
Und eine Maus verehrt man als der Venus Lieblingsthier:
In Thebens Tempeln sind gar langgeschwänzte Affen
Das Götterbild, nach dem die Narren voller Inbrunst gaffen.

Allzu große Leidenschaften schicken sich für das weibliche Herz nicht, und darum wurden diese neun pierischen Schwestern mit Recht in Elstern verwandelt; denn das ist doch gewiß keine kleine Leidenschaft, wenn man mit Göttern wettstreiten

und sie dabei noch ärgern will. Für den Menschen wäre es die größte Wohlthat, wenn er sich seine Leidenschaften so vom Halse schaffen könnte, wie der Fuchs die Flöhe, d. h. daß er sie in einen Büschel Heu, den er im Maule hält, hineintriebe, und dann ins Wasser fallen ließe, aber leider lassen sich unsere Leidenschaften nicht ersäufen, sondern nur mitunter versaufen, so viel auch die Theologen vom Ersäufen des alten Adams sprechen. Das Versmachen gehört bei manchen Menschen auch mit zum alten Adam, der sich nicht wegschaffen läßt, und größtentheils sind dergleichen Leute um so eiteler auf diese Kunst, je schlechter ihre Produkte ausfallen. Auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung reiben die Kolonisten ihre Fußböden täglich mit Wasser und Kuhmist ab, damit kein Ungeziefer hinein nisten möge: eben so sollte man die moralischen Fußböden der jungen Leute täglich abfegen, damit sie frei von dem Ungeziefer der Thorheiten und Leidenschaften blieben.

Fünf und dreißigstes Bild.

Von der Entführung der Prinzessin Proserpina.

Die Göttin Ceres, die Erfinderin des Ackerbaus, Verleiherin der Früchte, und erste Verfasserin der Gesetze, hatte eine schöne Tochter, Proserpina. Diese wurde ihr in Sicilien auf eine wunderbare Weise geraubt.

Zur Strafe für seinen Frevel, den Himmel erstürmen zu wollen, war der Gigant Tiphoeus unter der Insel Sicilien begraben worden. Oft strebt er, die auf ihm liegende Last wegzuwälzen, und Städte und Berge zu erschüttern, oft speit er aus seinem Rachen, der unter dem Berge Aetna liegt, Feuer und Sand aus, und dann erleben die Menschen Erdbeben und vulkanische Ausbrüche, und dann fürchtet der König des Schattenreichs, daß sich der Boden zerspalte, in großen Klüften sich öffne, und das eindringende Licht die furchtsamen Schatten erschrecke. Von Zeit zu Zeit macht daher dieser König, Pluto ist sein Name, Reisen auf Sicilien, um zu sehen, ob noch alles fest verwahrt ist. Auf einer solchen Reise erblickte ihn einst Venus, und da er noch unver-

heirathet war, dachte sie sogleich daran, ihm eine Frau zu kuppeln. Die jugendliche Tochter der Ceres war es, auf die sie ein Auge hatte, denn sie fürchtete schon, sie werde sich ihrer Herrschaft entziehen, und wie Minerva und Diana den Stand ewiger Jungfrauschaft ergreifen. Venus trug ihrem Sohn Cupido auf, dem Gott Pluto einen Liebespfeil ins Herz zu schießen, dieser gehorchte seiner Mutter, und so ward Pluto, ehe er sichs versah, heirathslustig.

Nicht weit von den hennäischen Mauern ist an einem See eine liebliche Wiese. Hier sammelte Proserpina Blumen, und hier sah und entführte sie Pluto in einem einzigen Augenblick. Vergebens rief sie nach ihrer Mutter; der Gott nahm sie in seinen Wagen, und eilte mit ihr davon. Die Nymphe Cyane, die ihn erkannte und als Räuber der Proserpina aufhalten wollte, fiel seinen Pferden vergeblich in die Zügel: er stieß mit seinem Dreizack ein Loch in die Erde, und verschwand durch die eröffnete Kluft sammt Wagen und Pferden. Cyane wurde aus Gram zu Wasser. Die Göttin Ceres, welche die Entführung der Proserpina erfuhr, eilte in der ganzen Gegend herum, um ihre Tochter zu suchen. Des Nachts riß sie zwei Fichten aus, brannte sie am Aetna an, und gebrauchte sie als Fackeln. Meh-

tere Tage spähte sie so allenthalben herum. Von Durst gequält, bat sie sich an einer Strohhütte von einer alten Frau Wasser aus: die Alte gab ihr einen Gerstentrank. Ein frecher Knabe, der die Göttin gierig schalt, ward von ihr in eine Eidechse verwandelt. Den ganzen Erdkreis suchte sie so vergebens durch, als sie bei ihrer Rückkehr nach Sicilien den Gürtel der Proserpina auf dem See der Cyane schwimmen sah. Voll Zorn auf Sicilien, als ob dieses ihr die Tochter geraubt habe, machte sie sogleich die ganze Welt unfruchtbar. Doch jetzt erhob die Nymphe Arethusa ihr Haupt, deren Quelle aus Griechenland durch die Unterwelt nach Sicilien fließt, und entdeckte der Göttin den Aufenthalt ihrer Tochter bei dem Könige der Unterwelt. Ceres war wie vom Donner gerührt, bald aber besinnt sie sich, fährt gen Olymp, und klagt dem Vater Jupiter den an seiner Tochter begangenen Raub. Jupiter beruhigt sie, und giebt ihr zu verstehen, es sey doch keine Schande für ihre Tochter, Königin der Unterwelt zu seyn: wenn sie indeß ihre Tochter durchaus wieder haben wolle, so solle sie dieselbe erhalten, dafern sie in der Unterwelt noch nichts gegessen habe. Leider verrieth es Ascalaphus, daß Proserpina sieben Kerne eines Granatapfels in der Unterwelt gegessen hatte; freilich

ward er dafür in einen Uhu verwandelt, so wie schon früher die bei der Entführung der Proserpina zugegen gewesenen Sirenen in Vögel mit Mädchen-Gesichtern und Stimmen verwandelt worden waren. Jupiter that hierauf den Ausspruch, daß sich Proserpina ein halbes Jahr bei ihrem Gemahl Pluto und das andere halbe Jahr bei ihrer Mutter abwechselnd aufhalten solle. Als sich hierauf Ceres etwas wieder zufrieden gegeben hatte, ließ sie sich von der Nymphe Arethusa erzählen, wie sie von der Diana in eine Quelle verwandelt worden sey, um den Nachstellungen des Flußgottes Alpheus zu entgehen; dann schickte sie dem jungen Triptolemus ihren mit zwei Schlangen bespannten Wagen nach Athen, um den Getraidebau auf der Erde wieder herzustellen. In Europa und Asien brachte ihn Triptolem wieder empor, aber im Lande der Scythen beneidete ihn der König Lyncus um seinen Auftrag, und, um selbst Verbreiter von Ceres Gaben zu seyn, suchte er ihn zu ermorden, wofür er aber zur Strafe von der beleidigten Göttin in einen Luchs verwandelt wurde.

Keine der Ent- und Verführungen von Frauenzimmern, deren wir bisher gedachten, hat so viel Unheil in der Welt angerichtet, als die der Proserpina; ein Mädchen grämt sich darüber zu

Wasser, andere werden zu Vögeln mit Mädchen-Gesichtern, ein ungezogener Knabe wird zu einer Eidechse, die ganze Welt verliert den Getraidebau, Ascalaphus muß ein Uhu, und Lyncus ein Luchs werden. Dieses bedeutet, daß jede Verunglimpfung des Ackerbaus ihrem Urheber sowohl als vielen Andern zum Nachtheil gereicht, und daß besonders diejenigen Staaten, in welchen das Fabrikensystem *) vor dem landwirthschaftlichen System von oben herein begünstigt wird, ihre Minister lieber unter die Eulen, Luchse und Eidechsen schicken, als behalten sollen. Nur der Ackerbau ist die Stütze der Staaten, denn ein Krieg, eine Theuerung, die Unterbrechung des auswärtigen Handels u. dgl. mehr, kann ein Fabrikenland mit einemmale auf viele Jahre hinaus zu Grunde richten.

Ein Uhu war es, welcher im Jahre 1717 dem Lehrer an der Lykischen Provincialschule, welcher Nachts um 12 Uhr über den Kirchhof nach Hause ging, seine Perücke vom Kopf raubte, und sich ein Nest daraus machte, woher denn die

*) Unter Fabrikensystem versteht man diejenigen Maximen und Verfügungen eines Staats, welche auf die Emporbringung, Erweiterung und Ausbreitung der Fabriken hinarbeiten, und dadurch allein das Heil der Nation zu befördern glauben.

Perücken den Namen Eulennester erhalten haben. So stiftet also der Verräther Ascalaphus noch bis auf die neueste Zeit Unheil an, und übt an Schullehrern wie an Göttinnen gleiche Tücke aus. Von den Sirenen hat man indessen in den neuesten Zeiten nicht gehört, daß sie Schulmeistern gefährlich geworden wären, denn diese wissen aus dem Homer zu gut, daß man sich nur die Ohren verstopfen darf, um ungerupft bei ihnen vorbeizukommen. Heutiges Tages sind auch die Sirenen mehr durch ihre Augen als durch ihre wundersüße Stimme den Menschen gefährlich, indem sie von dem Luchs die Eigenschaft bekommen haben, Dinge zu durchschauen, die sonst undurchsichtig sind, nämlich die Herzen und Hosentaschen (denn darin führt man meistens das Geld) der Mannspersonen.

Um nicht räthselhaft zu seyn, muß ich meinen Lesern berichten, daß die Sirenen das Bild derjenigen Frauenzimmer sind, welche uns arme Männer zur unerlaubten Liebe verführen. Homer erzählt von ihnen *), daß sie alle Menschen durch ihren hellen Gesang bezaubern: wer sich ihnen naht, der ist für seine Gattin und Kinder verloren. Sie sitzen am grünen Gestade einer Insel, und um sie liegt Männergebein und aus=

*) Im 12ten Gesang der Odyssee, Vers 39 u. ff.

gedörrte Haut in ganzen Haufen. Als Odysseus bei ihnen vorbei fuhr, hatte er auf den Rath der Circe allen seinen Gefährten die Ohren mit Wachs verstopft, und sich selbst an den Mast des Schiffes binden lassen, damit ihn die Sirenen auf keine Weise zu sich locken möchten. So ruderte er an ihrer Insel vorüber, und die honigsüße Einladung der Zauberinnen verfehlte ihres Zwecks. Leider sind wir aber alle nicht so klug wie Odysseus, auch sind die Sirenen der jetzigen Zeit nicht an das Lebensgesetz der Sirenen der Vorwelt gebunden: diesen war ihr Lebensziel so lange bestimmt, bis sie ein Schiff unbezaubert vorbeigelassen hätten. Als daher Odysseus ihrem Zauber entgangen war, stürzten sie sich ins Meer, und wurden in Felsen verwandelt.

Nephes-Ogli (Geisteskinder) sind Menschen, von denen die Türken glauben, sie würden von Jungfrauen in Moscheen durch göttliche Einwirkung ohne Zuthun eines Mannes empfangen, und besäßen Wunderkräfte. Ich meines Theils hätte zur Ehre der Menschheit gar nichts gegen diese Art von Propaganda oder Procreation, wie man's nennen will. Der heilige Ambrosius hätte dann nicht nöthig gehabt, die Jungfrauen zur Nachahmung der keuschen Bienen aufzufordern, von denen die Alten glaubten, daß sie ihre

Jungen aus Blumenstaub auffsammelten und im Munde zur Reife brächten, auch würde in diesem Falle die gute Nymphe Cyane nicht zu Wasser geworden seyn. Auch wäre dieses kein unzubeachtender Vortheil, daß alsdann das Hohelied Salomonis gar nicht in den Zirkel unserer heiligen Bücher gekommen wäre. Dem hoch= und wohlgelahrten Bevoriskius würde es dann auch nicht eingefallen seyn, in seinem Commentar über die Geschlechter der Menschen von Adam an mitten in einer Note abzubrechen, und der Welt Nachricht zu geben, daß auf seinem Fensterbret ein Paar Sperlinge drei und zwanzig und ein halb mal der Liebe gepflegt hätten, wie uns der empfindsame Yorik erzählt.

„Doch die Natur," sagt Yorik, „hat das Gewebe unserer Empfindungen so gewebt, daß einige Fäden von Liebe und Verlangen mit durch das Stück laufen." — Aber diese Fäden brauchen nicht so dick zu seyn wie ein Dreiersstrick.

Sechs und dreißigstes Bild.

Wie die Kunstweberin Arachne in eine Spinne verwandelt wird.

Als Minerva den Gesang der Musen angehört und die Bestrafung der Pieriden vernommen hatte, erinnerte sie sich, daß die Mäonische Arachne gleichfalls Strafe verdiene, weil sie sich in der Kunstweberei gleicher Geschicklichkeit mit ihr rühmte. Sie begab sich daher zu ihr, und nach einer vergeblichen Aufforderung, sich mit keiner Göttin in einen Wettstreit einzulassen, ging der Kampf los. Ohne Verzug zog jede der Preisbewerberinnen den Zettel auf, und begann ihre Weberei. Minerva webte die Geschichte, wie sie mit dem Neptun über die Herrschaft von Athen gestritten, wie der Gott ein Pferd aus dem Felsen habe springen lassen, sie dagegen den Oelbaum erschaffen, und dadurch nach dem Ausspruch der andern Götter den Sieg davon getragen habe; in den vier Winkeln brachte sie vier Verwandlungen vermessener Menschen an, nämlich des Hämus und der Rhodope in Felsen, der Pygmäenmutter in einen Kranich, der Antigone in einen Storch, und der Töchter des Cinyras

in eine Tempeltreppe: alle diese Menschen hatten sich wie Arachne den Göttern gleichsetzen wollen.

Arachne brachte dagegen auf ihrer Weberei nicht mehr als 19, sage neunzehn Geschichten an, in denen Jupiter, Neptun, Bacchus und andere Götter nicht gut wegkamen, denn sie enthielten die Verwandlungen der Götter und dadurch bewirkte Verführung ehrbarer Mädchen: Die Arbeit war so brav, daß sie selbst der Neid nicht tadeln konnte; aber weil die Bilder auf derselben zu scandalös waren, zerriß Minerva das gewebte Zeug, schlug der Arachne ihr Weberschiffchen um den Kopf, und verwandelte sie in eine Spinne.

Es ist eigentlich ein schöner Zug der alten Mythologie, daß die Göttin Minerva so eifersüchtig auf den Vorzug ist, die erste Weberin in der Welt zu seyn, denn nach unsern heutigen Begriffen würde sich so etwas durchaus nicht mit der Idee einer Göttin vertragen. Aber die Alten dachten sich die Frauen mehr häuslich als vornehm und luxuriös, und daher erzählt Homer, daß die schöne Prinzessin Nausikaa mit ihren Kammerjungfern am Ufer Wäsche gewaschen habe, und Virgil *) läßt die Wassernymphe Cyrene eine Spinngesellschaft von Nereiden, Oceaninen,

*) Im Gedicht vom Landbau IV, 333 u. ff.

Quell- und andern Nymphen halten, die tüchtig Wolle spinnen, und sich dabei lustige Mährchen erzählen. Im Alterthume gab es bekanntlich keine Weber, denn nur Frauen trieben diese Kunst, welche so geachtet war, daß sich im Himmel und auf Erden, in den Häusern der vornehmsten Damen Webstühle vorfanden; daher auch Homer *) in die den Nymphen geweihte Grotte steinerne Webstühle setzt, worauf die Göttinnen meerpurpurne Gewänder bereiten.

Von den Spinnen giebt es mancherlei Arten, sehr kleine und sehr große. Pitou fand in Neugranada Spinnen so groß wie ein Menschenkopf, die in ihren Netzen von schwarzen Fäden sogar kleine Vögel fangen. Bei uns sind die Spinnen weder so groß noch so gefährlich, im Gegentheil sind manche Arten davon für Wetterpropheten und alte Weiber sehr gefällig, indem sie erstern Ankündigungen des Wetters, und letztern einen schönen Nachsommer bringen. So macht sich also Arachne noch jetzt um alte Weiber jeder Art verdient.

*) Odyssee 12, 107.

Sieben und dreißigstes Bild.

Von der Bestrafung der Niobe und der Geduld des Onkels Toby.

Niobe, eine Landsmännin der Arachne, die Gemahlin des Königs Amphion von Theben, war auf ihre sieben Söhne und sieben Töchter so stolz, daß sie der Latona, der Mutter des Apolls und der Diana, göttliche Ehre zu erweisen verbot, und selbst dergleichen verlangte, da sie ja auch mit den Göttern verwandt sey, wie es wirklich der Fall war. Latona wendete sich wegen dieser Beleidigung an ihre Kinder, worauf Apollo ungesäumt die Söhne und Töchter der Niobe alle erschoß, und die Mutter selbst in ein steinernes Bild verwandelte, das von einem heftigen Wirbelwind ergriffen hinüber nach Mäonien geführt und auf den Gipfel eines Berges niedergesetzt wurde. Diese Begebenheit machte großes Aufsehen unter dem Volke, das, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, sich auch andere ähnliche Geschichten erzählte, wie wir im nächsten Bilde angeben werden; alle benachbarten Könige und Republiken machten ihre Condolenzvisiten, und Pelops, der Bruder der Niobe,

zerriß sein Gewand von der Schulter bis an die Brust, und ließ seine elfenbeinerne Schulter sehen. Sein Vater Tantalus hatte ihn einst geschlachtet und den bei ihm einkehrenden Göttern vorgesetzt, um ihre Macht zu prüfen. Ceres hatte nicht Acht auf das Gericht, sondern aß die Schulter auf, die andern Götter aber merkten die Bosheit des Tantalus, machten den Pelops wieder lebendig, und setzten ihm für die verzehrte Schulter eine elfenbeinerne ein.

Der alte Onkel Toby (im Tristram Shandy) fing eine Fliege, die ihm lange um die Nase gesumst und ihn weidlich geärgert hatte, machte das Schiebfenster auf, und ließ sie mit den Worten los: „Geh, armes Ding, die Welt ist groß genug für mich und dich;" gleichergestalt jagte König Jacob der Erste von England eine Fliege von der Nase weg, ohne ihr etwas zu Leide zu thun, und sagte: „Ich habe drei Königreiche, kannst du darin keinen andern Platz finden?" Diese Engelsmänner hatten mehr Geduld, als die Götter der alten Welt, die sich gar nichts gefallen lassen wollten. Am meisten zuwider war ihnen die Aufgeblasenheit, und wäre damals der Fisch Furupu *) schon bekannt gewesen, so wür-

*) Dieses ist ein japanischer Fisch, von den Holländern Bläser genannt, der sich so sehr aufblasen

den sie auch ihn wegen seines aufgeblasenen Wesens bestraft haben.

Unsere Zeiten sind so ökonomisch, daß die Sitte der Alten, bei großen Trauerfällen die Kleider zu zerreißen, durchaus keinen Eingang bei uns finden würde: selbst die Juden der jetzigen Zeit sind damit nicht so schnell, als die des alten Testamentes. Im Gegentheil macht uns ein starker Riß in den Geldbeutel mehr Kummer als der härteste Schlag, der unser Herz trifft. So ändern sich die Zeiten und die Sitten! Es steht indessen noch dahin, ob nicht Pelops deßwegen sein Kleid zerriß, damit uns Ovid ein Mährchen von seiner elfenbeinernen Schulter auf die Nase binden konnte. Indessen wäre es ein herrlicher Gegenstand zu einem Osterprogramm für einen Professor der Theologie, zu untersuchen, ob Pelops nach der Auferstehung wieder mit einer Schulter aus Elfenbein erscheinen würde.

kann, daß er zuletzt die Gestalt einer Kugel bekommt.

Acht und dreißigstes Bild.

Wie Bauern zu Fröschen werden, und Apoll dem Marsyas die Haut abzieht.

Die Geschichten, welche sich die Leute bei Gelegenheit von Niobe's Unglück erzählten, waren folgende.

Latona, von Jupiter schwanger, wurde von der Juno überall verfolgt. Die Insel Delos, die damals noch auf der See herumschwamm, gewährte ihr einigen Aufenthalt; doch auch hier mußte Latona mit ihren Kindern bald flüchten, um dem Zorn der beleidigten Juno zu entgehen. Auf dieser Flucht wollte sie in Lycien aus einem Teiche trinken, was die in der Gegend befindlichen Bauern nicht zugeben wollten. Zur Strafe verwandelte Latona diese neidischen Menschen in Frösche.

Die zweite Geschichte war die mit dem Satyr Marsyas. Dieser, ein geschickter Musiker und Dichter, ließ sich mit dem Gott Apollo in einen Wettstreit ein, ward von ihm überwunden, und zur Strafe lebendig — — — geschunden.

In manchen Ländern haben die Bauern nichts

frei, als das Wasser, und wenn dieses in Lycien etwa auch der Fall war, so kann ich es den Bauern daselbst gar nicht verdenken, daß sie eine fremde Weibsperson nicht aus ihrem Wasser wollten trinken lassen: dann war auch ihre Verwandlung in Frösche höchst ungerecht. Wahrscheinlich zum Andenken an diese Verwandlung nennen die Landleute in Obersachsen einen Arm voll Getraidhalme einen Frosch, um auf diese Art ein Froschlaichpflaster einer Wunde aufzulegen, die göttlicher Zorn der geplagten Menschheit schlug. Ob die Erschaffung der Frösche überhaupt der Welt von Nutzen ist, steht dahin, denn die Menschheit kann gar wohl ohne Froschsättel reiten und ohne Froschschnepper schießen, auch mögen der Froschbiß und der Froschlöffel *) wohl mehr den Fröschen als den Menschen heilsam seyn.

Nach unsern Ansichten macht es dem Gott der Dichter gar keine Ehre, daß er das Amt eines Fallmeisters übernommen, und dem armen Marsyas die Haut über die Ohren gezogen hat. Vielleicht hat Ovid damit andeuten wollen, daß Dichter sehr rachgierig sind: vielleicht aber auch, daß selbst den edelsten Naturen etliche Grausam-

*) Letzteres sind zwei Pflanzen Hydrocharis und Alisma nach Linné.

keit beigemischt ist. Selbst der Dichter Horaz, der schon so lange her der Urborn moderner Bildung ist, gesteht in der siebzehnten Ode des ersten Buchs, daß ihn der Zorn weit über die Grenzen des Anstandes hinausgeführt und zu einer gröblichen Beleidigung eines geliebten Mädchens verleitet habe, und entschuldigt sich bloß damit, daß durch Prometheus dem Menschen die Leidenschaft und Wuth des Löwen beigegeben worden sey. Wenn man auf ein solches Creditiv sündigen darf, so darf man sich auch nicht schämen, vor allen Leuten mit einem Löwenschwanz herumzulaufen, wie die Botenmeister des Caffernkönigs *). Mit dem Fortgange der Cultur wird es auch noch so weit kommen, daß nicht nur alle Menschen nach ihrem Stand und Gewerbe in Uniform gehen werden, sondern auch jeder Mitbürger der menschlichen Gesellschaft einen schwarzen Fleck auf demjenigen Theile seines Körpers tragen wird, wo der Sitz seiner schwachen oder

*) Die Wohnung des Caffernkönigs zeichnet sich durch nichts aus, als durch einige Löwen- oder Pantherschwänze, die von dem Gipfel des Daches herabhängen. Seine Boten bekommen einen dieser Schwänze in die Hände, um zu beweisen, daß sie im Namen des Königs reden. Siehe Lichtensteins Reisen.

schwarzen Seite ist, z. B. außen über dem Magen, wenn er sein Vermögen verfrißt; auf dem Herzen, wenn er ein Bösewicht ist; auf dem Hosenbund, wenn — — doch man muß dem Leser auch Stoff zum Phantasiren lassen.

Neun und dreißigstes Bild.

Wie die Nachtigall, die Schwalbe und der Wiedhopf aus Verwandlungen entstehen.

Der König Pandion von Athen hatte zwei Töchter, Procne und Philomele, davon er die erstere an den König von Thracien Tereus verheirathete. Fünf Jahre nach dieser Verheirathung sehnte sich die von ihrer Schwester getrennte Königin Procne sehr nach ihrer lieben Philomele, und bewog ihren Gemahl, sie zu Schiffe auf einen Besuch abzuholen. Tereus fuhr ab, holte seine Schwägerin, und — — — verliebte sich sterblich in sie. Statt sie daher seiner Frau zuzuführen, führt er sie auf ein abgelegenes Schloß, gesteht ihr seine Liebe, und nöthigt sie mit Gewalt, ihm Gegenliebe zu gewähren: damit sie

ihn bei niemanden verrathen kann, schneidet er ihr die Zunge ab. Dann kehrt er zu seiner Gemahlin heim, und hintergeht sie mit der erdichteten Nachricht vom Tode ihrer Schwester.

Philomele wußte indessen doch ihre Schwester von ihrem kläglichen Schicksal zu unterrichten: sie webte nämlich ihre Geschichte in ein Stück Zeug, und ließ es ihr zustellen. In geheim holte nun die Königin ihre unglückliche Schwester ab, und um sich an ihrem treulosen Gemahl zu rächen, tödtete sie ihren eigenen Sohn Itys, bereitete ihn zu einer Speise für seinen Vater zu, und als dieser davon gegessen hatte, stürzte sie mit ihrer Schwester Philomele herein, und warf das Haupt des getödteten Sohnes dem Könige ins Angesicht. Mit bloßem Schwerte verfolgte jetzt Tereus seine Gemahlin und Schwägerin, aber hier wurden alle drey in Vögel verwandelt: Procne in eine Schwalbe, Philomele in eine Nachtigall, und Tereus in einen Wiedhopf.

Vielleicht wissen es nur wenige Vogelsteller und Vögelliebhaber, daß die Schwalbe, die Nachtigall und der Wiedhopf genau verwandte Vögel sind, wie vorstehende Geschichte lehrt. Tereus kam als Wiedhopf am allerschlimmsten weg, denn dieser Vogel baut sich sein Nest aus

Kuhmist, muß alles Futter in die Höhe werfen, ehe er es fressen kann, ist immer kalt und frostig, und wird in einigen Gegenden Deutschlands auch Gänshirt genannt. Jetzt ist es gar oftmals der Fall, daß sich Ehemänner in ihre Schwägerinnen verlieben, und dennoch keine Wiedhopfe werden; aber sie schneiden ihnen auch keine Zungen ab, weil es außer Mode gekommen ist, sich so zu wehren, wie Philomele. Dafür hat letztere freilich den unschätzbaren Vorzug eines göttlichen Gesangs erhalten. Solche Belohnungen weiblicher Tugend sind jetzt nicht mehr an der Tagesordnung, und daher ist es den Mädchen auch nicht übel zu deuten, wenn sie es mit einer verbotenen Liebschaft nicht so genau nehmen.

Vor dem Tode weiß kein Mensch, was noch alles mit ihm passiren kann, und daher verdenke ich es der englischen Prophetin Johanna Leada gar sehr, daß sie sich selbst im Jahre 1702 über den Text Philipp. 1, 21 ihre Leichenpredigt *) hielt. Vielleicht glaubte sie aber, ein zweiter Tereus werde ihr noch die Unschuld und dann die Zunge rauben, so daß sie weder im Leben noch

*) Sie ist unter folgendem Titel zu London erschienen: Der lieben Jane Leada bei lebendigem Leibe gehaltene Leichenpredigt, oder der im Leben Christi überwundene und ersäufte Tod.

im Tode mehr reden könne, und insofern konnte sie allerdings über die bisherige redselige Periode ihres Lebens den Leichensermon abkanzeln. Es wäre überhaupt gut, wenn manche Menschen ihre Leichenpredigt noch bei lebendigem Leibe, wo nicht hielten, doch anhörten.

Vierzigstes Bild.

Von der Entführung der Orithyia durch den Nordwind und ihren beflügelten Söhnen.

Pandion grämte sich über das Unglück seiner Töchter zu Tode, und so wurde Erechtheus König von Athen. Seine schöne Tochter Orithyia ward von dem Windgott Boreas mit Gewalt entführt. Sie gebar hierauf Zwillinge, den Zethes und Calais, welche die ganze Gestalt der Mutter, von dem Vater aber Flügel hatten. Diese Flügel brachten sie jedoch nicht mit auf die Welt, sondern sie wuchsen ihnen erst, als ihnen der Bart keimte. In der Folge machten sie die Fahrt der Argonauten mit, wovon im nächsten

Bilde mehr vorkommen wird. Ihre That war es, daß der abgemergelte Greis Phineus die Harpyien los wurde, jene Vögel mit Mädchengesichtern, welche ihm die Speisen vom Munde wegfraßen, und sein Zimmer mit den ekelhaftesten Excrementen verunreinigten.

Der Bart bringt bei den meisten jungen Leuten gar vielerlei Sachen mit, die vorher nicht da waren, und daher war die Sitte der Römer gar nicht unpassend, den Tag des Jünglingsbartes, den sie gewöhnlich in das ein und zwanzigste Jahr fallen ließen, mit Freude und Glückwünschen zu feiern. Wie Calais und Zethes, bekommen viele Jünglinge um diese Zeit Flügel, mit denen sie rasch in die Aetherräume der Gegenwart und Zukunft hineinfliegen, und da schadet ein gutgemeinter Wunsch gar nichts, daß die Fahrt gut ablaufen möge. In der Argo, dem Schiffe der Argonauten, hatte die Göttin Minerva ein Bret von einer heiligen Eiche aus Dodona angebracht, welches sprechen und weissagen konnte: aus solchem Holze sollte man allen Jünglingen ein Tabakspfeifenrohr und einen Stock beim Eintritt des Bartjahres überreichen können! Ein solcher Stock wäre besser, als zehn Hofmeister, Beichtväter, und Vormünder, so wie eine Pfeife der Art sie zum vernünftigen Gebrauch des Ta-

baks, des Biers und aller damit zusammenhängenden Dinge anleiten würde. Die Tabakspfeifen sind die großen Hebel der modernen Welt, wenigstens das halbe Leben der meisten Europäer spielt im Tabaksdampf, und so wäre eine Pfeife aus dodonischem Eichenholze der beste Mentor für Junge und Alte. O schöne, schöne Zeit, wo Breter und Hölzer mehr Verstand hatten, als die Menschen!

Stürmischere Liebhaber, als Boreas war, wird die neuere Zeit schwerlich aufweisen. Als den sonst kalten Mann die Liebe in Flammen gesetzt hatte, fuhr er mit Geprassel, Sausen und Brausen seinem Herrn Schwiegervater ins Haus, und entführte seine Geliebte in der Luft, wie der Teufel den Doctor Faust. Er machte aber auch kein Hehl daraus, daß ihm nur einzig Gewalt anstehe: wenn ich mich, sagt er, mit meinen Posterioribus gegen die Hölle anstemme, so erzittert der höllische Herr Urian mit allen seinen bösen Geistern, u. s. w. Was sind dagegen alle unsere Entführungen in Kutschen und Schiffen? Wir wünschen daher, daß ein neumodischer Dichter die Entführung der Orithyia durch Boreas in Sonetten besinge, wovon ungefähr dieses der Anfang seyn könnte:

In Güte nicht muß ich den Schatz erringen,
Durch den mein armes Herz in Flammen lodert,
Gewalt nur ist es, die mein Amt erfodert,
In zorn'ger Wuth muß ich die Braut bezwingen, u. s. w.

Ein und vierzigstes Bild.

Von der Eroberung des goldenen Vließes und der Zauberin Medea.

In Kolchis (jetzt Mingrelien) besaß der König Aeetes eine große Seltenheit und Kostbarkeit, ein goldenes Vließ, d. h. das goldene, mit goldener Wolle bedeckte Fell eines Widders, den der Gott Merkur einst geschaffen hatte. Eine Schaar griechischer Helden machte sich unter der Anführung Jasons auf, dieses Vließ zu erobern. Als sie nach manchen Abentheuern zur See und zu Land nach Kolchis kamen, erbot sich der König Aeetes zur Herausgabe des Vließes, wenn einer dieser Argonauten (so hießen diese Abentheurer von ihrem Schiffe Argo) zwei flammenspeiende

Stiere mit eisernen Füßen und Hörnern zähmte, damit vier Hufen Landes pflügte, in die Furchen Drachenzähne säete, und die daraus emporwachsenden bewaffneten Männer erlegte. So schwer diese Bedingungen waren, so leicht erfüllte sie indessen Jason durch Hülfe der Medea, der Tochter des Königs, die sich sterblich in den jungen Ritter verliebt, und ihn mit kräftigen Zaubermitteln versehen hatte. Aeetes weigerte sich indessen, das Vließ herauszugeben, daher es Jason selbst dem furchtbaren Drachen abnehmen mußte, der es bewachte: auch hierzu half ihm Medea. Er fuhr nun mit seinen Begleitern zurück, und brachte die Medea als Gattin mit heim. Diese, eine ausgelernte Zauberin, verjüngte Jasons Vater Aeson. Als ihr in der Folge Jason aber untreu wurde und die Creusa heirathete, verfertigte sie eine Zauberkrone, und gab sie ihren Söhnen, sie der Stiefmutter als Geschenk zu bringen. Creusa, ihr Vater Creon, und Jason verbrannten dadurch, und Medea tödtete ihre eigenen Kinder, und entfloh nach Athen.

Die Alten hielten also auch etwas auf Curiositäten. Mir scheint aber ein goldenes Vließ eine gescheidere Rarität zu seyn, als eine kostbare Dosensammlung, worin der Werth von einem

hübschen Rittergute steckt, dergleichen der älteste Sohn des berühmten Naturforschers Haller angelegt haben soll, wie Herr v. Matthison im dritten Bande seiner Erinnerungen, S. 385 angiebt: ein Ritter vom goldenen Vließ ist mir lieber, als ein Ritter von goldenen Dosen. Die menschlichen Liebhabereien sind indessen so zahlreich und mannigfaltig, daß ich jedem seinen Spaß gern vergönne; nur wünschte ich nicht, Nachbar von einem zweiten Fedor (Sohn des russischen Czars Johann Basilides, der 1596 starb) zu seyn, der sich nicht angenehmer als mit Glockenläuten unterhielt, und dieses für das höchste Ziel menschlicher Glückseligkeit ansah.

Die Art, wie sich bei manchen Menschen Liebhabereien an Seltenheiten oder Kunstgegenständen anspinnen, ist mitunter sonderbar. So soll z. B. Rubens Amazonenschlacht die erste Veranlassung zur Errichtung der berühmten Düsseldorfer Galerie gegeben haben. Kurfürst Wolfgang Wilhelm, erzählt man, war kein Liebhaber der Kunst: zufälligerweise aber sah er dieses vortreffliche Bild, und es gefiel ihm so wohl, daß er alles, was er von Rubens Werken bekommen konnte, aufkaufen ließ. So entstand der Anfang einer Kunstsammlung, welche der Kurfürst Johann Wilhelm, ein großer Liebhaber und Beförderer

der Kunst, erweiterte und vermehrte, und so der zweite Stifter dieser Galerie ward.

Eine schöne Raritätensammlung würde dann entstanden seyn, wenn man alle Frauen, die sich auf diese oder jene Art vor andern auszeichneten, einbalsamirt, oder sonst auf eine Art vor der Verwesung geschützt hätte. Dryden nennt die Weiber den Porzellanthon der Menschheit, indem wir Männer nur der gemeine Töpferthon wären: alle Scherben, die von einem ausgezeichneten Topf dieses Porzellanthons herrührten, hätten mehr Recht auf Verewigung, als die Scherben von murrhinischen Geschirren, denen, wie bekannt, reiche Römer kostbare Grabmähler errichten ließen. In Mailand ließ eine bildschöne Frau ihr Gerippe, kraft ihres letzten Willens, als ein warnendes Memento mori für ihre Schwestern, in einem öffentlichen Saale für ewige Zeiten aufstellen: eine ganze Galerie solcher ausgezeichneter Weiber in Mumienform oder sonst einbalsamirt oder in Spiritus aufbewahrt, müßte ein kräftigerer Wegweiser für das schöne Geschlecht seyn, als alle Romane von Weibern, *wie sie seyn sollten*. Solinus berichtet, daß Antonia, die Gattin des Drusus, in ihrem ganzen Leben *nie* ausgespuckt habe: eine solche Frau, ich gestehe es, möchte ich sogar noch im

Tode sehen, denn sie war unter den Römerinnen einzig in ihrer Art, und könnte ihren Schwestern aus der Nachwelt die gute Lehre geben, sich ja so aufzuführen, daß man vor ihnen nicht ausspucken möge, wie etwa vor der Gräfin von Rocca und der Markise von Bellegarde, welche sich im Jahre 1701 beinahe bis auf den Tod duellirten, und nur durch Gewalt getrennt werden konnten. Wie wenig schickt sich ein Mordgewehr in der Hand eines zarten weiblichen Wesens!

Doch auch unsere Medea erblicken wir mit einem Dolche in der Hand, womit sie sogar ihre eigenen Kinder tödtet. Daran war die Liebe oder die Eifersucht Schuld, und einer solchen Leidenschaft pflegt man in der Welt gewöhnlich sehr nachzusehen, wenigstens bei den Weibern. Plato bat einst seinen Freund Speusippus mit folgenden Worten darum, ihm einen Sklaven zu züchtigen: „Thue mir den Gefallen, diesen Burschen durchzuprügeln, denn ich bin im Zorne." Der edle Philosoph wollte seinen Knecht nicht härter gestraft wissen, als er es verdient hatte, und da er zornig war, konnte er dem armen Kerl leicht etwas zu viel zum Besten geben, und daher bat er also seinen unparteiischen Freund, statt seiner zu prügeln. Solcher Herrschaft über die Leidenschaften mögen sich wohl nur

wenige Männer, und noch wenigere Frauen rühmen können. Eine Zauberin, dergleichen Medea war, ist vollends gar nicht im Stande, einen Geliebten so leicht fahren zu lassen, und dabei des Zornes so Meister zu seyn, wie Plato. Eifersucht ist keine Leidenschaft, die wie die Lava zehn Jahre ruhig unter der verhärteten Rinde des Herzens fortglüht *), sondern sie wirkt schnell und entscheidend. Hier und da liegen Steuern darauf, wenn die Liebe ganz schulgerecht getrieben wird; so mußten z. B. im Amte Lüchau im Bremischen neuverehligte Personen den Morgen nach der Hochzeit dem Amtmann und Pfarrer einen sogenannten Sprungthaler entrichten: nirgends aber liegen Abgaben darauf, wenn der Mann seiner Frau untreu wird, und keine sichtbaren Zeugen davon zum Vorschein kommen.

Alle Nationen haben zu gewissen Zeiten ihre Zauberinnen gehabt. In Franken z. B. war der Gottesdienst der Hulla zu Hause, den Bonifacius nur mit Mühe ausrotten konnte. Sie war im Leben eine Zauberin, und nach dem Tode die Anführerin der Hexen, Unholden und des wü-

*) Man behauptet dieß in vulkanischen Gegenden, und noch jetzt soll die Lava rauchen, welche im Jahre 1301 auf der Insel Ischia vom Berge Epomeo geflossen ist.

thenden Heers. Im Januar erzeigte man ihr dadurch göttliche Ehre, daß man sich in allerlei Thiergestalten vermummte, und so in den Dörfern herumlief; daher der Ausdruck Hullenpöpel noch jetzt eine häßliche Gestalt bedeutet, welches Wort man vergebens bei Adelung aufsucht. Unsere Medea hat es nicht so weit gebracht, ob man sie gleichwohl jetzt noch auf unserer Bühne als theatralische Spukgestalt herumzerrt, ungeachtet unsere eigene deutsche Geschichte Furien in Menge aufweist. Wenn z. B. die Wahrsagerinnen der alten Deutschen aus Menschenblut weissagen sollten, so liefen sie in wilder Furie dem Gefangenen, welcher zum unglücklichen Opfer ausersehen war, mit gezücktem Schwerte entgegen, zogen ihn schnell zum ehernen Becken nieder, schnitten ihm ohne Empfindung die Kehle ab, faßten das Blut in dem Becken auf, und kramten darauf ihre Weissagung aus. Wie unschuldig erscheint dagegen Medea, die nur aus gekränkter Liebe Blut vergießt!

Die Menschen sind von jeher tolle Geschöpfe gewesen. Die Griechen nannten diejenige Schrift, welche von der linken zur rechten Hand und dann von der rechten zur linken ging, Ochsenumkehr *).

*) Βουστροφηδον. So wie dieses Wort vom Pflügen entlehnt war, so hieß Pagina bei den Römern

Bei uns zieht man die Sturmglocke, wenn es zu einem Aufruhr kommen soll: bei den Janitscharen erfolgt dieselbe Wirkung, wenn sie ihren großen Fleischkessel durch die Straßen tragen. Viele gemeine Leute Deuschlands glauben noch jetzt an Hexen, und das Alterthum glaubte an die Zauberkraft der Medea, einen abgelebten Greis verjüngen zu können. Vielleicht fällt es noch einem Mediziner ein, uns zu beweisen, so etwas sey möglich, denn die ganze Prozedur war die, daß Medea dem alten Aeson das Blut abzapfte und einen Saft dafür eingoß, den sie aus Wein, Lämmerblut, Milch, Kräutern, Reif, einer Hirschleber, Schlangenhaut und dergleichen gekocht hatte. Da indessen auch noch der Kopf einer Krähe dabei gebraucht wurde, die neunhundert Jahre gelebt hatte, wie Ovid bestimmt angiebt, so müßte dafür etwas Anderes substituirt werden.

Die Geschichte Medeens, so weit sie in unserem Bilde enthalten ist, nimmt bei Ovid an die vierhundert Verse ein. Daß er dabei Episoden macht, und hie und da einzelne Partien sehr ausspinnt, versteht sich also von selbst. In einer geographischen Episode erzählt er von Weibern,

ursprünglich ein Beet, und Versus eine Zeile oder Reihe Pflanzen oder Bäume.

welche Hörner bekommen hätten, und von Menschen, die aus Regenschwämmen entstanden wären. So merkwürdig der erste Fall ist, so wenig ist es der zweite; denn ein alter Erklärer des Dichters sagt uns im Vertrauen, daß noch bis auf seine Zeit die Hofleute aus solchen Pilzen zu entstehen pflegten.

Zwei und vierzigstes Bild.

Wie Theseus Unthiere, Riesen und gewaltige Männer bezwingt.

Medea entfloh nach Athen, und wurde vom König Aegeus sehr wohl aufgenommen. Da er Wittwer war, so verband er sich durch eine Vermählung noch genauer mit ihr. Indessen dauerte ihr Aufenthalt bei ihm nicht lange, denn sie suchte seinen Sohn Theseus, der im Auslande erzogen worden war, durch Gift aus dem Wege zu schaffen, und darüber mußte sie entfliehen. Dieser Theseus war einer der größten Helden seiner Zeit. Er erlegte den wilden Stier, der die marathonischen Gefilde verheerte; er tödtete das ungeheuere Schwein, welches in der Gegend von

Corinth herum lief, das Land verwüstete und die Menschen anfiel; er brachte den unmenschlichen Prokrustes um, der seine Gäste in ein eigens für sie bereitetes Bett legte, und, waren sie zu groß, alles das von ihrem Körper weg hieb, was über das Bett hinaus ragte, oder, waren sie zu klein, sie auf die grausamste Art so lange dehnte, bis sie das Bett ausfüllten; er überwand den Sinis, der Balken biegen und Fichten vom Giebel zur Erde herab ziehen konnte, um Menschen daran zu binden, und sie so zerschlitzen zu lassen, und vollzog an diesem Bösewicht dieselbe Strafe, u. s. w.

Der gehörnte Siegfried hat viel Aehnliches mit unserem Ritter Theseus; auch er fing Löwen und Bären, gleichsam als ob es nur Katzen wären, und hing sie zum Gespött an die Bäume auf, darob sich männiglich verwunderte. Er hatte aber eine solche Stärke, daß, als er bei einem Schmidt in der Lehre war, er bei seiner ersten Probearbeit das Eisen ganz entzwei und den Amboß in die Erde hinein schlug, auch in einem Kampf mit einem Drachen den ersten besten Baum ausriß, und das Ungeheuer damit erlegte. Aus dem ausgebratenen Fette dieses Thiers entstand die Salbe, womit er sich überstrich und dadurch seine Haut so hart wie Horn

machte. Indessen half weder seine Stärke noch seine hörnerne Haut gegen den Riesen Wolfgrambähr, der ihm fast den Garaus gemacht haben würde, wenn nicht ein Zwerglein gekommen, und ihm eine Nebelkappe aufgesetzt hätte, daß ihn der Riese nicht sehen konnte.

Dergleichen Zaubereien halfen unserem Ritter Theseus nicht durch, und weil überhaupt dieses der Fall fast mit allen Rittern des Alterthums war, so behaupten unsere neuern Kunstkenner, die Helden des Alterthums wären reinmenschlicher, als die des Mittelalters. Aber sie bedenken nicht, daß die Alten wiederum in ihren Anzeigen aus dem Vögelflug einen Vortheil voraus hatten, den das Mittelalter nicht kannte, nämlich den, sogleich im Voraus den guten oder schlechten Ausgang eines Abentheuers zu wissen. Wenn man z. B. auf eine solche Unternehmung auszog, und einen Specht auf einer Ulme zur linken Hand hacken hörte, so bedeutete es, daß man Prügel bekam. Da konnte man sich also im Voraus vor solchen bösartigen Abentheuern hüten, wenn man nicht, wie manche Leute, sein größtes Vergnügen an einer Tracht Prügel hatte.

In Stammbüchern habe ich gar oft folgenden Vers gelesen:

Was ist die Welt? Ein Opernhaus;
Man kommt, man guckt, man geht hinaus.

So lustig geht es aber nicht immer zu, denn man wird gar oft auch hinausgeprügelt, und hat von Glück zu sagen, wenn es nicht Arme, Beine, Rippen, oder gar den Kopf kostet. Daher ist es am besten, man bleibt hübsch daheim, und beherzigt folgenden alten Spruch:

Jeder, der haben will Gemach,
Der bleib unter seinem Dach,
Wer haben will gute Ruh,
Der bleibe selbst bei seiner Kuh.
Man gehe Ost oder West,
Allzeit daheim ist das Best.
Wer bleibt zu Haus daheim,
Bricht weder Arm noch Bein.

Heutzutage fällt man freilich weder einem Prokrustes und Sinis, noch einem marathonischen Stier oder einer korinthischen Sau in die respectiven Hände und Klauen, aber es giebt dafür Währwölfe, Seelenverkäufer und Proselytenmacher, item auch prellende Wirthe, grobe Postmeister und gefährliche Sirenen.

Leute, so stark wie Sinis, hatte die Welt zu allen Zeiten aufzuweisen. So heißt es von dem rasenden Roland:

Und wie sich Wuth und Tollheit in ihm regen,
Sinkt jeder seiner Sinn' in tiefe Nacht.
Ihm fällt nicht ein, die Hand an's Schwert
zu legen,
Sonst hätt' er wohl der Wunder viel voll-
bracht.
Doch waren auch nicht Axt, noch Beil, noch
Degen
Vonnöthen ihm bei seiner großen Macht;
Denn plötzlich riß er ohne viel Beschwerde
Die höchste Ficht' auf einmal aus der Erde.

Und riß nach dieser aus noch mehr dergleichen,
Als wär' es Fenchel oder Attich nur;
Was ferner auch den alten Ulmen, Eichen,
Steineichen, Buchen, Tannen widerfuhr.
Das, was ein Vogelsteller mit Gesträuchen,
Mit Nesseln, Binsen thut, um sich die Flur
Für seine Netz' ein wenig aufzuräumen,
That er mit Eschen und mit andern Bäumen *).

So erzählt auch Dippoldt in seiner Lebensbe-
schreibung Carls des Großen: „Als Carl im
Jahre 791. gegen die Avaren zu Felde zog, da
focht auch ein Riese aus Schwaben in seinen
Reihen. Dieser hat die Avaren und Böh-

*) Man sehe Gesang 23, Vers 134. und 135. des rasenden Rolands nach der Uebersetzung von Gries.

men wie Gras abgemäht, auf seinen Spieß gesteckt und auf den Achseln getragen, als wären es Vögel gewesen." Konnte dieses ein gemeiner Soldat aus Carls Heer, so dürfen wir an der Stärke Rolands, der Carls größter Held war, nicht zweifeln.

Das Bett und Verfahren des Prokrustes läßt sich auf gar vielerlei Leute deuten. Die Mediziner z. B. haben an ihren Theorien ein solches Bett: jede Krankheit muß hinein passen, denn das, was über die Theorie ist, wird abgehauen, was aber zu wenig ist, wird gestreckt und gedehnt, und so wird das theoretische Prokrustesbett gar oft zu einem Sarge für die armen Kranken. Die Theologen nehmen jede epochemachende Philosophie, und hauen und dehnen die Bibel darnach, so daß die ehrwürdige Dogmatik aussieht wie ein Modejournal. Die Juristen zwängen das reiche und vielgestaltige Leben der modernen Völker in die kalten Rechtsformeln eines Volkes ein, das schon längst aus der Geschichte verschwunden ist, und dessen Thun und Treiben ganz andere Richtungen hatte. Die Erzieher scheeren alle Kinder über einen Kamm der Methode, und die sogenannten Pestilenzlehrer *)

*) So nennt das Volk die Pestalozzianer an manchen Orten.

zerren und reißen die Köpfe von allen Schulmeistern eines ganzen Ländchens so lange im Bette ihrer Lehrart herum, bis sie als pestalozzische Caricaturen herausgrinsen. Kurz, man würde nicht fertig werden, wenn man alle diejenigen Menschen aufführen wollte, deren verschrobene Köpfe nichts Anderes im Sinne haben, als die so ohnehin genug geplagte Menschheit noch mehr herum zu zerren, und mit Gewalt in verkehrte Gestalten zu dehnen und zu hauen.

Drei und vierzigstes Bild.

Wie Ameisen zu Menschen werden, welche noch vorhanden sind.

Aegeus ward bald hierauf vom König Minos mit Krieg überzogen. Bei diesem Kriege hatte er an dem wackern König Aeacus einen Bundesgenossen. Dieser König von Aegina hatte einst durch die Pest fast alle seine Unterthanen verloren, und äußerte gegen Jupiter den Wunsch, er möge ihm so viele Bürger wieder verschaffen, als Ameisen auf einer Eiche herumkletterten. Der Gott erfüllte ihm seinen Wunsch, und verwandelte

eine ganze Menge Ameisen in Menschen. Diese behielten ihre alten Sitten bei, blieben auch als Menschen sparsam, und waren unermüdet in der Arbeit, und aller Verschwendung feind.

Wenn die alte Welt ihre Wunder hat, so hat sie die neue nicht minder. Der heilige Vincenz Ferrier bekehrte 35,000 Juden, 8,000 Muhamedaner, und 100,000 böse Christen, in Summa 143,000 arme Seelen, und that Wunder, dergleichen die christliche Welt nicht leicht größere sah. Seine Wunderthätigkeit war so groß und anhaltend, daß sein Kloster von Hülfesuchenden stets wie belagert war. Deßhalb verbot ihm der Prior, Wunder ohne seine Erlaubniß zu thun. Als nun Vincenz eines Tages ausging, fiel ein Schieferdecker vom Dache, und war im Begriffe, sich jämmerlich zu zerschmettern. Der Heilige wollte ihn retten, erinnerte sich aber des Verbotes seines Priors, und rief dem Herabstürzenden zu: „Halt, ich will erst den Prior fragen, ob ich ein Wunder thun darf!“ Sogleich hielt der Schieferdecker mitten im Fall still, und schwebte so lange in der Luft, bis der Heilige mit der Erlaubniß zurück kam, ein Wunder zu thun, und ihn vom Tode zu erretten *).

*) Siehe Pantheon berühmter Frauen, 4ter Theil S. 233.

Man hat den Deutschen nachgesagt, sie wären das sparsamste Volk, und stürben über dem Einsammeln. Vielleicht stammen sie von jenen Unterthanen des Königs Aeacus ab, die aus Ameisen entstanden sind. Nur ein solches Ameisenvolk kann alle Perioden der Geschichte, die mit ihren Kriegsheeren auf seinem Grund und Boden ihre Kreuzzüge trieb, aushalten. Wenn der Deutsche einen Fehler hat, so ist es das Trinken, weniger aber das Essen. Die Neigung zum Essen beschäftigt die Einbildungskraft der Tunkinesen so sehr, daß sie von dieser Handlung fast alle ihre Metaphern hernehmen: so sagt man statt zu Markte gehen, einen Markt essen; vom Stehlen, einen Diebstahl essen; vom Betrügen, einen Irrthum essen, und je vornehmer die Personen sind, desto größere Portionen bekommen sie bei Mahlzeiten *). Die Metaphern der deutschen Sprache sind aber nicht vom Essen und nur sparsam vom Trinken entlehnt, und unsere Vornehmheit deutet nicht etwa eine stärkere Portion Speisen an, sondern der größere Rang derer, die uns beim Essen bedienen; daher auch unser ehemaliger deutscher Kaiser einen Kurfürsten zum Erz-

*) Siehe De la Bissachere's gegenwärtigen Zustand von Tunkin, Theil 2. Kapitel 6.

truchseß hatte. Dieß alles gereicht dem deutschen Ameisenvolk zur Ehre.

Vier und vierzigstes Bild.

Von einem zärtlichen Ehepaar, das sich vor lauter Narrheit nicht in die Ehe zu finden weiß.

Unter den attischen Gesandten, die bei Aeacus um Hülfstruppen gegen den König Minos nachsuchten, befand sich auch Cephalus. Dieser Prinz hatte mit seiner Gemahlin Procris sehr sonderbare Abentheuer gehabt. Sie war die Schwester der von Boreas entführten Orithyia, und noch viel schöner als diese. Kaum war Cephalus einige Wochen mit ihr verbunden, so wurde er von der Göttin Aurora entführt. Der Ehemann war indessen noch zu jung, als daß er seine Gattin Procris so leicht hätte vergessen können, und deßhalb fügte er sich nicht so feurig in die Wünsche der Göttin Aurora, als diese erwartete: sie schickte ihn daher wieder zu seiner Frau nach Hause. Jetzt kam Cephalus auf den abentheuerlichen Gedanken, die Treue seiner Frau zu erproben, weil er sie bei ihrer Jugend deren

nicht ganz fähig hielt. Die Göttin Aurora half ihm zu diesem Vorhaben, und veränderte seine Gestalt. So suchte er Zutritt bei seiner Frau, und nach vielen Versuchen und großen Geschenken ergab sie sich ihm endlich. Jetzt stellte er sich ihr als Ehemann vor, und überhäufte sie mit Vorwürfen. Procris entfloh in die Wälder, und widmete sich dem Dienste der Göttin Diana. Cephalus fühlte indessen eine weit heftigere Liebe gegen sie, als zuvor, bat sie um Verzeihung, und beide Gatten söhnten sich nun wieder mit einander aus. Diana hatte der Procris einen Wurfspieß geschenkt, der alles traf, worauf man ihn schleuderte. Mit diesem Wurfspieß machte Procris ihrem Gatten ein Geschenk, der damit fleißig auf die Jagd ging. Hier hielt er oft in der Einsamkeit Monologen an die kühlende Luft (Aura genannt), und dieses hielt ein unberufener Zuhörer für einen Monolog an eine Geliebte, Namens Aura, und hinterbrachte der Procris diese vermeintliche Entdeckung. Procris gab dieser Nachricht Gehör, und belauschte ihren Mann in der Einsamkeit des Waldes, verrieth sich aber unglücklicherweise durch ein Geräusch, und wurde von dem Gatten, der ein Wild im Busche zu hören vermeinte, mit ihrem eigenen Spieße erlegt.

Die Ehe ist ein großes und schönes, aber auch ein einfaches Verhältniß: Künstelei verträgt sie nicht. Manche Gatten aber wissen das Einfache derselben nicht zu finden, und so machen sie sich wo nicht unglücklich, doch lächerlich. Ein solches verschrobenes Ehepaar stellt uns die alte Fabelwelt in Cephalus und Procris dar. Der Prediger Becker zu Königsberg schrieb einst eine kleine Schrift, Raphael und Tobias, oder das Gespräch zweier Freunde über den Gott wohlgefälligen Ehestand betitelt, bloß in der Absicht, um den bereits neun und sechzigjährigen Philosophen Kant noch zur Ehe zu bewegen *). Ein so gutmüthiger Ehe-Moralist wäre manchem jungen Ehepaare zu wünschen, auch würde er Stoff zu moralischen Abhandlungen genug finden, wenn er über jede Narrheit seiner Mündel dergleichen schreiben wollte. Wäre Becker der Beichtvater des Cephalus gewesen, so hätte er ihm gewiß nicht erlaubt, in seiner veränderten Gestalt auf eine Verführung seiner Gattin auszugehen.

In dem 1. Bande der Wundermenschen**)

*) Jördens Denkwürdigkeiten ꝛc. deutscher Dichter und Prosaisten, zweiter Band, Seite 77.

**) Dieß ist der Titel einer zu Leipzig bei Joachim erschienenen Schrift ohne Jahrzahl.

wird Seite 25. an die Geschichte eines dreitägigen Ehemanns im Jahre erzählt. Dieser, ein Herr von B. heirathete in seinem fünf und vierzigsten Jahre ein liebenswürdiges Mädchen von zwanzig Jahren, und trennte sich am dritten Tage nach der Trauung von ihr, damit sich ihre beiderseitige Liebe immer recht frisch halten möge, und versprach erst über ein Jahr um dieselbe Zeit auf drei Tage wieder bei ihr zu erscheinen. Alle Mittel halfen nichts, ihn von diesem seltsamen Entschlusse abzubringen, er nahm weder Briefe noch Besuche von seiner Frau an, vermied sie sorgfältig an jedem dritten Orte, und kam nur zu der jährlich bestimmten Frist mit ihr zusammen, und trieb dieß Wesen bis an seinen Tod.

Eine solche Ehe wäre nach Becker's Ansichten gewiß nicht Gott wohlgefällig. Aber ich möchte wissen, was der gute Becker dazu sagte, daß die Weiber auf Guiana Schläge für Gunstbezeugungen ihrer Männer halten? Pitou, der uns dieses erzählt, wollte einst einer solchen Frau beistehen, die von ihrem Manne bis auf das Blut geschlagen wurde, erregte aber dadurch den Unwillen der Frau noch mehr als den des Mannes; sie holte selbst einen Bogen und schoß auf ihn, indem sie vor Wuth schäumte und sagte:

„wenn mich mein Mann schlägt, so thut er es, weil er mich liebt.“ In England gab es bis zur Regierung Carl's des Zweyten ein Gesetz, daß der Mann die Frau prügeln dürfe: hier scheinen die Weiber also öfters gegen diese Art Liebkosungen protestirt zu haben. In keinem Lande ist aber auch die Unterwürfigkeit der Weiber gegen die Männer so weit getrieben, als in England, denn noch jetzt gilt das Gesetz daselbst, daß die Frau ungestraft bleibt, wenn sie gemeinschaftlich mit dem Manne ein Verbrechen begeht: so wird auch eine Frau, die ihren Mann ermordet, daselbst verbrannt, während der Mann nur gehenkt wird, der seine Frau tödtet. Auf der Insel Java werfen sich Braut und Bräutigam während der Trauung mit Blumen, hängen sich auch Blumenkränze um den Hals: damit zeigen sie ohne Zweifel an, daß ein Ehepaar sich wechselseitig den langen Weg der Ehe mit Blumen und nicht mit Knitteln und Prügeln bewerfen und auszieren solle, und daß die Frau nicht als die Sklavin des Mannes zu betrachten sey. In unsern Romanen werden die Weiber vergöttert, aber in unseren Lebensverhältnissen fast durchaus gemißhandelt, und sollte dieß nur von dem Nachtwächter seyn, der nie einer Frau wegen eine Stunde ausruft. Aus diesem allen ergiebt sich das Re-

sultat, daß man nirgends recht weiß, wie man mit den Weibern daran ist, und daß diejenige Nation, wo die Weiber Prügel für Liebkosungen ansehen, eine viel richtigere Ansicht der Weiblichkeit durchzusetzen wußte als diejenige, welche die Weiber in Gedichten zu Göttinnen, und im Leben zu Mägden macht. Was mich aber in specie betrifft, so wünschte ich mir eine Ehe, die auf japanische Art anfinge, fortginge und endigte, aber ja keine solche, wo die Frau nur auf das Grab des Mannes Blumen wirft. Ein Narr wie Cephalus werde ich nie seyn, aber ich wünschte mir auch keine Frau, die mir überall nachschliche und nachschickte.

Das Prügeln der Weiber hat vielleicht einen physiologischen Grund. Man hat bemerkt, daß die Weiber nach dem großen Erdbeben von Messina weit fruchtbarer wurden als zuvor: werden sie also auch nicht aus Zärtlichkeit von dem Manne geprügelt, so gilt diese Operation, als ein kleines Erdbeben des Rückens, ihrer Fruchtbarkeit; der Stock läßt sich auch füglich mit dem Fuchsschwanze vergleichen, der das Harz der Electrisirmaschine mit Electricität anfüllt, wenn es von ihm gepeitscht wird, und unsere neuesten Physiologen haben von dem electrischen Prozeß der Liebe bereits gar vieles gesagt. Das versteht

vielleicht nicht jeder; indessen da ganze Bücher geschrieben worden sind, um nicht verstanden zu werden, so darf ja auch wohl eine für manchen unverständliche Zeile hier stehen. Zum Schlusse erlaube man mir noch eine geschichtliche Erwähnung. In der Grafschaft Essex in England, befindet sich ein Dorf, dessen Eigenthümer im dreizehnten Jahrhundert das Vermächtniß machte, daß derjenige Ehemann eine Speckseite (oder wie man an andern Orten sagt, einen Speckriemen) erhalten solle, der ein Jahr und einen Tag nach seiner Hochzeit in Gegenwart der ganzen Gemeine einen Eid ablegen könne, daß er in dieser Zeit weder mit seiner Frau gezankt, noch einen Augenblick es bereuet habe, sie geheirathet zu haben. In fünfhundert Jahren konnten nur drei Männer diesen Eid ablegen und das Vermächtniß heben. Ei, ei!

Fünf und vierzigstes Bild.

Von dem König Nisus, dessen Schicksal an einem Haar hing.

Minos belagerte Megara, welche Stadt der König Nisus beherrschte. Dieser hatte auf sei-

nem Haupte ein einziges purpurnes Haar unter seinen ehrwürdigen grauen Haaren, und eine alte Prophezeiung hatte ihm eine glückliche Regierung geweissagt, so lange er dieses Haar auf seinem Scheitel trüge. Während der Belagerung stieg seine Tochter Scylla sehr oft auf einen Thurm, um den Arbeiten der Belagerer zuzusehen. Hier verliebte sie sich in den Feind ihres Vaters, in den König Minos, und da sie nicht wußte, wie sie sich ihm nähern und seine Gegenliebe erhalten könne, schnitt sie ihrem Vater während des Schlafs das Haar ab, von dem sein Schicksal abhing, und trug es seinem Feinde Minos mit der Erklärung zu, daß Liebe sie zu diesem Schritt verleitet habe. Minos aber, ein gerechter Mann, verabscheute die niederträchtige Königstochter mit ihrem Geschenke, hob auf der Stelle die Belagerung auf, und fuhr mit seiner Flotte nach Hause. Die Götter verwandelten hierauf Scylla in den Vogel Ciris, und ihren Vater in einen Meeradler.

An den Spinnenfaden des Zufalls, sagt Jean Paul, bindet das Schicksal das Glück ganzer Reiche: hier war es ein Haar, an welchem das Glück eines Königs hing. Noch heutzutage hängt gar oft das Glück der Könige an einem einzigen Haare, aber zu ihrem Unglück

erblicken sie dieses Palladium nicht, und dann gehen sie mit Land und Leuten in dem Sturm des politischen Weltmeers unter. Indessen möchte ich, ich gestehe es, kein solches Haar, wie Nisus, auf meinem Kopfe tragen, denn die bloße Furcht, es zu verlieren, würde mich schon selbst unglücklich machen.

In dem alten Schlosse Rauheneck im Oesterreichischen spukt, wie Gottschalk in seinen Ritterburgen berichtet, ein Geist herum, der nach seiner Erlösung ächzt. Diese hängt von dem Bäumchen ab, das jetzt nur noch als Staude aus der Mauer des hohen Thurms emporwächst. Wenn dieses zu einem solchen Stamme gediehen ist, daß eine Wiege daraus gemacht werden kann, so wird ein Kind darinnen geschaukelt werden, das als Priester den Geist erlösen kann. Täglich schleicht nun der arme Geist um den Thurm herum, und schaut nach dem Bäumchen hinauf, ob es noch da sey: jeder Sturm, der es herabreißen, jeder Blitz, der es zerschmettern kann, erfüllt ihn mit Furcht und Bangigkeit. Denn wenn das Bäumchen vernichtet wird oder verdorrt, so muß das geplagte Wesen noch so lange warten, bis wieder ein Bäumchen dort oben aufsprießt und zu einem Wiegenholze heranwächst. Dasjenige menschliche

Herz, das dieses Mährchen ersann, hat eine Qual ausstudirt, wie sie gewiß nicht Nisus empfand, der täglich um den Verlust seines Haares in Angst seyn mußte. Wenn man sich ein Bäumchen denkt, das gleichsam nur durch seine Blätter Nahrung einsaugt, und also noch einmal so langsam wächst, wie ein auf der Erde eingewurzeltes, und nicht vergißt, daß es der Muthwille der Menschen oder der Natur in jedem Augenblicke vernichten kann, und nun den armen Geist sich vorstellt, der nach Secunden die Jahrhunderte ängstlich abzählt, bis das arme Bäumchen eine Wiege giebt, worin sein Erlöser als Kind geschaukelt wird, so hat man ein Bild, daran sich nur ein Barbar ergetzen kann. Nimmt man aber an, das Bäumchen werde wirklich vor seiner Reife vernichtet, und der arme Geist müsse wieder so lange warten, bis der launenhafte Zufall im Verlauf der Jahrhunderte einmal wieder ein Samenkörnchen auf den Thurm weht, das Wurzeln und ein Stämmchen treibt, so müßte man wirklich glauben, nicht eine göttliche Vorsicht, sondern der qualluſtigste Teufel regiere die Schicksale der Welt und Menschheit.

Als der köthensche Hofmaler Ringe nach Hamburg gezogen war, nahmen die Flöhe bei ihm so überhand, daß er sich bei dem Stadtma-

gistrate in einem Schreiben beklagte, daß er ihm, als einem friedlichen und gehorsamen Bürger, so wenig Schutz gegen Hexereien bewiesen habe, wobei er überdieß seinen Zeitaufwand bei der Vertilgung jener quälenden Insecten zu einer beträchtlichen Summe anschlug. Wirklich zeigte er den Neugierigen ein ganzes Säckchen voll todter Flöhe, die, wie er versicherte, in Hamburg ihm angehext, und dann unter seinen Händen gestorben wären *). Sollte ich mir irgend eine Strase auswählen, so wünschte ich lieber im Leben so viel Flöhe wie Ringe zu haben, als nach einem lustigen Leben auf die Expectanz des Burggeistes von Rauheneck gesetzt zu werden, noch weniger möchte ich wie Nisus mein Glück an einem einzigen Haare tragen.

Wohlgezogene Kinder sind eine große Gabe des Himmels, besonders wenn man Töchter hat, denn diese können einem Vater das Leben gar sehr verbittern, wenn sie auf unrechte Wege gerathen. Von der Tochter des Königs Nisus heißt es freilich:

Die Liebe, ach die Liebe, hat mich so weit gebracht,

*) Man sehe hierüber den 14ten Band der historischen Gemälde, Leipzig 1806. bey Hartknoch, S. 11. nach.

Die Liebe, ach die Liebe, hat mich so schlecht gemacht!

Indessen kann diese Leidenschaft denn doch nicht ihr pflichtvergessenes Verfahren gegen ihren Vater entschuldigen; ja, Minos erschrack selbst so sehr darüber, daß er sogleich abzog, und in einem Lande, wo solche Verbrechen im Schwange gingen, nicht länger verweilen mochte. Wenn wir diejenigen Reden überlesen, welche Ovid dieser Prinzessin in den Mund legt, so scheint es beinahe, als ob das soldatenmäßige Aeußere des Minos vorzüglich ihr Herz gefesselt habe. Ovid war zu sehr Weiberkenner, als daß er nicht gewußt hätte, wie stark die Uniformen den Weibern in die Augen stechen. Um hiervon eine Probe zu geben, wollen wir einige seiner Hexameter in Knittelverse übersetzen, in welchen er die Prinzessin die Schönheit des Minos rühmen läßt:

Der Federbusch auf dem Tressenhut
Steht ihm ganz außerordentlich gut.
Die Hosen liegen so knapp ihm an,
Daß man nichts Schöners sehen kann.
Mit vieler Grazie zieht er den Degen,
Weiß Schönheit in jede Bewegung zu legen.
Die Kanonenstiefel und großen Sporen
Zeigen, daß ihm der Muth ist angeboren.

Wenn er seinen stolzen Engländer reitet,
Und ihn die glänzende Suite begleitet,
Da möchte man ihn vom Pferd herabreißen,
Und vor Lieb' in tausend Stücke zerbeißen.

Wie wahr und naiv spricht sich hier nicht das weibliche Herz aus!

Zu vorstehender Ansicht der Uniformen liefert die Erfahrung eine Menge Beispiele. Der elendeste Kerl macht sein Glück bei dem weiblichen Geschlechte, wenn er nur einen Soldatenrock trägt, und nicht der in diesen Kleidern Steckende, sondern diese Kleider selbst haben in den Augen der Weiber Werth. Es wäre also nicht unpassend, wenn wir Männer sammt und sonders in Soldatenkleidung gingen, denn alsdann wäre Civilist und Militär ganz eins. Sollte sich irgend ein Weichling davor fürchten, daß man ihn auch zu andern Eroberungen als weiblicher Herzen brauchen würde, wenn er den Soldatenrock trüge, so dürfte er es nur beim Staate dahin bringen, daß der Krieg, den man so oft mit dem Schachspiel verglichen hat, zu einem wirklichen Spiele der Art gemacht werde. In Tunkin z. B. spielen ganze Gemeinden das Schachspiel mit lebendigen Figuren. Dieses sind Menschen, die auf einen großen, mit Brettern umgebenen Platz, worauf die Fächer bezeichnet

sind, gestellt werden. Auf der einen Seite des Schachbrets stehen Mannspersonen in eine Farbe, und auf der andern Mädchen, ebenfalls in eine Farbe gekleidet. Die Aufschrift dessen, was sie vorstellen, tragen sie auf dem Kopfe, als König, Bauer u. dgl. Auf jeder Seite ernennt man Spieler oder Führer der Partie, und, wie beim Wettrennen in England, werden von den Zuschauern Wetten für die eine oder andere Partie angestellt, wie der vorerwähnte De la Bissachere Seite 322. seines Werks angiebt. Würden alle Kriege der Europäer auf diese Art geführt, so wäre gar keine Gefahr bei dem Soldatenstande. Für originelle oder große Spieler könnte man immerhin das Schachbret so groß wie ein Schlachtfeld machen, und ganze Armeekorps die Stelle der einzelnen Schachsteine einnehmen lassen.

Unser oben angeführter Reisebeschreiber verdient also sehr wohl studirt zu werden, denn man findet überall theils etwas Lehrreiches, theils etwas Interessantes. So erzählt er z. B. Seite 308, daß die Kinder in Tunkin zweimal des Jahrs ihren Eltern ihre Ehrerbietung feierlich bezeigen müssen, einmal den ersten Tag des Jahrs und zum zweitenmal den fünften Tag des fünften Monats. Wäre Scylla auf diese Art

erzogen worden, so würde sie sich wohl gehütet haben, das verhängnißvolle Haar ihres Vaters abzuschneiden. Ueberhaupt ist das Verhältniß der Kinder zu den Eltern in Tunkin sehr kindlich. So legen z. B. die Kinder zuweilen zusammen, um für ihren Vater insgeheim einen prächtigen Sarg machen zu lassen. Wenn er fertig ist, überraschen sie den Vater damit, indem sie ihn unvermuthet auf sein Zimmer bringen. Dieses sieht man für einen großen Beweis kindlicher Liebe an, indem die Tunkinesen gar viel auf eine stattliche Beerdigung halten, und reiche Leute insgemein schon bei Lebzeiten ihren Sarg machen lassen, und zur Verzierung in ihrem Gesellschaftssaale aufstellen. Wenn dagegen die Kinder der Europäer ihrem Papa beim neuen Jahre und an seinem Geburtstag ein geschriebenes Gedicht nebst etlichen Blumen zu bringen pflegen, so liegt, da wir alles nach dem Gelde zu berechnen gewohnt sind, bei weitem nicht so viel Herzlichkeit darin, als wenn sie ihm einen kostbaren Sarg zum Geschenk und Angebinde überreichten.

Sechs und vierzigstes Bild.

Wie Theseus den Minotaurus im Labyrinthe erlegt und die Prinzessin Ariadne entführt.

In dem Feldzuge des Minos gegen die Athener wurden die letztern besiegt. Unter die harten Bedingungen, welche der Sieger den Besiegten auflegte, gehörte ein jährlicher Tribut von sieben schönen Knaben und Mädchen, welche die Athener nach Kreta schicken und daselbst von dem Minotaurus fressen lassen mußten. Weil Minos einen von Neptun geschaffenen Stier, seiner herrlichen Gestalt wegen, nicht geopfert, sondern zur Veredlung seiner Heerde bestimmt hatte, so machte Neptun im Zorne den Stier wild, und erregte in Pasiphaë (der Gemahlin des Minos) eine so heftige Liebe für ihn, wie sie ehemals die Europa, ihrem Gottstiere durch das Meer zu folgen, bewog. Andere sagen, Venus selbst habe, aus Rache gegen den verrätherischen Sonnengott, seine Töchter (deren eine Pasiphaë war) in unnatürliche Liebe verstrickt. Durch des sinnreichen Dädalus Vermittelung ward Pasiphaë ihres Wunsches gewährt, und gebar den Minotaurus, ein stierhauptiges Ungeheuer, das Menschen

fraß. Um diesen Schandfleck seiner Ehe zu verbergen, ließ Minos von demselben Künstler Dädalus das berühmte Labyrinth erbauen, dessen Gänge so in einander liefen, daß niemand den Ausgang daraus finden konnte. Hieher versetzte man den Minotaurus, und hieher brachte man die ihm zur Speise dienenden atheniſchen Schlachtopfer. Der Held Theseus nahm sich indessen vor, sein Vaterland von diesem grausamen Tribut zu befreien. Ariadne, die Tochter des Minos, deren Liebe er sich erworben hatte, gab ihm einen Faden mit, durch dessen Hülfe er sich im Labyrinthe zurecht fand, und so das Ungeheuer erlegte. Ariadne folgte hierauf dem Theseus mit nach Athen; aber treulos verließ er sie unterwegs auf der Insel Naxos. Der Verlassenen nahm sich Bacchus an, ehelichte sie, und versetzte ihre Krone unter die Sterne des Himmels.

Die Entführung der Ariadne durch Theseus ist ein häufig von neueren Dichtern bearbeiteter Stoff, und wie Medea spukt Ariadne auf unsern Theatern herum. Aber wie fast überall, so ist auch hier dem Alterthum Gewalt angethan worden, denn so komödiantenartig benahm sich die wirkliche Ariadne nicht. Daher verarge ich es dem Herrn v. Kotzebue gar nicht, daß er

unsere Theater-Ariadne ein wenig travestirt hat, und sogar meint, es wäre gut, wenn diese travestirte Geliebte des Theseus durch eine Mannsperson vorgestellt würde *). Gehen doch sogar unsere mythologischen Deuter und Seher (z. B. Herr Böttiger) so weit, daß sie behaupten, die Verklärung der Ariadne durch Bacchus sey nur die profane Hülle eines mystischen Sinnes, der nur dem in die bacchischen Geheimnisse Eingeweihten völlig klar werde. Da weiß man am Ende gar nicht, was man mit einer solchen Fabel anfangen soll. Nur das ist gewiß, daß im Alterthume die Vergessenheit des Theseus, die ein Gott über ihn geschickt haben soll, zu einem Sprichworte bei Verliebten wurde.

Daß Ariadne mit dem Theseus davon lief, ist unsern Sitten angemessen; aber daß die Alten die Königin Pasiphaë sich in einen schönen Stier verlieben lassen, widerstreitet unserem Sinn und Gefühl. Die ganze Geschichte ist indessen nicht mehr und nicht minder Mährchen, als die Geschichte des grausamen Ritters Blaubart und ähnliche, und verdankt ihre Erfindung einem Kopfe, der durch irgend ein gräßliches Bild die Phantasie der Menschen erschrecken wollte. Meh-

*) Im ersten Bande seines Almanachs dramatischer Spiele.

rere Alterthumsforscher (z. B. Heyne, Böttiger) glauben, ein altes Bild auf der Insel Kreta, wo ein Held (Theseus) mit einem stierköpfigen Menschen streitet, und das ursprünglich nur ein Symbol oder eine Hieroglyphe war, habe zu der sonderbaren Fabel Anlaß gegeben. Ich will mir dieses gefallen lassen, aber nur dabei erinnern, daß irgend eine Hofgeschichte ebenfalls Veranlassung dazu gegeben haben kann; daß z. B. die Königin Pasiphaë während der Abwesenheit ihres Gemahls mit einem Hofkavalier, Namens Taurus *), ein kleines Verständniß gehabt hat, welchem der Prinz Minotaurus das Daseyn verdankte, daß diesen dann der König wie die berühmte eiserne Maske zu ewiger Gefangenschaft verdammte, und sein Name Minotaurus zu seinem Ochsenkopfe Veranlassung gab. Man darf ja nicht glauben, nur wir allein hätten Romane und Memoires von Hofgeschichten.

Mit wirklichen Labyrinthen haben wir Neuere uns nicht befaßt, sondern nur in unsern Büchern, Häusern und öffentlichen Verfassungen dergleichen mit vielem Fleiße eingerichtet. Das Labyrinth zu Kreta ist, so viel die gelehrte Welt weiß,

*) Bekanntlich heißt ταυρος und taurus Stier.

nicht mehr vorhanden; aber wer sich einen Begriff davon machen will (denn unsere Irrgärten sind nur schwache Copien davon), verfüge sich in die Katakomben bei Syrakus. Diese unterirdischen Gänge, die ehedem zu Begräbnissen dienten, sind so weitläuftig und so in einander verworren und verschlungen, daß man ohne einen Faden nicht wieder herauskommen kann: ihren Umfang kennt man nicht. Eine Gesellschaft von Geistlichen trat einst ohne Führer die Wanderung in diese Irrgänge an: sie hatten Fackeln und Bindfaden bei sich. Als sie am tiefsten hinein gegangen waren, verloschen ihre Fackeln. Lange irrten sie im Dunkeln umher, und verloren darüber sich selbst und ihren Faden. Je mehr sie suchten, desto mehr zerstreueten sie sich, und es blieb kein besseres Mittel übrig, als still zu stehen, denn auf allen Seiten waren Gänge, von denen sie nicht wußten, ob sie heraus oder tiefer hinein leiteten. Da der Weg überall über Gräber ging, so hatten sie ihn auf Händen und Füßen kriechend suchen müssen. In dieser fürchterlichen Abgeschiedenheit von der Oberwelt verrann eine Stunde nach der andern, und mit der zunehmenden Angst stellte sich auch der Hunger ein. Die Unglücksgefährten verloren dadurch das Zutrauen zu einander selbst, denn jeder

glaubte von dem andern getödtet und aufgezehrt zu werden, und wenn der eine rief, antwortete der andere nicht. Da glaubte der Rufende, sein Jammerbruder sey todt, und näher trat auch ihm das Schauerbild des Todes. Mancher legte sich in ein Grab, um da seine letzte Stunde zu erwarten. So setzten ihnen Furcht, Angst und Verzweifelung so zu, daß endlich keiner mehr einen Laut von dem andern vernahm. Sie waren bereits halb todt, als ihre Freunde in der Stadt, von denen sie vermißt wurden, hörten, sie wären in die Katakomben gestiegen: unter dem Schalle der Trommeln und dem Scheine von Fackeln hatte man das Glück, sie wieder zu versammeln und heraus zu holen *).

Die Alten waren mit einem ganz eigenen Sinn für große Bauten und Kunstwerke begabt: die jetzige Welt hat weder Baumeister, die ein Labyrinth bauen können, noch Könige, die eins bauen lassen mögen. In den Capitularien Carls des Großen kommt es vor, daß man zu seiner Zeit Brücken auf trockenem Felde anlegte, wo niemals Wasser hinkam; wenn diese Brücken für eine zweite Sündfluth im Voraus gebaut

*) Man sehe Rehfues Sicilien I, 81.

worden wären, so bezeugten sie allerdings den großen Sinn ihres Erbauers; aber leider waren sie nur angelegt, um einen schicklichen Vorwand zu Zollerpressungen zu geben. Nach den neuesten Ausmessungen ist die größte Pyramide in Aegypten sechs hundert Fuß hoch, und unten sieben hundert Fuß auf jeder Seite breit. Während ihrer Erbauung belief sich nur die Beköstigung der Arbeiter in Rettichen, Knoblauch und Zwiebeln auf die drei Millionen Gulden rheinisch, was mag also erst das Uebrige gekostet haben! [Herodot führt es bestimmt an, daß an der Spitze der Pyramide in alter ägyptischer Sprache eine Inschrift steht, die jene Beköstigung zu 1600 Talenten angiebt, welche Summe eher noch mehr als drei Millionen Gulden ausmacht]. Eine Unternehmung dieser Art würde in unsern Zeiten für eine Narrheit angesehen werden. Allerdings ist es uns vergönnt, ein colossales Heiligenbild aufzustellen, wie etwa das des heiligen Borromäus zu Arona, in dessen Nasenlöchern ein Mensch leidlich Platz findet, wie Herr von Matthison im dritten Bande seiner Erinnerungen, Seite 385, erzählt: aber einen Sphinxkopf aus einem einzigen Felsen zu hauen, der 25 Fuß hoch ist, und vom Ohre bis an das

Kinn 15 Fuß mißt, wie die Aegyptier, dürften wir nicht wagen *).

Sieben und vierzigstes Bild.

Von dem Tausendkünstler Dädalus.

Dädalus war ein geborner Athener, und wurde wider seinen Willen zu Kreta zurück behalten. Da er weder zu Land noch zur See entfliehen konnte, so machte er sich Flügel, und flog damit davon. Diese Flügel waren nicht, wie man insgemein glaubt, von Wachs, sondern Dädalus hatte wirkliche Federn so kunstreich vereinigt, daß daraus Flügel im eigentlichsten Sinne entstanden: bloß die äußersten Federn waren mit Wachs aufgeklebt. Dergleichen Fittige verfertigte er auch seinem Sohn Icarus. Beide entflohen nun von Kreta, und Dädalus kam glücklich durch; aber Icarus schwang sich zu sehr in die Höhe,

*) Dieser Kopf liegt 200 Schritte von der großen Pyramide in Aegypten, und ist noch ziemlich gut erhalten. — Die Statüe des heiligen Borromäus ist 35 Ellen hoch.

näherte sich dadurch der Sonne zu sehr, und so wurde das Wachs seiner Flügel weich, daß er ins Meer fiel und ertrank.

Ueber diesen Tod des Icarus hatte niemand mehr Freude, als das Rebhuhn, damals der einzige Vogel seiner Art: es klatschte mit den Flügeln und bezeugte seine Freude durch Gesang. Vor kurzem war Perdix, zum ewigen Vorwurf für Dädalus, in diesen Vogel verwandelt worden. Als Schwestersohn war er bei Dädalus in die Lehre gegangen, und hatte hier so viel Kunstgenie entwickelt, daß er für sich selbst die Säge und den Zirkel erfand. Darüber ward sein Oheim und Lehrherr eifersüchtig, und warf ihn von der heiligen Burg der Minerva hinab. Diese Göttin aber, großen Köpfen immer hold, fing ihn auf, und bekleidete ihn mitten in der Luft mit Federn. Nahe auf der Erde fliegt nun dieser Vogel hin, und legt in Hecken seine Eier, des ehemaligen Falls eingedenk die Höhen fürchtend.

Der Bauer Hans Momsen *) brachte es ohne Unterricht für sich selbst so weit, daß er die höhere Mathematik und Naturkunde wie ein Professor innen hatte, auch alle mathemati-

*) Er wurde 1735. zu Fahretoft, unweit Schleßwig, geboren.

schen Bücher in der französischen, englischen, holländischen und lateinischen Sprache zu verstehen im Stande war; dabei stach er in Kupfer, machte Reißzeuge, allerlei Uhren, Ferngläser und Orgeln — kurz, er war eins der größten Genies, die aus dem Bauernstande hervorgegangen sind. Wenn ich ihn aber mit Perdix vergleiche, der als Lehrjunge schon die Säge und den Zirkel erfand, so steht er diesem weit nach, denn es ist größer, etwas ganz Neues erfinden und zur Vollendung bringen, als etwas schon Vorhandenes nachmachen und nachbilden. Die Säge und der Zirkel sind viel einfachere Instrumente, als eine Orgel, aber ungeheuer viel Witz gehört dazu, eine Säge und einen Zirkel aus dem Nichts hervorzurufen. Wenn man es den Leuten sagt, wie es Tyll Eulenspiegel anstellte, daß ein Esel, der ihm zu Erfurt in die Lehre gegeben war, einen Psalter durchblätterte, und dabei einige Vocale hersagte, so macht es wohl ein jeder nach; aber von selbst wird nicht jeder diese Methode erfinden. Ein Chinese sah einst eine europäische Taschenuhr, und da sie ihm gefiel, so verfertigte er sich selbst eine nach diesem Muster, und ob er gleich niemals eine Arbeit der Art unternommen hatte, so gerieth ihm sein neues Werk dennoch sehr gut:

würde dieser Mann aber auch eine Taschenuhr haben erfinden können?

Wenn alle Menschen fliegen könnten, wie Dädalus, so bliebe die Welt, wie sie bisher war, denn dann würden sich Vortheile und Nachtheile gegen einander aufheben; es gäbe dann auch fliegende Häscher, Mautner und Polizeidiener, und es würde eben so wenig möglich seyn, im Fluge etwas in der Welt zu erhaschen, oder in sie einzuschwärzen, als jetzt zu Fuß und zu Pferd. Fliegende Infanterie wäre dann möglich, aber keine fliegende Kavallerie und Artillerie, und der Krieg müßte immer auf der Erde ausgemacht werden, wenn nicht noch Kanonen von solchem Stoffe erfunden werden, daraus die heilige Stadt, das neue Jerusalem, erbaut ist, welche nach Bengel's Behauptung schon lange im Himmel fertig steht, und einst bis auf eine gewisse Höhe zu der neuen Erde herabschweben wird. Da ein theologischer Bengel etwas so Feines ersinnen konnte, so wäre es sehr möglich, daß ein zweiter Johannes Regiomontanus eben so gut fliegende Kanonen verfertigte, als der erste eine fliegende Mücke aus Eisen verfertigt haben soll. Archytas fabrizirte nur eine fliegende hölzerne Taube, und kam also in seiner Kunst nicht so weit, als unser Königsberger Johannes.

Bei der Stadt Pollene in Thracien war, wie unser Ovid selbst im funfzehnten Buche der Verwandlungen angiebt, ein See, welcher Triton hieß, und denjenigen, die sich neunmal in ihn tauchten, Flügel und einen Ueberzug von Federn verschaffte. Aus meiner Jugend erinnere ich mich des Mährchens, daß ein Fuhrmann seinen Gaul, dessen Haare ausgefallen waren, mit Gänsefett einschmierte, worauf dieses Thier Federn und Flügel wie eine Gans bekam, und bei Erblickung einer Heerde Gänse sammt seinem schwerbelasteten Karren davon flog, gegen einen Kirchthurm im Fluge anrennte, und diesen schief rückte. Vielleicht bestand der obengenannte thracische See aus flüssigem Gänsefette, und es wäre wohl der Mühe werth, ihn in unsern magern Zeiten wieder aufzusuchen. Wäre dieser See in Kreta gewesen, so wäre Dädalus nicht der Erfinder der Kunst zu fliegen geworden.

Dädalus war bekanntlich auch ein großer Künstler im Fache der Automaten, denn er machte sich selbst bewegende Statüen. Indessen wollen ihm die Kunst-Kenner und Forscher dieses Verdienst nicht einräumen, sondern verstehen darunter eine allegorische Einkleidung der Kunst dieses Meisters, womit er zuerst Statüen mit freien Händen und Füßen und in verschiedenen Stellun-

gen verfertigt habe. Man ist gar zu gern hinter dem Alterthume her, um ihm alles Wunderbare abzuschneiden, und hält auch die von selbst hin und her laufenden Dreifüße Vulkans *), und die ehernen Mundschenken des Jarchas, die einschenken und die Becher herum geben, so wie die sich selbst servirenden Speisen und Gerichte dieses Indiers **), für abgeschmackte Einfälle. Wenn der Mechanikus Merlin zu London Uhren verfertigt, die ohne alle Federn, Gewichte und Räder bloß durch die anziehenden Kräfte dreier Magnete auf das regelmäßigste gehen, so glaube ich es auch, daß er weibliche Figuren fabrizirt, die wie lebendige Damen spazieren gehen, Blumensträuße an das Gesicht halten und beim Einathmen des Duftes den Busen heben, die Augen schmachtend bewegen, und sonst mehrere menschliche Bewegungen ohne alle Steifigkeit nachahmend darstellen. Warum sollte ich nun nicht glauben, daß Dädalus etwas Aehnliches habe hervorbringen können?

*) Homer's Iliade, Gesang 18. Vers 373. u. s. f.

**) Philostratus im Leben des Apollonius III, 27.

Acht und vierzigstes Bild.

Von den Thaten und dem Tod des Jägers Meleager.

Oeneus, der König von Aetolien, hatte den Gottesdienst der Diana vernachlässigt, und um ihn zu strafen, hatte die Göttin einen ungeheuern Eber in sein Land geschickt, der es verwüstete. Die größten Helden Griechenlands machten sich auf, um ihn zu tödten, welches nach vielen vergeblichen und gefährlichen Versuchen endlich dem Meleager gelang. Die schöne Jägerin Atalanta war auch bei dieser Jagd zugegen, und ihr schenkte Meleager die Haut des erlegten Ebers. Die Oheime Meleagers, welche auch Theilnehmer dieser Jagd waren, ergrimmten darüber, und nahmen der Atalanta ihr Geschenk weg: Meleager griff beide an und tödtete sie. Die Mutter Meleagers, die Schwester der Getödteten, gerieth über diese Frevelthat ihres Sohnes so in Wuth, daß sie ihn zu tödten beschloß, und dieses auf eine seltsame Weise auch wirklich ins Werk setzte. Als sie nemlich mit dem Meleager niedergekommen war, hatten die drei Parcen ein Scheit Holz ins Feuer geworfen und gesagt: dieses Holz werde so lange dauern, als der neu-

geborne Meleager. Nach dieser Prophezeiung entfernten sie sich, die Mutter Meleagers aber riß das Scheit sogleich aus dem Feuer, und begoß es mit Wasser. Lange hatte sie dieses Unglücksholz in ihren innersten Gemächern verschlossen, als ihr jetzt einfiel, den Tod ihres Sohnes dadurch zu bewirken. Mit Kienholz verbrannte sie es, und so wie es in Flammen gesetzt wurde, fühlte Meleager brennenden Schmerz, und als es ganz zu Asche verbrannt war, starb er. Seine Schwestern grämten sich über seinen Tod so sehr, daß sie in Perlhühner verwandelt wurden.

Gegen den calydonischen Eber sind die größten wilden Schweine unserer Zeit nur Zwergferkel, denn seine Zähne waren eine halbe *Klafter* lang, wie wir aus Pausanias, Suetonius und andern Alten erfahren *). Es war also gar nicht überflüssig, daß die größten Helden der damaligen Zeit gegen ihn zu Felde zogen, denn er war wenigstens so groß wie ein Fuder Heu von dreißig Centnern an Gewicht.

Die Schicksale des Menschen nehmen oft einen ganz eigenen Gang. Wenn einmal jemand in der Jugend in ein schicksalvolles Verhältniß

*) Siehe Collectaneen zur griech. und röm. Alterthumskunde von Facius, S. 207.

gerieth, so ist es sehr selten, daß er sich davon los reißen kann, oder daß, wenn er sich auch heraus arbeitet, das Verhängniß ihn nicht wieder einholt, sollte es auch nur seyn, um ihn ein Bischen zu necken. Brechter war z. B. in seiner Jugend unter die Truppe eines herumziehenden Marktschreiers gerathen, und machte den Hanswurst. Ein edeldenkender Mann entriß ihn dieser Erniedrigung, nahm ihn in sein Haus auf, und beförderte ihn auf die Universität. Er studirte Theologie, und ward endlich zum Diaconat in Biberach empfohlen, und that auch seine Probepredigt. Aber hier ereilte ihn sein altes Verhängniß. Sein ehemaliger Prinzipal, der Marktschreier, war gerade in Biberach, und ging mit seinem Wirth in die Kirche. „Warum weinen Sie?" fragte der Wirth den unter der Predigt Brechters schluchzenden Volksarzt. „Ach," erwiederte er, „der Herr da oben auf der Kanzel war ehemals mein Hanswurst; o, so einen bekomm' ich mein Lebetag' nicht wieder." Dieser ärgerliche Zufall brachte den guten Brechter um sein Amt, bis er nachher an einem andern Orte, wo man weniger bedenklich war, seine Versorgung fand *). Brechter wurde also von

*) Brechter ist als Schriftsteller durch seine Anmerkungen über das Basedowsche Ele-

seinem alten Verhängniß bloß geneckt, aber Meleager von dem seinigen vernichtet.

Um den Tod Meleagers war eine Trauer, wie bei keiner der bisher vorgezeigten unglücklichen Personen. Ovidius sagt, daß besonders die Schwestern dieses jungen Mannes seinen Tod so sehr beklagt hätten, daß er nicht im Stande wäre, ihren Jammer gehörig zu schildern, und wenn er auch hundert tönende Mäuler *) mit Zungen, einen umfassenden Geist und die gesammte Weisheit des Helikons **) von einem Gott geschenkt bekäme. Dieses ist nun ein wenig übertrieben, denn ihr Jammer äußerte sich bloß dadurch, daß sie sich den Busen blau schlugen ***), den todten Leichnam küßten, die Asche des Verbrannten auf die Brust streuten, und den Marmor seines Grabmahls umarmten. Dagegen trauern die Bewohner der Freundschaftsinseln

mentarwerk und seine Briefe über Rousseau's Emil bekannt.

*) Man verstehe darunter nicht etwa Maulthiere mit Schellen, wie die Herren Prälaten dergleichen haben und hatten.

**) Unter der Weisheit des Helikons kann man sich etwa die Weisheit der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, München u. s. w. vorstellen.

***) Herr Voß übersetzt es zerbläuen.

ganz anders, wenn ihr König stirbt. Sie zerschlagen sich so sehr, daß man die Schläge auf vierzig Schritte weit hört und das Blut in Strömen von ihnen fließt; die Bedienten des Königs schmieren sich die Haare mit Oel ein und stecken sie dann in Brand; eine andere Partei zerschneidet und zerfetzt sich Arme und Schenkel, und schlägt sich mit Steinen die Zähne aus; die nächsten Anverwandten des Verstorbenen stoßen sich Spieße und Speere in die Schenkel, und brechen sie darin ab *): das ist doch eine andere Trauer als die, wovon Ovid so großen Lärm erhebt, und besonders macht sie einen großen Contrast mit unserer zahmen europäischen Trauer. Ein Originalitäten liebender französischer Marquis ließ freilich Dinte in die Brunnen und Kanäle seines Schloßgartens schütten, und alle Bäume mit Flor überziehen, um dadurch die Größe seiner Leidträgerei zu schildern; aber diese Trauer kostete ihm bloß Geld und keinen körperlichen Schmerz. Lichtenberg hat bekanntlich eine Menge Vorschläge gemacht, oder vielmehr aus dem Englischen übersetzt, wie man unsere Trauer durch schwarzgebeizte Citronen, schwarzgefärbte Brühen u. dgl. recht erhöhen könnte;

*) Man sehe die Bildergeographie unter Australien darüber nach.

auch spricht er von einer eigenen Art Spielkarten für Leidtragende. Letztern Einfall hat aber schon früher ein gewisser Joh. Christoph Kiemer zu Hamburg gehabt, der im Jahr 1770. bekannt machte, daß er Katten für eine trauernde Gesellschaft erfunden habe. Die äußere Seite, sagt dieser Mann, ist theils schwarz, theils mit Todtenköpfen und Gebeinen verziert. Statt der rothen Farbe beim Coeur habe ich Silberfarbe genommen; Pique-König trägt Pleureusen, Treffle-Dame hat einen großen Schleier um den Kopf, und die Buben sind wie die hiesigen reitenden Diener gekleidet. [Man sehe Miszellen für die neueste Weltkunde, Jahrg. 1812. Nro. 81.]

Ich habe gar oft schon die Bemerkung gemacht, daß es zu verschiedenen Zeiten zwei Menschen gegeben hat, die, hätten sie zu gleicher Zeit gelebt, sowohl sich selbst, als der Welt gar vieles hätten nutzen können. Bernhard von Offida, der erst noch im Jahr 1795. von dem Pabst unter die Heiligen versetzt wurde, war ein so großer Wunderthäter, daß er z. B. ein gestohlnes Lamm, das längst gebraten und aufgezehrt worden war, wieder zusammensetzte und ins Leben zurück rief. Wäre dieser heilige Capuziner statt im Jahr 1604. lieber mit Meleager, oder kurz vor ihm, auf die Welt gekommen, so würde er diesen

wackern Helden aus seiner Asche wieder haben auferwecken können, wäre es auch bloß nur seiner Schwestern willen gewesen, damit sie sich nicht so arg hätten zerbläuen müssen.

Ovidius berichtet, Meleager habe mit großer Fassung und vielem Heldenmuthe über den Todesschmerz gesiegt. So erzählt auch ein alter Schriftsteller *), daß der indische Philosoph Kalanus sich selbst in Gegenwart des Königs Alexander mit vieler Gelassenheit verbrannt habe. Er war krank und hatte beschlossen zu sterben. Nachdem er sich auf dem Scheiterhaufen eingehüllt und niedergelegt hatte, blieb er bei der Annäherung des Feuers so unbeweglich, daß er in derselben Lage verbrannte, wie er sich niederlegte. Dasselbe soll auch ein anderer Indianer zu Athen gethan haben, der mit Cäsar gut bekannt war. So etwas nenne ich wahre praktische Philosophie: welche Grimassen würden nicht unsere berühmten Zeitphilosophen schneiden, wenn sie es nachahmen sollten!

*) Plutarch im Leben Alexanders.

Neun und vierzigstes Bild.

Wie schöne Jungfern zu Inseln werden.

Auf der Rückreise von der Jagd des calydonischen Ebers kehrte Theseus beim Flußgott Achelous ein. Dieser erzählte ihm, wie die echinadischen Inseln entstanden wären. Die Echinaden waren ursprünglich Najaden *), und hatten einst zehn Stiere geschlachtet, die Feldgötter zum Opfer eingeladen, festliche Tänze aufgeführt; aber den Flußgott einzuladen vergessen. Voll Zorn darüber schwoll er mit seinen Wogen so auf, daß die Nymphen sammt ihrem Wohnsitz ins Meer gerissen und zu Inseln wurden. In der Nähe dieser Inseln wurde gleichfalls die Jungfrau Perimele verwandelt. Achelous liebte sie einst, und raubte ihr den jungfräulichen Namen. Als dieses ihr Vater Hippodamas erfuhr, stürzte er sie ins Wasser. Der Flußgott fing sie auf und bat den Neptun, ihr einen Wohnplatz anzuweisen, oder sie zu einem Wohnplatz werden zu lassen. Der Gott nickte Beifall zu. Die Nymphe erschrack, doch hielt sie sich schwimmend.

*) Flußgöttinnen von niederem Range.

Indem sie Achelous angreift, bemerkt er, daß ihr ganzer Körper hart wird, und daß Erde ihre Brust überzieht und bedeckt. In kurzer Zeit umhüllte ein neues Land die schwimmenden Glieder, und sie wuchs nach ihrer Verwandlung zu einer großen Insel an.

Nach der Bibel ist der Mensch von Erde und soll auch wieder zu Erde werden; aber daß er zu einer Insel wird, ist ein Fall, der sich nur in der griechischen Fabelwelt ereignen konnte: denn ob wir Neuern unser geliebtes Europa gleichwohl auch mit einer sitzenden Jungfrau vergleichen, so behaupten wir doch nicht, daß es ursprünglich eine sitzende Jungfrau war. Der Riese Atlas, von dem wir früher sprachen, wurde als Mann in einen Berg verwandelt: hier werden Frauenzimmer zu Inseln, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil das Wasser das Hauptelement der Weiber ist. In dem Liede des Minnesingers Sigeher, das Herr Büsching im zweiten Hefte des Pantheons wieder aufgefrischt hat, ergeht es der Jungfrau Maria noch ärger, denn hier wird sie beinahe die ganze Naturgeschichte durch verwandelt; unter andern heißt es:

Dich loben die Schulen in Musika,
Und die süßen Kantika,
Der Tugenden Kaiserinne.
Dich loben die Psalteria
Die Schellen und die Organa,
Heilbringende Königinne.
Du Anker Haft,
Du Segelwind,
Du lichter Stern Diane,
Du Mutterkraft,
Du Segenskind,
Du hoher Trimontane.

Als Ankerhaft hat sie einige Aehnlichkeit mit den Echinaden; denn der Anker haftet nur in der Nähe der Inseln und des festen Landes, oder gleichsam in den Wurzeln von beiden. Die große Janitscharenmusik aber, die ihr hier aufgetischt wird, ist ein Vorzug, dergleichen Ovidius seinen verinselten (man erlaube das neue Wort) Jungfern nicht geben konnte. Manche Männer, die ihrer Weiber überdrüssig sind, würden nichts dagegen haben, wenn sie sie wie die Echinaden und die Perimele in Inseln verwandeln könnten, denn dieses wäre doch die leichteste Manier, sich dieselben vom Halse zu schaffen. Oft werden die Weiber im Scherz alte Schachteln genannt, aber eine Verwandlung dieser

Art würde zu gar nichts helfen, denn niemand mag gern alte Schachteln kaufen. Zu neuen Inseln aber würde es Liebhaber die Menge geben, wäre es auch nur, um Stoff zu neuen Reisebeschreibungen zu erhalten.

Funfzigstes Bild.

Philemon und Baucis, oder das Muster aller Wirthe.

Ein Mährchen giebt gewöhnlich das andere, und so erzählte Lelex die Geschichte, wie eine ganze Gegend sammt ihren Einwohnern in einen See verwandelt wurde. Jupiter und Merkur kamen nämlich einst als Wanderer dahin, sprachen in tausend Hütten ein und baten um Obdach, und wurden überall abgewiesen. Endlich kamen sie zu einem armen Ehepaar, zu Philemon und Baucis, und hier wurde ihnen die beste Aufnahme zu Theil, denn was nur die arme Hütte enthielt, setzten die Wirthe ihren Gästen vor. Diese geben sich endlich als Götter zu erkennen, nehmen die beiden Alten mit auf die Spitze des benachbarten Hügels, und zeigen ihnen hier, wie die ganze Gegend zur Bestrafung

ihrer ungerechten Einwohner von Wasser überzogen wird. Bloß ihre eigene Hütte bleibt stehen und verwandelt sich in einen Tempel, und auf Jupiters Frage, was er ihnen für einen Wunsch gewähren solle, erbitten sie sich die Priesterstellen in diesem Tempel, und endlich zu gleicher Zeit zu sterben. Ihre Wünsche wurden erfüllt, und beide am Ziele ihres Lebens in Bäume verwandelt, Philemon in eine Eiche, und Baucis in eine Linde.

Ovidius ist sehr ausführlich über die Art und Weise, wie das alte Ehepaar die göttlichen Gäste bewirthete. Ohne Zweifel ist es gar nichts Uebeles, gut zu essen und trinken, und wenn manche Menschen ein eigenes Studium daraus machen, so haben sie doch mehr davon, als wenn jemand ein Mineralienkabinet anlegt. Es muß in der Welt nicht nur einen Lehr-, Wehr- und Nährstand, sondern auch einen Z e h r s t a n d geben. Die Hottentotten fressen alte Schuhe sehr begierig, nachdem sie dieselben ein wenig aufgekocht haben, und Tacitus erzählt, daß der römische Gutschmecker Vitellius (freilich war er K a i s e r) ein Gericht erfunden habe, das er Schild der Minerva nannte, dessen Kosten an die 30,000 Gulden betrugen. Wenn solche Extreme in der Menschheit anzutreffen sind, so sollte

es, da die sogenannte Hausmannskost nicht in der Mitte, sondern mehr gegen das Hottentotten-Extrem zu liegt, eigentlich sehr viele und mannigfaltige Gutschmecker geben, damit alle Sprossen der Freß-Leiter besetzt wären, deren es von der Hausmannskost bis zum Minervenschild noch gar viele giebt. Vermöge der Struktur seiner Zähne ist der Mensch zu allem dem Eßbaren angewiesen, was die Erde hervorbringt, und so kann man durchaus nicht von ihm verlangen, daß er bloß bei der Nahrung der nagenden Thiere, bei Leder und alten Schuhen stehen bleiben soll, sondern in dem Mikrokosmus seines Magens soll er die eßbare Quintessenz aller Zonen und Welttheile, und wo möglich auch aller Elemente vereinigen. In letzterer Hinsicht billige ich es daher gar sehr, daß die englischen Apotheker das Sauerstoffgas in Portionen zu einer halben Guinee verkaufen, aber es ärgert mich, daß sich nur Elegants und Zierbengel darin einen geistigen Rausch trinken, und es als erregendes Aphrodisiakum gebrauchen. Von dem Einflusse der Nahrung auf die Sinnesart und den Charakter und Muth eines Volks haben schon viele Schriftsteller gesprochen, aber keiner hat noch vorgeschlagen, daß zur Beförderung des Kosmopolitismus erstlich alle Menschen einerlei Speisen

essen, und daß zweitens diese Speisen aus allen Gegenden der Welt zusammengetragen seyn sollten, indem der Kosmopolitismus am sichersten vom Magen aus begründet wird. Daher wäre jetzt ein zweiter Vitellius nöthig, um aus den Ingredienzien der fünf Welttheile kosmopolitische Pasteten zu erfinden.

Ich habe Leute gekannt, welche den Spruch:

Lieben und geliebt zu werden,
Ist die größte Lust auf Erden,

in folgenden umwandelten:

Essen und tractirt zu werden,
Ist die größte Lust auf Erden.

Was mich betrifft, so ist mir ein einfaches, auf eigene Kosten angeschafftes Mahl lieber, als das köstlichste und prächtigste, das ich bei einem Andern genieße, der es mir nicht aus gutem Herzen und nicht mit jener Delicatesse des Benehmens giebt, wie Philemon und Baucis. Man wird in der Welt gar oft von Leuten eingeladen, hinter deren Complimenten der Geiz oder der Ingrimm im Hinterhalte lauert, und dann auf die armen Gäste unvermuthet losbricht. Mancher glaubt es seiner Würde oder diesem und jenem Verhältnisse schuldig zu seyn, einmal zu tractiren, aber für jedes Gute, das er dem

Gäste mit der einen Hand reicht, giebt er ihm mit der andern eine Ohrfeige; ein Anderer versieht es wieder dadurch, daß er seine wirthliche Sorgfalt nur auf einen gewissen Hauptgast richtet, und nur diesem das Maul zu stopfen sucht, gleichsam als ob die andern Gäste nur die Trabanten dieses Haupt-Freß-Planeten wären; ein Dritter sucht mit seinem Mahl einen Feind zu fangen, einen Gegner zu bestechen, eine ehrliche Haut breit zu schlagen, einen Beleidigten zu versöhnen, oder sonst einem elenden Zwecke zu fröhnen; ein Vierter — — — doch, es gehe lieber jeder hin, und lese in unserem Ovid von dem guten Willen und dem Eifer, womit ein armes Ehepaar an unbekannten Leuten Gastfreiheit ausübte, und thue deßgleichen.

Ein und funfzigstes Bild.

Von den Verwandlungen des Gottes Proteus, Achelous und der Mestra.

Alle Zuhörer hatte die vorige Erzählung in Erstaunen gesetzt, so daß Achelous noch einige dergleichen Verwandlungsgeschichten der Gesellschaft zum Besten gab. Er sagte, es gebe Menschen, deren Gestalt nur einmal verwandelt worden sey, andere, die sich in mehrere beliebige Gestalten nach einander verwandeln konnten. Der Meergott Proteus z. B. könne sich bald in einen Jüngling, bald in einen Löwen, bald in einen wüthenden Eber, bald in eine Schlange, bald in einen Stier, bald in einen Stein oder Baum, ja sogar in Wasser und Feuer verwandeln. Eine nicht geringere Macht hatte des Autolikus Gemahlin Mestra, die Tochter des Erisichthon. Ihr Vater hatte sich an der Göttin Ceres versündigt, und war dafür mit unersättlichem Hunger gestraft worden. Nachdem er alles verfressen hatte, verkaufte er auch seine Tochter Mestra. Um der Sklaverei zu entgehen, wendete sie sich an ihren Liebhaber Neptun, und bat um Hülfe. Dieser verwandelte sie sogleich in einen Mann,

und verlieh ihr die Fähigkeit, sich in jede beliebige Gestalt verwandeln zu können, und so verkaufte sie ihr Vater öfters, aber immer entfloh sie ihren Herren, bald als Stute, bald als Vogel, bald als Kuh, und bald als Hirsch. Aber auch dieses Mittel half ihrem Vater wenig, denn in der Größe seines Hungers mußte er sich endlich selbst auffressen. — Auch von sich selbst erzählt Achelous, daß er sich, als er mit dem Herkules um den Besitz der Dejanira kämpfte, zuerst in eine Schlange und dann in einen Stier verwandelt habe.

In dem ersten Theil der Persian Tales (pers. Mährchen) erzählt Mochel, daß ihm und seiner alternden Geliebten Dilnouaze die Zauberin Bedra zwei goldene Ringe gegeben habe, womit sie sich in jede beliebige Gestalt verwandeln konnten. Diese Zauberin saß in einer Höhle, umgeben von vielen Tausenden beflügelter Ungeheuer, welche die Luft mit ihrem gräßlichen Geheul erfüllten. Sie hatte ein großes Buch vor sich auf den Knieen liegen, und las darin: vor ihr stand ein goldener Ofen, worin ein silberner, mit schwarzer Erde angefüllter Topf kochte, ohne daß man etwas von Feuer gewahr wurde. Diejenigen Alchemisten, welche so fleißig an dem philosophischen Chaos oder dem philosophischen

Adam laboriren und ihn immer in den Ofen setzen, ohne ihn weiter zu bringen, als daß er weiß, wie eine Lilie brennt, sollten mit jener Zauberin in Compagnie arbeiten: dann würden nicht nur sie selbst so viel Gold machen können, als sie wünschen, sondern jedem Hans und Kunz würden sie Ringe zu verfertigen im Stande seyn, womit er sich nicht nur verwandeln, sondern auch sogar unsichtbar machen könnte. Das müßte dann eine wahre Lust auf der Welt seyn, wenn der Mensch alle beliebige Gestalten bis zur Unsichtbarkeit durchmachen könnte! Den meisten Nutzen würde ohnfehlbar die Moralität davon ziehen, denn es würde alsdann eine wahre pythagoräische Seelenwanderung zu sehen seyn; jeder würde sich gern in das Thier verwandeln, dessen Element seinen Leidenschaften zusagt, und so würde mancher Trunkenbold als Fisch, mancher Lüsterne als Floh u. s. w. sein wohlverdientes Ende finden, und entweder geschlachtet, oder sonst aus der Welt geschafft werden. Das lustigste Schauspiel würden aber Verliebte, Courmacher und Nebenbuhler gewähren: während der eine als Schmetterling vor dem Gegenstand seiner Zärtlichkeit herumgaukelte, würde der andere wie eine Schlange sich einzuschleichen bemühen; ein dritter würde apportiren wie ein Pudel;

ein vierter würde als grimmiger Stier mit den Hörnern nach seinen Nebenbuhlern stoßen; kurz, es würden Sachen zu sehen seyn, gegen die der Kampf des Achelous mit dem Herkules nur ein Kinderspiel war. Ein neuer Aesop würde da reichlichen Stoff zu neuen Fabeln finden.

Lichtenberg erzählt von zweien Pferden, welche die Kunst verstanden hätten, Makulatur zu fressen, und rühmt dergleichen Pferde vorzüglich den Buchhändlern an. Aber im Alterthum besaß der Aegyptier Firmus das Geheimniß, sogar Menschen mit Papier und Leim zu ernähren, und zwar ganze Heere machte er sich anheischig auf diese Art zu erhalten *). Hätte Erisichthon in den Zeiten gelebt, wo die Buchhändler so viel Maculatur zu Tage fördern, wie jetzt, so hätte es ihm an Nahrung nicht fehlen können. Was müßte das nicht für eine wohlthätige Einrichtung seyn, wenn man diesen Erisich-

*) Dieser Firmus lebte unter Kaiser Aurelian, und erregte vorzüglich im Jahre 272 Aufsehen, wo er in Aegypten eine große Rolle spielte. Er war Papier- und Leimhändler, und bediente sich der Worte: exercitum se alere posse papyro et glutine, was aber die Ausleger nur auf seinen in diesem Handel erworbenen Reichthum beziehen.

thon auf die Leipziger Messe schicken und ganze Ballen schlechter Bücher von ihm verzehren lassen könnte? Freilich arbeiten unsere Käs- und Pfefferhändler in seinem Sinne fort, und bezeigen sich als wahre Nachkommen von ihm, aber ihre Prozedur ist viel langweiliger. So sonderbar ist das Schicksal der Menschheit, daß gerade diejenigen Individuen, die der Welt zu einer gewissen Zeit außerordentliche Dienste hätten leisten können, in ein ganz unrechtes Zeitalter versetzt werden.

Zwei und funfzigstes Bild.

Des Herkules Heirath und Tod.

Herkules erhielt also die schöne Dejanira zur Frau, aber er ward nicht glücklich durch sie. Bei der Heimführung der jungen Frau verliebte sich nämlich der Centaur Nessus in sie und suchte sie zu entführen, wurde aber von Herkules mit Pfeilen erschossen, die mit dem Gift der lernäischen Schlange bestrichen waren. Um sich dafür an Herkules zu rächen, übergab Nessus sein von dem vergifteten Blute triefendes Gewand der Dejanira als ein Mittel, Liebe zu erwecken. Als

Herkules in der Folge sich in die Jole verliebte, schickte ihm Dejanira dieses Gewand als Geschenk zu. Sobald es Herkules anzog, empfand er die schrecklichsten Schmerzen und wurde nach und nach durch die Wirkungen des Giftes verzehrt. Als er die letzten Augenblicke seines Lebens herbeinahen fühlte, erbaute er sich einen Scheiterhaufen und verbrannte sich selbst. Aber nur der sterbliche Theil ward zerstört, denn der unsterbliche wurde unter die Götter aufgenommen.

Herkules war ohne Zweifel ein in vielen Hinsichten großer Mann; aber unter allen seinen Thaten bleibt mir doch die am merkwürdigsten, daß er, wie Cicero *) berichtet, auch Schriftsteller war. Die Schriftsteller des neuern Europa können stolz darauf seyn, einen so kräftigen Helden in ihren Reihen aufführen zu können, wenigstens hätte Herkules die Titel-Vignette von Meusel's gelehrtem Deutschland vorstellen sollen. War er gleich mit unter ein wenig türkisch geartet, und schnitt er den Gesandten Nasen und Ohren ab, so schadete dieß seinem Schriftstellerruhme gar nichts, denn er

*) De nat. Deor. III, 16: quem ajunt Phrygias literas conscripsisse. Es war dieß eine historische Schrift.

verübte diese That nicht an Recensenten, sondern an Leuten, die einen Tribut von hundert Ochsen einforderten, und also Commissaires des boeufs im eigentlichsten Verstande waren, an denen die literarische Welt nicht viel verlor *). Jean Paul sagt in seinen Dämmerungen: „der Geist wird nicht auf Riesenflaschen abgezogen," und scheint also nicht zu glauben, daß ein großer muskulöser Mann Geist haben könne. Es ist für diesen Schriftsteller gut, daß Herkules nicht mehr am Leben ist, sonst hätte dieser Held leicht zu seinen zwölf Arbeiten (eigentlich Abentheuern) auch noch die dreizehnte hinzufügen, und ihn ein wenig mores lehren können. Muß denn jeder Schriftsteller am Körper klein und verkrüppelt seyn, und durchaus jenen Zwetschen-Männern gleichen, welche die Nürnberger als die spöttlichste Abbildung männlicher Gestalten in die Welt hinausschicken? Es ist freilich wahr, daß sich mancher Schriftsteller der Welt durchaus nicht persönlich zeigen sollte, aber der Grund hiervon liegt nicht immer in seiner Binsengestalt. Der nemeische Löwe, den Herkules be-

*) Es waren die Gesandten des Königs Erginos von Orchomenos, der als Sühnopfer für den Mord seines Vaters jene Ochsen von den Thebanern einfordern ließ.

zwang; staunte, als er (nach Tatian) vom Mond herab fiel, unsere Welt gewiß nicht so verwundert und linkisch an, als mancher Stubengelehrter, wenn er aus seinen vier Pfählen heraustritt. Als Göthe den riesenmäßigen Professor Gottsched besuchte, theilte dieser seinem Bedienten eine Ohrfeige aus: auch dieses war nicht schriftstellermäßig. Was brauchen wir überhaupt viel Zeugniß von einer Sache, die wir alle zu genau kennen? Nur bitte ich mir das aus, daß man nicht alle Schriftsteller zu Zwergen, Krüppeln und Zwetschen-Männern macht.

Drei und funfzigstes Bild.

Von der Geburt des Herkules und der Physiognomik der Hermelinschwänze.

Die Geliebte des Herkules, deren wir vorhin gedachten, die Jole, nahm dessen Sohn Hyllus zur Frau; so hatte es sein Vater gewollt. Ihr erzählte, als sie niederkommen wollte, ihre Großschwiegermutter Alkmene, wie hart es ihr bei der Geburt des Herkules gegangen sey. Juno

war auf alle diejenigen Weiber eifersüchtig, die von ihrem Eheherrn Jupiter geliebt worden waren, und so suchte sie auch der gebärenden Alkmene dadurch zu schaden, daß sie die Geburtsgötter verhetzte. Als daher Alkmene die Göttin Ilithyia und die andern Geburtsgötter während der Niederkunft anrief, halfen sie nicht nur nicht, sondern erstere kam sogar in das Haus der Gebärenden, setzte sich auf einen Altar vor der Thüre nieder, und legte Knie über Knie, und Finger über Finger kreuzweis über einander, sprach Zauberformeln, und hinderte so sieben Tage und Nächte die Geburt. Indessen ward sie von einer Hausjungfer, Galanthis mit Namen, bemerkt. Da diese die feindselige Stellung der Göttin sah, spielte sie ihr einen Betrug, ging auf sie zu, und sagte: „Wer du auch bist, wünsche meiner Frau Glück, denn so eben ist sie entbunden worden." Die Göttin sprang bei diesen Worten auf und löste ihre verschlungenen Hände, und sogleich hörte der Zauber auf, und Alkmene konnte gebären. Zur Strafe für diesen Betrug ward Galanthis nachher von der erbitterten Göttin in ein Wiesel verwandelt.

Wie Ovidius berichtet, sollen die Wiesel mit dem Munde gebären. Nach Plinius verändert das Wiesel täglich sein Nest und trägt die

Jungen weiter; nach dem gemeinen Aberglauben soll das Anhauchen dieses Thiers giftig seyn, und Entzündungen, Geschwulst und andere böse Zufälle verursachen; bei den Tartaren braucht man die weißen Wieselfelle als sympathetische Mittel gegen alle Krankheiten, indem der Priester ein solches Fell dem Kranken um den Hals legt, und dabei trommelt *). Wenn die Wiesel wirklich von einer verwandelten Kammerjungfer, dergleichen Galanthis war, abstammen, so haben die Tartaren ganz recht, ihr Fell zu sympathetischen Kuren zu gebrauchen, und es wird nur desto unbegreiflicher, daß Pelze, die aus Hermelinschwänzen **) zusammengesetzt sind, eine fürstliche Tracht haben werden können. Ich muß mich darüber genauer expliciren. Kammerjungfern sind gemeiniglich besonders gut zu sympathetischen Kammerkuren zu gebrauchen, und diese ihre Eigenschaft hat wahrscheinlich auf die Wiesel fortgeerbt. Wie paßt es aber, mit Schleppen und Schwänzen ehemaliger Kammerjungfern seinen hohen Stand anzudeuten? Da sind doch Löwenschwänze, dergleichen die Caffern als königliche Auszeichnung gebrauchen, weit zweckmäßiger.

*) Bechstein's deutsche Naturgeschichte, 1ster Band S. 811. der zweiten Ausgabe.

**) Hermelin ist der Name des weißen Wiesels.

Wie uns Lutheri Katechismus befiehlt: „da siehe deinen Stand an nach den zehn Geboten," so sollten wir die demselben zukommenden Schwänze auch ansehen, und sie nach der ihnen anhaftenden Würde genau classificiren und gebrauchen. Doch, Herr Doctor Kern nennt in einem zu Göttingen im Jahre 1802 erschienenen Programm die Menschheit die **große Viehheerde**: da hat also ein jeder von uns ohnehin seinen eigenen Schwanz, und es bedarf weiter nichts, als daß wir Lichtenberg's Aufsatz über die Physiognomik der Schwänze studiren, um zu sehen, welchen Gelichters unser Schwanz ist. (Daß hieraus ein schlechteres Anagramm entsteht, als wenn man aus Diabolus O, **Saubild**! macht, sieht jeder wohl von selbst ein.)

Vier und funfzigstes Bild.

Von der Verwandlung der Dryope in einen Baum, und der Verjüngung des Jolaus.

Auf die vorhergehende Geschichte erzählte Jole ihrer Schwiegermutter die Verwandlung ihrer Schwester Dryope in einen Lotusbaum. Diese schöne Oechalierin war anfangs eine Geliebte des Bacchus, und nachher die Gemahlin Andrämon's. Einst wollte sie von einem Wasserlotus Blüthen zum Spielwerk für ihr Kind abpflücken, als aus dem Schafte der Blumen Blut herauströpfelte, und die Zweige zu zittern anfingen. Ein Bauer erzählte ihr jetzt erst, daß die Nymphe Lotis in diesen Baum verwandelt worden sey, wie sie den Umarmungen Priaps habe entfliehen wollen. Dryope wollte weggehen, um die Nymphen nicht weiter zu beleidigen, aber auch sie selbst ward jetzt in einen Lotusbaum verwandelt.

Da Jole diese traurige Geschichte erzählt hatte, hemmte ein neues Wunder die Traurigkeit aller. Jolaus, des Herkules Stiefbruder, bereits schon ziemlich bei Jahren, trat in ganz verjüngter Gestalt in den Pallast. Des Herkules

himmlische Gemahlin Hebe hatte dieses Wunder an ihm verübt.

Als der wackere Rüdiger (Ruggiero) mit seinem Hippogryphen auf der Insel der Zauberin Alcine angekommen war, band er dieses Roß an einer Myrthe fest. Auf einmal fing dieses Thier an scheu zu werden und sich zu bäumen, denn im Innern des Baums murmelte, rauschte und krachte es, und eine Stimme drang heraus, welche den Ritter bat, das Thier zu entfernen, damit es durch sein Benagen dem ohnehin schon unglücklichen Baume nicht noch mehr Leids zufügen möchte. Rüdiger war eben so erschrocken, wie sein Pferd, ließ sich jedoch mit dem Baume in ein Gespräch ein. Dieser erzählte ihm, er sey der berühmte Ritter Carls des Großen Astolf, ein Sohn des Königs von England, und als ehemaliger Anbeter der Königin dieser Insel in diesen Baum verwandelt worden, welches das Schicksal aller Liebhaber dieser Zauberin sey, sobald sie ihr nicht mehr gefielen. Till Eulenspiegel sah einst einen ganzen Baum voll Sperlinge sitzen, breitete seinen Mantel unter demselben aus und fing an zu schütteln, in der Meinung, die Sperlinge würden wie Aepfel herabfallen. Dafür wird er von uns billiger Weise als ein Narr betrachtet. Wer ist aber ein größe-

rer Narr, derjenige, welcher Menschen sich in Bäume verwandeln läßt, oder jener, welcher glaubt, die Sperlinge wüchsen auf Bäumen? Wenn man das Adelungische Wörterbuch unter dem Artikel Baumänte und Baumgans aufschlägt, so findet man berichtet, daß man ehedem glaubte, beiderlei Arten Vögel wüchsen auf Bäumen. (Ich muß hier bemerken, daß Adelung unser so sanft klingendes Wort Ente in Aente verwandelt.) Dieser Nationalglaube ist es, welcher den Repräsentanten der deutschen Nationalnarrheit, den wackern Till Eulenspiegel, nicht nur entschuldigt, sondern auch weit über Ovid und Ariost hinaussetzt. [Wenn ich überhaupt zwischen der Unsterblichkeit Eulenspiegels und der letztgenannten Dichter wählen sollte, so würde ich erstere vorziehen, denn was ist lieblicher, als auf ewige Zeiten hinaus das Ideal aller witzigen Narrheit zu seyn, und in den Herzen und Gemüthern des größern Theils vom deutschen Publicum, der Bürger und Bauern zu leben, und ewig jung und schön in den Büchern zu erscheinen, die auf keinem Jahrmarkt fehlen, und alle in diesem Jahre gedruckt sind?]

Eine der reizendsten Schönen, welche Ariost aufstellt, ist Alcine, davon man mehreres im

siebenten Gesang des rasenden Roland nachlesen kann: jedes Glied dieser Zauberin ist ein Netz, worin Liebhaber gefangen werden können, und, wie wir an Rüdiger sehen, auch sehr leicht gefangen werden. Indessen ist diese Schönheit eitel Zauberei, denn als Rüdiger den entzaubernden Ring an die Hand steckt, den ihm seine Geliebte, die Bradamante schickt, erblickt er in ihr die älteste und häßlichste Frau, die es jemals gab. Im 73sten Vers heißt es:

Bleich, voll von Runzeln und ohn' alle Fülle
Ist ihr Gesicht, ihr Haar ist grau und dünn;
Sechs Spannen lang ist ihres Körpers Hülle,
Aus ihrem Mund sind alle Zähne hin;
Denn älter als die cumische Sibylle
Und Hekuba ist diese Zauberin.
Durch Künste nur, die längst verloren gingen,
Weiß sie noch Reiz und Jugend zu erzwingen *).

Die Verjüngung des Jolaus ist keine dergleichen Zauberei. Die himmlische Hebe war wahrscheinlich auf ihre veralteten irdischen Schwestern ein wenig eifersüchtig, weil sie ihre Verjüngungskunst nicht an ihnen, sondern an einem alten

*) Nach der Uebersetzung von Gries.

Mann, bewies. Er war zwar ihr Herr Schwager, aber: Schwager hin, Schwager her! — an einer alten Kokette hätte sie ein verdienstlicheres Werk thun können.

Fünf und funfzigstes Bild.

Von den Zwillingen Caunus und Byblis und der grönländischen Poesie.

Die Nymphe Cyanee gebar Zwillinge, den Caunus und die Byblis. Als diese Kinder nach und nach heranwuchsen, verliebte sich Byblis so heftig in ihren Bruder Caunus, daß nichts in der Welt im Stande war, sie von dieser Leidenschaft abzubringen. Sie fand indessen bei ihrem Bruder kein Gehör, ja, dieser floh sogar aus dem Lande, um nicht etwa wider Willen zu einer unerlaubten Liebe hingerissen zu werden. Byblis verlor darüber ihren Verstand, und ward endlich in eine Quelle verwandelt.

Eine ähnliche Sage findet sich in der grönländischen Mythologie. Die Sonne, Malina, und der Mond, Anninga, waren Geschwister und wohnten an der Discobucht. Anninga ver-

liebte sich in seine sehr schöne Schwester Malina, und weil er es nicht wagen durfte, ihr seine sträfliche Leidenschaft zu entdecken, so nahm er seine Zuflucht zur List. Sie pflegten zuweilen mit andern Jünglingen und Mädchen in einem Hause von Schnee, dergleichen sich nach Landessitte die jungen Leute im Winter zu ihrem Vergnügen noch jetzt verfertigen, zusammen zu kommen und allerlei Scherz zu treiben. Da löschte Anninga gewöhnlich die Lichter aus, um seine Schwester unerkannt liebkosen zu können, was sie aber immer nicht zugeben wollte. Um endlich zu erfahren, wer der ihr unbekannte Liebhaber sey, bestrich sie einst ihre Hände mit Lampenruß, und als er ihr sich abermals näherte, fuhr sie ihm damit über das Gesicht und die Kleider. Nun lief sie hinaus, um ein Stückchen Moos anzuzünden, der Bruder that dasselbe, aber sein Feuer verlosch sogleich. Er begann aufs Neue, sie um das Haus herum zu jagen, und weil er nicht aufhörte, hinter ihr her zu laufen, so schwang sie sich endlich, durch eine höhere Macht unterstützt, in die Luft hinauf und wurde zur Sonne. Anninga fuhr ihr nach und wurde zum Monde. Die Schwester kam höher hinauf als der Bruder, dessen ungeachtet läuft dieser noch täglich hinter ihr her, in der Hoffnung, sie end-

lich einmal zu erhaschen. Er wirft nicht so viel Licht von sich, wie seine Schwester, weil sein Moosfeuer verlosch, doch glimmt es noch fort, und darum erblickt man ihn zuweilen so roth wie eine glühende Kohle. Die Flecken des Mondes sind die Spuren von den geschwärzten Händen seiner Schwester auf seinem schönen weißen Rennthierpelze.

Herr Kannegießer *) nennt die Sonne einen homerischen Esel, der sich, wenn auch ein ganzer Wald von Prügeln auf ihn losschlüge, dennoch ruhig in Secunden und Minuten satt fräße. Hier haben wir den offenbarsten Beweis, daß es unsere Dichter aus der neuern Schule wirklich so weit gebracht haben, daß selbst die Grönländer besser dichten, als sie, wenigstens würde Herr Kannegießer aus so einfachen Elementen keine so schöne Erzählung componirt haben, als vorstehende grönländische ist. Selbst Ovids umständlicher Bericht von der Liebe der Byblis gegen ihren Bruder hat nicht die einfache Schönheit, welche die grönländische Erzählung auszeichnet. Wenn die Grönländer Kinder begraben, so legen sie einen Hundskopf auf das

*) In einem Gedicht, betitelt der Ungeduldige, im ersten Hefte des von ihm und Herrn Büsching herausgegebenen Pantheons, Leipzig 1810.

Grab, damit die Seele des Hundes, die geschickt ist überall die Heimath zu finden, dem unverständigen Kinde den Weg ins Land der Seelen zeigen möge. O, möchte es doch auch Hunde geben, welche verirrten Dichtern den Weg in's Land der wahren Poesie zeigten!

Sechs und funfzigstes Bild.

Von der Verwandlung des Mädchens Iphis in einen Jüngling.

Eine der vorhergehenden ähnliche Verwandlung hatte sich zu derselben Zeit in Creta zugetragen: Iphis war aus einem Mädchen ein Jüngling geworden. Als die Gattin des Cretensers Ligdus schwanger war, sagte er ihr, er wünsche einen Knaben von ihr zu erhalten, denn er könne bei seiner Armuth keine Tochter brauchen, und daher werde er auch ihr Kind, wenn es weiblichen Geschlechts seyn sollte, umbringen lassen. Als die Zeit ihrer Entbindung nahte, erschien ihr aber die Göttin Isis im Traum und sagte ihr, sie solle sich über den Entschluß ihres Mannes nicht grämen, sondern ihn, da sie ein Mädchen zur Welt bringen würde, täuschen: zur rechten Zeit

wolle sie ihr schon helfen. Telethusa that, wie ihr befohlen worden war, und verbarg ihrem Manne das Geschlecht der Tochter, von welcher sie entbunden wurde. In Mannskleidern wurde daher diese erzogen, der ihr Vater den großväterlichen Namen Iphis beigelegt hatte. Indessen ging diese Verkleidung dann nicht mehr an, als der Vater Ligdus daran dachte, seinen vermeintlichen Sohn zu vermählen. Jetzt gerieth Mutter und Tochter in die größte Verlegenheit; doch da sie die Göttin Isis an ihrem Altar an das alte Versprechen erinnerten, ward Iphis schnell in einen Jüngling verwandelt. Voll Dankbarkeit bringen sie der Göttin Geschenke, und fügen die Inschrift bei: Als Jüngling bezahlt, was als Mädchen gelobt hatte Iphis.

Wenn die Frage ist, welches menschliche Geschlecht gern in das entgegengesetzte verwandelt seyn möchte, so wird die Antwort seyn: das weibliche. In unsern kriegerischen Zeiten brauchen freilich die Weiber keine Muskete zu tragen, aber dafür bleiben auch ihrer mehr als ewige Jungfern sitzen, und diese Capitulation auf den ewigen Frieden ist immer weniger werth, als eine einzige Capitulation im Kriege verlebt (wo bekanntlich ein Feldzug so viel gilt, als zwei Friedensjahre), weil man während der

letzten entweder nur sterben, oder dagegen mit heiler Haut davon kommen, und dann die Freuden der Ehe in desto reichlicherem Maaße genießen kann, indem einem tapfern Männerherzen gar viel weiche Frauenherzen entgegenschlagen. So eben lese ich im Morgenblatt, daß ein wüthender Hund eine Sau biß, die dadurch ebenfalls wüthend wurde: das Fett dieser Sau, zu Wagenschmiere verbraucht, machte Mäuse wüthend, welche davon naschten; diese wüthenden Mäuse fielen in ihrer Tollheit über die Katze her, bissen sie, und steckten sie gleichfalls mit der Wuth an, und die wüthende Katze biß ein Mädchen, welches sogar an der durch diesen Biß bewirkten Tollheit starb. Welche wunderbare, gerade einander entgegengesetzte Erfahrungen liegen hier nicht vor uns? Indessen ist dieß ein Beispiel aus dem achtzehnten Jahrhundert, während die Verwandlung der Iphis in das alte Fabeljahrhundert fällt, in welchem auch die Amazonen lebten, jene hochherzigen Weiber, die kriegerisch genug waren, um die Männer bis auf einige Nächte im Jahre zu entbehren. In meinen Augen ist eine Maus, die eine Katze angreift und beißt, ein eben so großes Wunder, als die wirkliche Verwandlung eines Mädchens in einen Jüngling, oder wenigstens nichts Geringeres als

jene Erscheinung, daß ein ganzer Staat von Weibern die Männer 360 Tage lang entbehren kann (über fünf Tage lang beherbergten wohl die Amazonen keine fremden Männer), und so mögen denn auch meine Leser rebellische Mäuse und rebellische Weiber für eins halten.

Sieben und funfzigstes Bild.

Von den Schicksalen des Dichters Orpheus und seiner Reise in die Hölle.

Der thracische Sänger Orpheus verlor durch einen Schlangenbiß seine geliebte Gattin Eurydice. Nachdem er sie lange Zeit auf der Oberwelt beweint hatte, machte er einen Versuch, zur Unterwelt hinabzusteigen, und seine Gattin wieder zu holen. Der König der Unterwelt, von seinem süßtönenden Saitenspiel bewegt, gab ihm auch seine Eurydice unter der Bedingung zurück, daß er sich nicht eher nach ihr umsehen sollte, als bis er mit ihr auf die Oberwelt herausgekommen sey. Orpheus trat nun mit seiner Gattin den Rückweg an, aber an einer abschüssi-

gen Stelle, nicht weit vom Rande der Oberwelt, sah er zurück, damit seine Gattin nicht fallen möchte. Sogleich verschwand sie ihm, und er bekam sie nie wieder. In seiner Einsamkeit (denn er verliebte sich nie wieder) vertrieb sich Orpheus den Gram mit Gesang. Er setzte sich auf einen kahlen Hügel hin, und sang zu seiner Leier. Sogleich zogen Eichen, Erlen, Linden, Buchen, Lorbeerbäume, Haselstauden, Eschen, Platanen, Ahornbäume, Weiden, Lotusbäume, Myrten, Epheu, Weinreben, Ulmen, Kiefern, Palmen und andere Bäume seinem Gesang nach, und machten den Hügel schattig, und Schaaren wilder Thiere und Vögel lagerten sich um den Sänger friedlich her. Aber die thracischen Weiber zogen beim Bacchusfeste hinaus und zerrissen ihn, um so die Verachtung zu bestrafen, die er seit der Rückkehr aus der Unterwelt gegen die Frauen bewiesen hatte. Sein Haupt und seine Leier nahm der Fluß Hebrus auf, aber sanft wie Wehmuth klagte der Leier Getön, wie Wehmuth lallte die entseelte Zunge, und die Ufer antworteten wie Wehmuth, als beide dahin schwammen. Zur Strafe für diese Unthat verwandelte Bacchus die thracischen Weiber in Bäume.

Für Orpheus war es allerdings ein großes Wagstück, zur Hölle hinab zu wandern, von der

man damals noch keine Landkarten hatte. Hätte er seinen Gang bis auf unsere Zeiten verspart, so hätte ihm die göttliche Comödie des Italieners Dante nicht allein statt eines Reichardischen Höllenpassagiers dienen können, sondern jene Höllenlandkarten würden ihm auch gute Dienste gethan haben, womit neuere Herausgeber dieses Gedicht ausstatteten *). Indessen hätte es auch leicht der Fall seyn können, daß er alsdann die ganze Unternehmung aufgegeben hätte, denn so schrecklich wie Dante die Hölle schildert, dachte sie sich kein einziger Dichter des Alterthums. Schon der Höllenrichter Minos ist bei Dante ein viel greulicherer Kerl als bei den alten Dichtern, denn er hat wie ein christlicher Teufel Klauen, Hörner und Schwanz; letzterer ist so lang, daß er ihn neunmal um seinen Leib schlingen kann, und wenn er recht böse ist, so beißt er gar vor Wuth in denselben. Die Hölle hat neun Kreise, und so viel Kreise Minos einen Verdammten in die Hölle will hinabstürzen lassen, so viele Male schlingt er seinen Schwanz um den Leib herum. Jeder Kreis hat seine eigene Qual; so berichtet uns z. B. der

*) Siehe Meinhards Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter, Theil 1. Seite 51.

21ste Gesang, daß in einem solchen Kreise ein See voll Pech sich befand, welches beständig für sich selbst kochte. Hierin wurden Verdammte gesotten, und die Teufel standen wie Garköche mit Gabeln am Rande, und drückten jeden nieder, der aus dem kochenden Peche in die Höhe schwellen wollte. In einem andern Kreise liegen die Ketzer in glühenden Särgen; falsche Propheten laufen mit herumgedrehten Köpfen herum; die Undankbaren stecken beständig in Eis vergraben, und die Thränen, die sie weinten, sind in ihren Augen gefroren, und haben eine Schale darüber gezogen, wodurch diejenigen, die sie noch immer gern vergießen wollten, auf ihr Herz zurückgetrieben werden, um die Qual desselben zu vermehren u. s. w. Pluto endlich wird so fürchterlich von unserem Dichter geschildert, daß einem Hören und Sehen darüber vergeht *).

Doch, wenden wir unsern Blick von diesen Greulichkeiten weg, und überlassen es den Aesthetikern, Parallelen zwischen der Hölle der Alten und Neuern zu ziehen. Interessanter ist es, zu hören, daß Orpheus mit seiner Leier die ganze Natur in Bewegung setzte. „Die Wälder in

*) Dante selbst geräth bei Erblickung desselben in einen Zustand, d a ß e r n i c h t s t a r b u n d d o c h a u c h n i c h t l e b t e.

Thracien," sagt Wieland in den Abderiten, „tanzten zur Leier des Orpheus, und die wilden Thiere schmiegten sich zu seinen Füßen, nicht weil er ein Halbgott war, sondern weil die Thracier — Bären waren; nicht weil er übermenschlich sang, sondern weil seine Zuhörer wie bloße Naturmenschen hörten, kurz aus eben dem Grunde, warum nach Forsters Bericht eine schottische Sackpfeife (Dudelsack) die guten Seelen auf Tahiti in Entzücken setzte." Diese prosaische Erklärung der Thaten eines Mannes, der zu der Fabelwelt der Alten gehört, kommt mir eben so vor wie die natürliche Erklärung der Wunder in der Bibel, die einige halbgelehrte Theologen der Welt auftischen wollten. Eine Menschheit, die keine Wunder unter sich sah und an keine glaubt, ist ein sehr fades und engherziges Wesen. Es freut mich, wenn ich lese, wie der berühmte Ratzenfänger zu Hameln im Jahre 1284 mit seinem Pfeiflein die Mäuse aus der bedrängten Stadt lockt: warum sollte ich es den Griechen verargen, daß sie es für möglich hielten, daß Orpheus Bäume und Thiere mit seiner Leier herbeilocken konnte? Der heilige Lorenz erlitt unter dem Kaiser Valerian den Märtyrertod: nachdem er vielfach gequält worden war, wurde er auf einen eisernen Rost gelegt und ge-

braten, wobei er so viel Kaltblütigkeit bewies, daß er, als die eine Seite seines Körpers gebraten war, den Richter aufforderte, ihn umzuwenden, und die andere Seite auch braten zu lassen. Der heilige Sebald machte einem Bauer, der bei Nachts seine verlaufenen Ochsen suchte, die Finger so hellleuchtend wie Fackeln; im Winter nahm er Eiszapfen vom Dache, legte sie statt des Holzes in den Ofen, und machte sich damit Feuer. Sind das nicht Wunder eben so gut wie die des Orpheus, und werden sie von gläubigen Christen nicht noch jetzt für wahr gehalten? Man lasse also Wunder Wunder seyn, und bedauere es vielmehr, daß wir dergleichen Wunderthäter nicht mehr besitzen. Der Ratzenfänger von Hameln sollte wieder kommen, und mit seiner Pfeife alle Wunderspötter einfangen!

Acht und funfzigstes Bild.

Von den Pagen Cyparissus und Hyacinthus und dem Claus Narren.

Die Götter Griechenlands hatten, wie die Griechen selbst, schöne Knaben lieb. Jupiter z. B. verliebte sich in den anmuthigen Knaben Ganymed, und entführte ihn in Gestalt eines Adlers in den Olymp, wo er ihm den Becher credenzen und Nectar reichen muß. Eine ähnliche Leidenschaft hegte Apollo für den lieblichen Knaben Cyparissus, der sich wegen des Todes eines von ihm geliebten Hirsches zu Tode grämte und in eine Cypresse verwandelt wurde; eben so liebte Apollo den schönen Knaben Hyacinthus, und zwar ging diese Liebe so weit, daß Apollo seiner gewöhnlichen Beschäftigungen ganz uneingedenk mit dem Knaben auf die Jagd ging, Netze trug, Hunde führte, und über die steilsten Berge ihm nachzog. Einst warfen sie die Wurfscheibe um die Wette, und Hyacinthus lief zu schnell hin, um die von Apollo geworfene aufzuheben: die Scheibe machte einen Rücksprung, fuhr dem Knaben ins Gesicht, und verwundete ihn so stark, daß er darüber den Tod fand, und

ihn alle Kunst seines göttlichen Freundes nicht retten konnte. Apollo verwandelte ihn hierauf in die Blume gleiches Namens. Ihm zu Ehren feierten die Spartaner, seine Landsleute, jährlich die Hyacinthien.

Die Türken halten es noch jetzt für eine Annehmlichkeit des Lebens, beim Erwachen einige schöne jugendliche Gestalten um sich zu sehen, die ihnen ihren Kaffee, ihre Pfeife, ihren Sorbet, ihr Aloeholz zum Verbrennen, ihr Ambraräucherwerk und ihre Rosenessenzen bringen, und sie lachen die Christen aus, daß ein garstiger Kleider-Ausklopfer oder ein alter Bedienter das Feuer anmacht und die Morgenbedienung besorgt. Was der Frühling im Jahre und die Kindheit im menschlichen Leben ist, das ist auch der Morgen für jeden Tag, und billig sollte uns hier die Welt mit allem dem anstralen und entgegen lächeln, was sie an ästhetischen und geistigen Genüssen Ausgesuchtes hat, denn die bloß körperlichen Genüsse lassen sich gar wohl bis auf Mittag und Abend sparen. Große Herren, deren ganzes Leben ein Frühlingsmorgen ist, mögen sich daher gar wohl von Pagen bedienen lassen, diesen Nelkenfechsern des Hof-, Civil- und Militärwesens, und auch hierin den olympischen Göttern gleich zu kommen suchen. Aus dem griechi-

schen Olymp sind uns indessen keine Pagenstreiche bekannt, denn diese sind eine Erfindung der neuern Welt, und wenn der Kurfürst Friedrich der Weise den lustigen Bauernjungen, der nachher Klaus Narr hieß, zur Kurzweil an seinen Hof nahm, ohne den Beinamen der Weise einzubüßen, so konnte sich weder Apollo noch Jupiter einen solchen Narrenknaben anschaffen, ohne aufzuhören, Apollo und Jupiter zu seyn.

Das dem Hyacinthus zu Ehren jährlich gefeierte Fest dauerte drei Tage; der erste war ein Trauertag zum Gedächtniß des schönen Knaben, der zweite ein Tag der Lust, indem dem Apollo zu Ehren geopfert, getanzt und gesungen wurde, und der dritte verging unter feierlichen Wettkämpfen. Es wäre nicht übel, wenn wir auf jedes Trauerfest einen fröhlichen Tag feierten, denn unsere meiste Trauer ist eine bloße Heuchelei, und gleicht der Eremiten-Maske, unter welcher ein Schalk steckt. Ich rede hier nicht von der Landestrauer, sondern von der bürgerlichen Trauer, besonders bei Todesfällen, wo Erbschaften gemacht werden, die man schon lange zuvor ausgerechnet hat, und wo die Thränen der Trauer sich nicht leicht von den Thränen der Freude unterscheiden lassen.

Neun und funfzigstes Bild.

Von den unzüchtigen Propötiden und den Cerasten mit Ochsenhörnern.

Auf der Insel Cypern gab es eine sehr gottlose Stadt, Namens Amathus, wenigstens waren einige von ihren Bewohnern sehr gottlos. Die Cerasten nämlich, eine Familie dieser Stadt, erwürgten alle Gastfreunde, die bei ihnen einkehrten, und opferten sie auf dem Altare Jupiters: freilich waren sie eine eigene Menschenrasse, denn sie trugen Hörner am Kopfe. Die Propötiden, junge Mädchen ebenfalls daselbst gebürtig, leugneten die Gottheit der Venus, und gaben ihre Schönheit und ihren Körper öffentlich preis. Da Venus die Hauptgottheit von Cypern war, so ärgerte sie sich nicht wenig über derlei Ungebühr, und verwandelte in ihrem Zorne die Cerasten in Ochsen und die Propötiden in harte Kieselsteine.

Herr von Arnim hat bekanntlich vor kurzem folgende Schrift herausgegeben: Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung

armer Fräulein aufgeschrieben. Dieser liebenswürdige Schriftsteller wird, dem Vernehmen nach, unter gleichem Titel die Geschichte der Propötiden zur lehrreichen Unterhaltung für Freudenmädchen herausgeben. Ein Fräulein soll von Rechts wegen nicht arm seyn, und wenn sie es dennoch ist, so soll man ihr diesen Fehler nicht vorwerfen: für ein Fräulein ist es keine Schande, keine Jungfer zu seyn, denn schon ihr Stand hebt sie über diesen Titel hinweg; aber die Armuth ist es, welche den Glanz ihres Adels umnebelt. Daher ist es ein passenderes Thema zu einem Roman, wenn man von der Armuth und dem Reichthum, von der Schuld und der Buße einer Propötide handelt. Ein Johannes Novizanus zu Turin kam mit seiner Schrift Sylva nuptialis, worin er das schöne Geschlecht von der nachtheiligsten Seite schilderte, so übel weg, daß er für den Ehestand unbrauchbar wurde und nicht einmal eine alte Frau bekommen konnte, die ihm in seinem Alter seine häuslichen Angelegenheiten besorgte. Ich wollte, dieß Schicksal träfe alle diejenigen, die sich auf eine ungeschickte Art zu Schriftstellern für das weibliche Geschlecht aufwerfen.

Uebrigens gefällt mir die Verwandlung der Propötiden in Kieselsteine gar nicht, denn sie

hatten gewiß kein kieselhartes Herz. Bloß der Fall ist denkbar, daß damit gesagt werden sollte, die Propötiden wären, so wie die Kiesel an und für sich im Feuer nicht schmelzbar sind, ebenfalls nicht im Feuer der Liebe zu schmelzen gewesen, wenn man nicht das feuerfeste Laugensalz der Liebe, Louisd'ors und Ducaten, hinzugesetzt hätte. Ein Mineraloge könnte vielleicht, wenn er Sachkenner wäre, die mancherlei Klassen der heutigen Propötiden mit den verschiedenen Kieselarten vergleichen, und witzige Parallelen mit dem Tripelschiefer, Lux-Saphir, Stangen-Schörl, Katzenauge, Kieselsinter, Nicolo u. s. w. ziehen, welche Steinarten insgesammt zum Kieselgeschlecht gehören; aber wir müssen diese Rechtfertigung der Venus aus Mangel an Sachkenntniß unterlassen. Daß alle Menschen, welche Ochsen sind, Hörner tragen möchten, wie die Cerasten, wäre eine wünschenswerthere Sache, als daß es Frauenzimmer aus dem Kieselgeschlecht gäbe. Aber so wie diejenigen Ochsenarten sehr selten sind, denen ihre Hauptkennzeichen, die Hörner fehlen, so sind diejenigen Menschen sehr häufig, welche Ochsen sind, ohne Hörner zu tragen.

Sechzigstes Bild.

Von dem Pygmalion und seiner schönen Frau aus Elfenbein.

Pygmalion, ein Landsmann der Propötiden, nahm an ihrer Lebensart großes Aergerniß, und beleidigt durch die Gebrechen, deren die Natur der weiblichen Seele so viele gegeben hat *), lebte er ehelos. Gleichsam als Surrogat einer Frau schnitzte er ein weibliches Bild aus Elfenbein, und gab ihm eine so schöne Gestalt, wie nie ein Weib in der Welt besaß. In dieses schöne Bild verliebte sich der Künstler. Am heiligen Feste der Venus flehte er zu dieser allmächtigen Liebesgöttin, sie möchte ihm ein Weib wie seine elfenbeinerne Jungfrau schenken; die elfenbeinerne Schöne selbst sich zur Frau zu erflehen, hatte er das Herz nicht. Die Venus gewährte ihm seine Bitte, und als er heim kam, erwachte das Bild unter seinen Küssen, und erröthend schlug es als wirkliche Jungfrau die Augen auf.

Wer den Pygmalion mit seiner schönen Statue auf den Theatern gesehen hat, muß nie die

*) Dieses sind die eigenen Worte Ovids.

Schilderung lesen, die Ovid davon giebt, denn sonst kommt ihm die theatralische Aufführung nur komisch vor. Herr Iffland z. B. mit seinem Hängbauch (wie Herr v. Cöln sich ausdrückt) macht den idealischen Pygmalion, und eine viel-versuchte, mit Schminke stark übertünchte Schauspielerin producirt sich als elfenbeinerne Jungfrau: Das sind doch grobe Widersprüche! Zudem steht Pygmalions Statue bei Ovid nicht auf einem Postament, sondern sie liegt auf einem Polster oder Bette, und er selbst benimmt sich viel weniger als Theaterheld und mehr als Mensch. Ovid läßt ihn wie ein Kind sich in seine schöne Puppe verlieben, sie küssen, mit ihr tändeln, spielen und plaudern, und sie mit allerlei buntem und schimmerndem Schmucke ausputzen. Dieß paßt nun freilich besser für die beschreibende als dramatische Poesie; aber wer heißt es auch letzterer, ihren aus der Mythologie genommenen Stoff ganz verhudeln? Pygmalion war König von Cypern, und trieb seine Elfenbeinschnitzerei nur als Dilettant, und gar oft sieht man, daß die Decorationen für sein Zimmer eine Werkstatt vorstellen: wie kann man so albernes Zeug machen?

Für die Kenner der alten Kunst bleibt es immer ein Problem, wie man ein Frauenzimmer

von gewöhnlicher Größe aus Elfenbein schnitzen kann. Aus einem einzigen Elephantenzahn ist dieß nicht möglich, es müßten denn sonst ungeheuere Elephanten existirt haben. Es bleibt sonach nichts übrig, als zu glauben, die schöne Statue sey nur mit Elfenbein überlegt, oder aus einzelnen Elfenbeinstücken zusammengesetzt worden. Indessen ist diese Annahme sehr undichterisch, denn Frauenzimmer von eingelegter Arbeit sind nicht jedermanns Kauf. Wenn mir aber eine Gottheit die Wahl ließe, ob ich eine aus massivem Elfenbein geschnitzte Jungfer belebt haben, oder das Elfenbein sonst zu etwas Anderem bestimmt wissen wollte, so würde ich bitten, mir Billardkugeln daraus drechseln zu lassen. Im letzteren Falle hätte ich nämlich offenbaren Gewinn, während es mir im ersten Falle wie einem Kaffeewirth gehen würde, der ein neues Billard angeschafft hat, worauf der Neuheit wegen ein jeder gern spielen möchte. Meine elfenbeinerne Frau würde nicht nur in loco sehr ins Gedränge kommen, sondern von allen Enden und Orten her würden naseweise Reisende kommen, um sie zu besehen, und wo möglich auch näher kennen zu lernen. Schaugeld könnte ich wohl dabei genug einnehmen, aber diejenige Häuslichkeit, die die Rolle der Schaubrode

im Tempel der Juden spielt, ist nicht meine Sache. Zu Pygmalions Zeit gab es noch keine neugierigen Reisenden, auch konnte er als König dem Andrange lästiger Gaffer leicht ausweichen.

Ein gewisser französischer Dichter heirathete seine drei Mägde nach einander. Seine dritte Frau hieß insgemein die schöne Claudine, er aber nannte sie die zehnte Muse. Als er starb, machte ein Spaßvogel folgendes Epigramm auf ihn und sie:

Dès qu'il eut bouche close
Sa femme ne dit plus rien,
Elle enterra vers et prose
Avec le pauvre Chrétien.

Zu Deutsch möchte dieses etwa auf folgende Art lauten:

Als er entschlief zur ewigen Ruh,
That seine Frau das Mäulchen zu,
Denn von den Musenkünsten, sah man stracks,
Verstand sie weder Giks noch Gaks.

Denjenigen Gelehrten und Dichtern, welche ihre Mägde heirathen, geht es insgemein eben so, wie dem Pygmalion: sie spielen mit diesen le-

bendigen Puppen, wie jener mit seiner elfenbeinernen, und endlich wünschen sie sich dieselben gar zu Weibern und erheben sie zu Musen, sollten sie auch gar keine Bildung haben. Nur in einem Stücke sind sie von Pygmalion verschieden: wie dieser die Weiber wegen ihrer Gebrechen haßte, und deßwegen sich in die elfenbeinerne Puppe verliebte, so werden im Gegentheil jene Gelehrten und Dichter an ihren Mägden die Vorzüge der Weiblichkeit recht innen. So bleibt die Welt immer verkehrt, und jedes Zeitalter thut das Gegentheil von dem andern.

Ein und sechzigstes Bild.

Von dem schönen Adonis und den jüdischen Zierbengeln.

Die aus Elfenbein entstandene schöne Gemahlin Pygmalions gebar ihm mehrere Kinder, und darunter den Cinyras. Dieser bekam eine schöne Tochter Namens Myrrha, welche auf den unglücklichen Einfall gerieth, sich in ihren Vater zu verlieben, und ihn durch List, wie Lots Töchter, zur Gegenliebe zu verleiten. Indessen hatte

sie weniger Glück wie diese, denn sie mußte entfliehen, um nicht von ihrem Vater ermordet zu werden. Nach langem Umherirren ward sie in Arabien in einen Baum verwandelt, von dem die Myrrhe herkommt, und in dieser neuen Gestalt gebar sie unter Beihülfe der Geburtsgöttin Lucina den Adonis. Schon als Kind glich Adonis den Liebesgöttern an Schönheit, und als er in die männlichen Jahre trat, war seine Gestalt so bezaubernd, daß sich selbst die Liebesgöttin Venus in ihn verliebte. Lange dauerte ihr Umgang mit diesem schönen Jäger, bis er endlich von einem wilden Schweine getödtet ward. Trostlos eilte Venus herbei, aber ihre Hülfe konnte nichts mehr fruchten, und so verwandelte sie sein Blut in die Anemone.

Dem Adonis zu Ehren hat das Alterthum vielerlei Feste gehabt. Theocrit erzählt uns von der Pracht, mit welcher die Königin Arsinoe zu Alexandrien die Adonisfeier beging. Diese Königin hatte ein eigenes Zimmer ausschmücken lassen, in welchem Adonis als achtzehn- oder neunzehnjähriger Jüngling auf einem silbernen Ruhebette, und ihm zur Seite Venus auf einem andern lag. Um beide herum standen Bäume mit reifen Früchten, Blumen-Gärten in silbernen Körben, goldene Gefäße mit Salben und an-

Mehl, Honig und Oel gebackene vierfüßige Thiere und Vögel, ferner grüne Lauben mit Till behangen und Liebesgötter, die von Zweig zu Zweig zu flattern schienen. Eine Sängerin sang das Lob des Adonis, der Venus, der Königin Berenice (Mutter der Arsinoe) und die Pracht des Festes, und fügte zuletzt hinzu, daß sie des andern Tags frühe mit fliegenden Haaren, losgebundenen Kleidern und offenem Busen den Adonis an das Meergestade tragen, und ihn daselbst in das Meer senken würde. — Zu Byblus in Phönizien schoren sich dem Adonis zu Ehren die Weiber die Haare ab, wie Lucian erzählt, und die Damen, denen ihre schönen Haare zu lieb waren, um sie abscheeren zu lassen, wurden zur Strafe angehalten, ihre Schönheit einen Tag öffentlich feil zu bieten; doch war der Markt nur für Fremde offen, und von dem Gewinn ward der Venus ein Opfer gebracht.

Aus dem so eben angeführten Umstand von dem Adonisfest zu Byblus läßt sich schließen, daß die dasigen Weiber nur ungern ihre Reize an Fremde überließen, indem sie erst durch ein Gesetz dazu gezwungen werden mußten, und so waren sie das schönste Gegenstück zu unsern heutigen Damen, welche insgemein lieber Fremde als Einheimische zu lieben pflegen. Daß doch in

allen Fächern menschlichen Thuns und Treibens der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelten soll! Für die Menschenkenntniß wäre es ein sehr wichtiger Beitrag, wenn uns die alten Schriftsteller auch berichteten, ob es viele Frauen gegeben habe, die ihre Haare recht lieb gehabt hätten. In unsern Zeiten, wo die Messen so sehr in Verfall kommen, fällt vielleicht noch ein pfiffiger Staatsmann auf die Idee, Adonisfeste mit ihnen zu verbinden und sie dadurch zu heben; und da jetzt die Mode der Tituskӧpfe vorüber ist, wird es wenigstens bei uns sehr viele Frauen geben, welche nicht gern ihre Haare aufopfern.

Ein sonderbarer Einfall neuerer Mythologen *) war es, den Adonis für den Moses der Juden zu halten. Moses war freilich ein schöner Kerl, wie eine neuere Romandichterin (Frau von Genlis) wissen will, die ihn den Schönsten der Hebräer nennt; aber es gehört noch viel dazu, bis ein Adonis aus ihm wird, der mit der Venus selbst ein Liebesverständniß unterhält. Vielleicht hat die Todtenfeier des Adonis, die wir unter den bukolischen Gedichten des Bion finden, Anlaß dazu gegeben, denn dort heißt es ununterbrochen Au

*) Des Huet in seinen Demonstrat. evangel.

weih, au weih! Unsere jetzigen Staatsmänner sehen in den Juden nicht mehr Juden, sondern bloß israelitische Bürger, aber das Publicum bleibt bei seinem alten Glauben, daß der Jude ein Jude sey. Manche jüdische Zierbengel der neuesten Zeit sind freilich immer nach dem neuesten Heft des Modejournals gekleidet, aber der Jude guckt doch durch wie der Esel unter der Löwenhaut. Daher kann ich es unmöglich glauben, daß die Göttin Venus einen Liebhaber aus dem Judengeschlecht gehabt habe; bloß der Fall wäre möglich, daß Venus zur Befriedigung einer kleinen Laune sich in einen solchen Knoblauchshelden verliebt habe, etwa wie die schöne Hipparchia sich in den bucklichten Philosophen Crates verliebte, die sich in dieser Liebe auch dadurch nicht irre machen ließ, daß ihr geliebter Magister nackt vor ihr erschien, und ihr alle Mängel seines Körpers unverhüllt vorzeigte. Der Mensch hat manchmal sonderbare Grillen, und verschwendet nicht nur seine Zeit mitunter an so gemeine Gegenstände, daß er wie der holländische Maler Dow drei Tage an einem Besenstiele malt, sondern er hängt auch zuweilen sein Herz an Gegenstände, woran man nur alte Kalender hängen sollte.

Zwei und sechzigstes Bild.

Von der Prinzessin Atalanta, der Turandot der alten Welt.

Eine andere gepriesene Schönheit des Alterthums war Atalanta die zweite *). Ein Orakelspruch hatte sie vor einem Gatten gewarnt, und daher lebte sie unverheirathet in schauerigen Wäldern, und verscheuchte ihre zudringlichen Freier durch die Bedingung, sie entweder im Laufen zu besiegen oder sich umbringen zu lassen. Die Macht ihrer Schönheit war aber so groß, daß Freier über Freier ankamen, einen Wettlauf mit ihr anstellten, von ihr besiegt wurden (denn ihrer Schnellfüßigkeit kam kein Mensch gleich), und dann auch richtig den Tod erlitten. Auch Hippomenes, ein stattlicher Prinz und Götterenkel, stellte sich ihr als Freier dar. Gegen ihn empfand Atalanta, was zuvor noch nie der Fall war, herzliche Liebe, und mahnte ihn von dem gefährlichen Wettlauf ab. Doch Hippomenes blieb auf seinem Sinn, und da ihn die Göttin Venus mit goldenen Aepfeln beschenkte, welche er der Atalanta während des Wettlaufs in den

*) Der ersten Atalanta wird man sich aus dem acht und vierzigsten Bilde erinnern.

Weg warf, gelang es ihm, vor dieser Schönen den Vorsprung zu gewinnen, weil sie sich durch das Aufheben dieser schönen Früchte verspätete. Indessen dauerte das Glück dieser beiden Liebenden nicht lange, denn da sie durch eine voreilige Umarmung in einer Höhle in der Nähe eines Tempels der Göttermutter die geweihte Stätte entheiligten, wurden sie beide in Löwen verwandelt.

Unser Ovidius ist ein großer Schelm, daß er die Atalanta durch hingeworfene goldene Aepfel besiegen läßt. Er scheint damit anzudeuten, daß kein Frauenzimmer unempfindlich gegen die Reize des Goldes ist, und daß man dem flinksten Frauenzimmer nur einige Hände voll Goldstücke (goldene Aepfel giebt's nicht mehr) vor die Füße werfen dürfe, um sie in ihrem Laufe aufzuhalten. Daß sich der Mensch, der auf dem Pfade der Tugend geht, in einem solchen Falle bückt, und den goldenen Wurf betrachtet, mitunter auch denselben aufhebt, darf man ihm nicht verargen, denn er benutzt diese Gelegenheit, um auf diesem steilen Wege ein wenig auszuschnaufen. Das Gold ist nach der Behauptung der Naturphilosophen die reinste Ausgeburt der Sonne: was ist also auch für eine Sünde dabei, wenn man so viel als möglich dergleichen verkör-

pertes Himmelslicht in diesem dunklen Erdenleben zu besitzen wünscht? Es greife jeder nur in seinen Busen, und frage sich, wie vielem Golde seine Tugend widerstehen könne, und dann wird er wohl am besten wissen, wie viel Scherz oder wie viel Wahrheit in der Fabel des Dichters liegt.

Uebrigens kommt mir unsere Prinzessin Atalanta nicht anders als die Prinzessin Turandot vor: letztere besiegte nur ihre Freier durch Charaden und Räthsel. Es wundert mich wirklich, daß in unsern räthselhaften und räthsellustigen Zeiten, wo die Weiber selbst auf die Freierei ausgehen, keine Dame ihre Hand als Preis für einige zu lösende Räthsel und Charaden ausgesetzt hat, denn auf die Bedingung, welche Atalanta machte, möchten sich in unsern schwindsüchtigen Zeiten wenig Freier finden. Dieser Plan könnte um so leichter durchgesetzt werden, wenn man die Charaden versiegelt, um einen Einsatz von zwölf guten Groschen, wie ehemals die Loose auf die wunderschöne Aurora Fortuna, verkaufte: wer das Räthsel löste, erhielte dann die schöne Braut nebst allem dem Gewinn, der aus den verkauften Charaden gezogen worden wäre. Errietheu mehrere Theilnehmer die Aufgabe, so müßten diese ihren Witz an einer

neuen Charade erproben, und so ginge das Ding fort, bis nur ein einziger Errather und Deuter, gleichsam ein Charaden-Phönix, übrig bliebe, der dann die Braut heimführte. So wäre die ganze Brautwerberei ein wahrer Kampf des Witzes, eine humoristische Belagerung, wo alle Belagerer nach und nach an der Dummheit sterben, und der gescheideste allein das mit Witz vielfach verschanzte Ehe-Castell ersteigt, eine ins Unendliche fortlaufende Sublimation der Männlichkeit, und der Sieger gliche jenem verwegenen Reiter, der mit seinem Pferde die in der freien Luft hangende Teufelsleiter erstiegen haben soll *).

Daß Hippomenes und Atalanta in Löwen verwandelt wurden, lehrt uns abermal den sonderbaren Gang der Dinge in der Welt: beide Liebende hätten eher in ein Paar Schneegänse, denn in ein Paar Löwen verwandelt werden können; aber in der Welt geschieht immer das Unerwartetste. In der angeführten Verwandlung liegt aber für die Menschheit keine Schande, wie denn überhaupt Ovid sehr discret ist, und z. B.

*) Man sehe S. 150 des ersten Heftes der Ansichten des Rheins von Vogt.

die Esel nicht von verwandelten Menschen abstammen läßt.

Drei und sechzigstes Bild.

Von den Verdiensten und Eselsohren des Königs Midas.

Der König Midas von Phrygien hatte sich um den Gott Bacchus dadurch verdient gemacht, daß er ihm seinen Pflegvater Silen, der sich in der Trunkenheit aus seinem Gefolge verloren hatte, wieder zustellte. Dafür hatte er von dem Bacchus den Wunsch gewährt erhalten, daß alles, was er anrührte, zu Gold würde. Dieses Privilegium gereichte ihm aber zum größten Nachtheil, denn nun wurden auch alle Speisen und Getränke zu Gold, die er zu sich nehmen wollte, und er hatte nichts dringender zu thun, als sich von Bacchus diese unglückliche Gabe wieder nehmen zu lassen. Bald darauf erwählten ihn Pan und Apollo zum Schiedsrichter, um zu entscheiden, ob Pan mit seiner Hirtenpfeife, oder Apollo mit seiner Leier ein größerer Tonkünstler sey. Da er zum Vortheil des Gottes Pan entschied,

so begabte ihn Apollo zur Strafe dafür mit Eselsohren.

Hier führt Ovidius die Eselsohren an, ohne daß es den Eseln zur Schande gereicht, denn Blumauer sagt in seinem Lobe des Esels:

> Man spottet deiner Ohren widerrechtlich
> Und höhnt dich, armer Tropf!
> Doch tröste dich, sie wurden nur verächtlich
> An eines Königs Kopf.

Man lacht jetzt insgemein über den guten König Midas, weil niemand in gleiche Gefahr zu gerathen glaubt. Wie uns indessen Herr von Zimmermann im zwölften Jahrgange seines Taschenbuchs der Reisen, Seite 205, erzählt, giebt es in Indien Chirurgen, die denjenigen Leuten, welche ihre Nase verlieren, neue ansetzen, mit welchen sie nicht nur niesen, sondern auch jeden Geruch deutlich unterscheiden können. Wie viel leichter würde es diesen großen Künstlern nicht seyn, den Leuten Eselsohren anzusetzen? Jetzt, wo die indische Weisheit so sehr in Aufnahme kommt, kann sehr leicht auch die Kunst, Eselsohren anzusetzen, aus Indien nach Europa verpflanzt werden, und dann gnade Gott dem armen Teufel, an dem sie exercirt wird, denn er steht auf ewig vor seiner Mitwelt am Pranger.

Welch einen Triumph wird dann der Geist des Midas im Schattenreich feiern, wenn er hört, daß nach vielen tausend Jahren Menschen mit Eselsohren in der Welt herumlaufen! Ich meine wirkliche Ohren der Art und nicht bloß figürliche, dergleichen schon viele Menschen tragen.

Es wäre hier vielleicht kein unschicklicher Ort, dem Esel und seinen Ohren eine Lobrede zu halten, wenn nicht schon Agrippa und Passeratius dergleichen gehalten hätten *), denen in den

*) Gottsched hat in seinen Vorübungen der Beredsamkeit in dem Hauptstück vom Loben und Verwerfen folgende Stelle, die man in extenso anzuführen uns erlauben wird: „Das Lob des Esels vom Agrippa und Passeratius, der Mücke und des Ciris beim Virgil, des Flohes vom Calcagnini, der Ameise vom Melanchthon, der Gans vom Scaliger, und außerdem von der Laus, dem Elephanten, der Spinne, dem Schweine, der Fliege u. dgl. sind bekannt. Dahin kann man auch das Lob des Podagra, der Magerkeit, des Fiebers, des Kothes, der Blindheit u. s. w. rechnen, die man theils in der Sapientia Socratica, joco-seria; theils in den Diss. Ludicris et amoenitatum scriptoribus finden kann, die 1644 zu Leiden in 12. herausgekommen sind." Sollen wir

neuern Zeiten Blumauer sich anschloß. In unsern Zeiten ist das Selbstloben, durch alle Stände hindurch, so Mode geworden, daß man wirklich den rechten Ton nicht finden würde, wenn man fremde Verdienste herausstreichen sollte. Wenn der König Midas eine offizielle Hofzeitung gehabt hätte, so würden wir wahrscheinlich eine offizielle Rechtfertigung der Eselsohren aus seiner eigenen Feder lesen können. Diesem guten Könige wünschten wir eine solche offizielle Rechtfertigung von ganzem Herzen, denn er war so gnädig gegen seine Unterthanen, daß er sich bloß aus dem Grunde, um sie mit Steuern nicht zu belästigen, von dem Gott Bacchus die Kunst Gold zu machen, ertheilen ließ, indem man damals die Kunst, Papiergeld zu verfertigen, welches so gut wie Gold und Silber ist, noch nicht verstand. Wenn er in dieser Hinsicht etwas zu früh auf die Welt kam, so ersehen wir hieraus abermal, daß die Natur Zeiten und Könige bunt durch einander wirft, und nicht wie der Schneider jedem großen Mann das Maaß nimmt, um ihm den rechten Zeitenmantel umzuhängen. Fast möchte man daher behaupten, daß die Natur jenem Kinde gleicht, welches einen Kasten Noäh

hier nicht auch Blumauers Ode an den Leibstuhl mit aufzählen?

zum heiligen Christ bekommen hat, und ihn nun umstürzt, und sich über die lustige bunte Ordnung freut, in welcher die Figuren herausfallen.

Vier und sechzigstes Bild.

Wie Apollo und Neptun Baumeister werden, ingleichen von dem Propheten Jona.

Nachdem Apollo die erwähnte Strafe über den Midas verhängt hatte, half er in menschlicher Gestalt und in Gesellschaft des Meergottes Neptun dem König Laomedon die Mauern von Troja erbauen. Als die Arbeit vollendet war, verweigerte ihnen dieser König den bedungenen Lohn. Neptun lenkte aus Rache dafür die Fluthen des Meers über das arme Land, und schickte ein Meerungeheuer, das die Tochter des Königs zum Opfer forderte. Herkules erlegte dieses Ungeheuer, und verlangte dafür die windschnellen Pferde des Königs. Da sie ihm aber dieser abschlug, eroberte er Troja, tödtete den König, und gab die Tochter desselben seinem Waffenbruder Telamon zur Gemahlin.

Hier haben wir zum zweitenmale den Fall, daß ein Meerungeheuer eine Prinzessin bedroht. Zum Glück wurde auch sie, wie früher die Andromeda *), durch einen tapfern Ritter befreit, denn, wenn sie von dem Unthier verschlungen worden wäre, würde es ihr gewiß nicht so gut ergangen seyn, wie dem Propheten Jona, der im Bauche des Fisches drei Tage und drei Nächte wohl behalten residirte. Bekanntlich hat es Bibelausleger gegeben, welche der Meinung waren, Jona habe in einem Wirthshause zum Wallfisch mitten in einem Meere von Schnaps, Bier und Wein drei Tage und Nächte verlebt, und sey endlich vom Wirthe zur Thüre hinausgeworfen worden: aber sie haben vergessen, daß Jona im Bauche des Wallfisches betete, was er in einem Wirthshause wohl nicht gethan haben würde. Der Mensch kann zwar aller Orten andächtig seyn und Gott dienen; aber die Welt glaubt dieß nicht, und daher erlaubt sie auch den Pfarrern nicht, Wirthshäuser zu besuchen und Karten zu spielen. Die armen Pfarrer! — — Doch, um wieder auf unsern Propheten zu kommen, so war es ein Glück für ihn, daß er ein Jude, und kein Grieche und Römer war. Wenn

*) In unserm 33sten Bilde.

diese Nationen jemanden für tod hielten (und der vom Wallfisch verschlungene Prophet Jona war wirklich von Gerichtswegen für tod und verschollen zu erklären), stellten sie ihm ein Leichenbegängniß an: kam er hinterdrein wieder zum Vorschein, so wurde er bei den Römern nicht zur Thüre, sondern durch eine Oeffnung des Daches ins Haus gelassen, und bei den Griechen wurde er gar gewaschen, in Windeln gewickelt, und wie ein neugebornes Kind behandelt. Wie würde sich aber der bärtige Bußprediger Jona im Wickelküssen ausgenommen haben?

Es ist zu bedauern, daß unsere Regierungen die Götter Apollo und Neptun nicht requiriren können, um die durch das Bombardiren und Belagern in Ruin gelegten deutschen Städte und Festungen wieder aufzubauen *). Um den Preis würde man nicht verlegen seyn, denn Gold haben wir ja alle genug. Es wäre Zeit, daß in Deutschland einmal etwas Festes und Dauerhaftes gebaut würde, das wie die Mauern von Troja eine zehnjährige Bestürmung unversehrt aushalten könnte, wäre es auch keine Stadt, sondern nur eine völkerbeglückende Verfassung. Viele halten die ehemalige deutsche Reichsverfassung

*) Es ist heute der 19te Dezember 1813, als ich dieses schreibe.

für eine solche, aber sie hatte zu viel Mängel, als daß sie es gewesen wäre. Wer weiß z. B. nicht, daß einst die Gesandten der deutschen Fürsten auf dem Reichstage darüber einen Rangstreit anfingen, wer auf rothen und wer auf grünen Stühlen sitzen sollte?

[Die vorerwähnten Rangspielereien zu Regensburg sind wohl einer genauern Auseinandersetzung werth, weil sie den Geist unserer ehemaligen Reichspolitik darstellen, und ihres Gleichen bei keiner andern Nation vorgekommen sind. Zu Anfang des beständigen Reichstages zu Regensburg (1662) verlangten die kurfürstlichen Gesandten in allen Stücken den Vorrang vor den fürstlichen Gesandten. Sie verlangten z. B. bei feierlichen Gastmahlen auf roth beschlagenen Stühlen zu sitzen, da die fürstlichen nur grüne haben sollte. Sie wollten durch Edelknaben mit goldenem Messer und Gabel bedient seyn, während die fürstlichen nur von Livreebedienten und mit Silber bedient werden sollten. Neu ankommenden kurfürstlichen Gesandten mußte die Stadt Regensburg das gewöhnliche Geschenk an Wein, Früchten und Fischen in größerer Anzahl als den fürstlichen geben. Am Maitage pflegte der Reichsprofos den Gesandten Maibäume zu stecken; da sollten den kurfürstlichen sechs, den

fürstlichen nur vier gesteckt werden u. dergl. m. Darüber entstand ein gewaltiger Streit. Die fürstlichen Gesandten brachten es nur mit Mühe endlich dahin, daß überall nur grüne Stühle gesetzt wurden. Als das zum erstenmale geschah, erschien ein kurfürstlicher Gesandter mit einem rothen Mantel, den er während der Tafel so über den Stuhl zurückfallen ließ, daß es fast scheinen konnte, als ob er auf einem rothbeschlagenen Stuhle säße. Hernach berichtete er an seinen Hof, er glaube dadurch den für die kurfürstlichen Gesandten bisher hergebrachten Vorzug gerettet zu haben. — Eine andere Distinction von der Art wurde darin gesucht, daß kurfürstlichen Gesandten der Stuhl auf den Teppich gesetzt wurde, worauf der kaiserliche Principalcommissarius unter dem Baldachine saß, da die fürstlichen nur auf dem bloßen Boden des Zimmers ihre Stühle hatten, bis endlich vermittelt wurde, daß den fürstlichen Gesandten der Stuhl doch wenigstens noch auf die Fransen des Teppichs gesetzt werden sollte. — Im Jahre 1748 gab es bei Gelegenheit einer Einladung zur Tafel bei dem neuen Prinzipalcommissarius, Fürsten von Taxis, eine solche Hetze wegen des Vorrangs unter den Reichstagsgesandten, daß sie sogleich nach der Tafel einander förmliche Prote-

stationen zufertigten, und sich hernach in Streitschriften auf das Kleinlichste heruntermachten, wie Pütter in seiner historischen Entwickelung der deutschen Staatsverfassung umständlich berichtet.]

Fünf und sechzigstes Bild.

Von den Verwandlungen der Göttin Thetis während der Brautwerberei des Peleus.

Die Meergöttin Thetis war ein sehr schönes Frauenzimmer, und der Meergott Proteus hatte ihr vorher gesagt, sie werde einst einen Sohn gebären, der berühmter als sein Vater würde. Jupiter hätte gern eine Liebschaft mit ihr angeknüpft, aber diese Prophezeiung schreckte ihn ab, und er hieß daher seinem Enkel Peleus die Göttin heirathen. Dieses ging nun nicht so geschwind, als es gesagt war, denn als Peleus die Göttin einst überfallen und entführen wollte, verwandelte sie sich bald in einen Vogel, bald in einen Baum, und zuletzt in einen Tiger, so daß Peleus vor Schrecken davon lief. Der Gott Proteus gab ihm aber den Rath, die Göttin

beim nächstenmal zu binden. Peleus that dieß, und nun halfen ihr alle Verwandlungen, die sie vornahm, nichts, und sie mußte sich in seinen Willen ergeben. Der aus dieser Ehe entsprossene Sohn war der große Held Achilles.

In demselben Fall, worin sich Jupiter in Hinsicht der Göttin Thetis befand, befinden sich jetzt gar viele heirathslustige Männer: sie möchten immer gern das schönste Mädchen heirathen, aber der Teufel prophezeit ihnen allerlei Böses. Zwar eben nicht, daß ihnen der Herr Sohn über den Kopf wachsen werde, indem sich davor kein christlicher Vater fürchtet, aber wohl, daß ihnen der Luxus der schönen Frau zu viel Unheil bringe. Denn es besteht die sonderbare Einrichtung in der Welt, daß die wenigsten schönen Mädchen Geld haben, daß sie aber dennoch alle gern viel Geld verthun möchten; indem freilich billiger Weise die Schönheit auch zu äußerem Glanz und lustigen Genüssen mehr berechtigt ist, als die Häßlichkeit, und so wird durch prosaische Rücksichten auf die Finanzen der schöne Aufflug der Männerherzen gehemmt. Der Prophet Jeremias vergleicht das Weib mit dem Vogel Strauß; aber zu seiner Zeit müssen die Weiber nicht so hochfliegend gewesen seyn wie jetzt. (Der Vogel Strauß kann bekanntlich gar nicht in die Höhe

fliegen.) Der Strauß ist freilich ein dummes Thier; indessen mag dieser Vergleich eher Verzeihung finden, als jener des Satyrikers Ariosto, der ein kluges Frauenzimmer mit einer Katze vergleicht, die ihre Unreinigkeiten mit Erde bedeckt. In unserm Bilde verwandelt sich zwar die Göttin Thetis in einen Tiger, welche Thierart bekanntlich mit zu dem Katzengeschlechte gehört: sie that dieß aber nur, um einem zudringlichen Liebhaber zu entgehen, nicht wegen der ihr sonst eigenen Katzennatur. Aus diesen Verwandlungen kann und darf man auf nichts schließen, denn sonst könnte man auch, weil Thetis sich in einen Baum verwandelte, auf die Blocksbergsgespräche im Faust des Herrn von Göthe gerathen, und die gute Thetis zu einer Hexe machen, und den armen Peleus zu einem dem Teufel verschriebenen Doctor. Die natürlichste Moral unseres Bildes ist die, daß alle diejenigen jungen Herren, welche einem Mädchen die Cour machen, die spröde und wie ein Teufel widerspenstig ist, einen Strick bei sich führen mögen, um den kleinen Wildfang im eigentlichen Verstande zu fesseln, worauf sich denn das Ding viel leichter machen wird, als wenn sie nur seufzen und jammern.

Sechs und sechzigstes Bild.

Von Prinzen, deren Reichthum in Ochsen und Schafen besteht, und der leipziger philosophischen Facultät.

Peleus war ein Sohn des Königs Aeacus, und hatte den vorerwähnten Telamon zum Bruder. Beide haßten ihren Stiefbruder Phocus, brachten ihn um, und mußten deßwegen entfliehen. Peleus nahm eine Heerde Schafe und Ochsen mit, und begab sich zum König Ceyx von Trachin. Da Phocus ein Sohn der Meernymphe Psamathe war, so verfolgte diese den Mörder Peleus, und schickte einen Wolf ab, der seine Heerden tödten sollte. Durch Verwendung der Thetis aber ward dieser Wolf versteinert und Psamathe begütigt.

Vorstehendes Bild ist eins der dürftigsten in unserer ganzen Galerie, und wenn ich jetzt Mitglied der leipziger philosophischen Facultät wäre, so würde ich es dem ersten besten Candidaten, der sich um die Magisterwürde in den sieben freien Künsten bewürbe, zum Text für eine Chrie geben. Bekanntlich ist (nach Weissenborn) eine Chrie eine vernünftige Rede, worinnen eine nütz-

liche Thesis, oder gewisser Satz, durch allerhand Beweise und Erläuterungen ordentlich, gründlich und deutlich ausgeführt wird, und in Leipzig müssen die Candidaten der Magisterwürde eine solche Chrie als Probearbeit einliefern. Der Herr Candidatus könnte dann seinen Magister-Witz aufs Herrlichste bewähren, wenn er über dieses magere Thema einige Bogen Ausarbeitung lieferte. Man glaube ja nicht, daß in einer Chrie bloß allgemeine Sätze ausgeführt werden: nein, auch Geschichten sind ein trefflicher Stoff für sie. So hat Weissenborn *) folgendes Thema zu einer Chrie verarbeitet: „Friedrich Taubmann kam ehemals an die Churfürstliche Tafel, da man gleich eine gute Suppe zu essen hatte. Nachdem nun ein schertzhaftiger Cavalier gewahr wurde, daß Taubmann keinen Löffel hatte, sagte er, einen Possen zu machen: Ein Schelm, der keine Suppe mit ißt. Ja, sprach Taubmann, und machte gleich einen Löffel von Brodt-Rinden, und sagte, als er fertig war: Ein Schelm, der seinen Löffel nicht auch mit isset. Worüber

*) Der Titel seiner Schrift heißt: M. Christoph Weissenborns, Rectoris zu Eisenberg, Einleitung zu den Anfangsgründen der deutschen und lateinischen Dicht- und Redekunst. 1742.

ein solches Gelächter über der Tafel entstund, daß der Edelmann viel drum gegeben hätte, wenn ihm dergleichen Possen nimmermehr eingefallen wäre." Aus diesem Thema macht er eine Chrie von acht Theilen, davon der sechste, welchen er Exemplum nennt, der lustigste ist. Es heißt nämlich hier: „Es fället mir hierbey ein, was D. Freherus in Theatro virorum eruditorum clarissimorum (p. 217) von dem ehemals berühmten Victorino Strigelio erzehlet: daß er einen lustigen und schertzhafftigen Mann, der, in Ansehung seiner Leibes-Länge und Stärcke, zu ihm gesaget: Ihr hättet einen guten Drescher abgegeben! bey der Hand genommen, und mit dieser wohlverdienten Antwort bezahlet habe: da hätte ich den Flegel bey der Hand!" Auf ähnliche Art würde denn vorstehendes Bild zu bearbeiten seyn, und Exempla zum sechsten Theil könnte die Bibel liefern. Am besten wäre es freilich, wenn die ganze Chrie das patriarchalische Zeitalter zum Grund legte, denn mit Ansichten aus der jetzigen Zeit würde nicht viel geholfen seyn. Der Reichthum der jetzigen Prinzen besteht nicht in Ochsen und Schafen, obgleich manche von ihnen ihre Unterthanen für nichts besseres halten, so wie diese insgemein die dummen Streiche bezahlen

müssen, die ihre Herren machen, gerade wie in unserm Bilde der Wolf die unschuldigen Schafe frißt.

Sieben und sechzigstes Bild.

Von der Verwandlung des Ceyx und der Halcyone in Eisvögel.

Der König Ceyx hatte das Unglück erlebt, daß sein Bruder Dädalion in einen Habicht verwandelt worden war. Dieser wollte sich nämlich aus Verdruß über den Tod seiner schönen Tochter Chione ins Meer stürzen, und wurde hier aus Mitleiden vom Gott Apollo, dem Liebhaber seiner Tochter, in diesen Vogel verwandelt. Ceyx entschloß sich hierauf, eine Reise zum Orakel nach Delphi zu machen, und den Gott Apollo um Rath zu fragen, was er thun solle, damit nicht auch an ihm eine solche Verwandlung vorgenommen würde, denn er war ein sehr ängstlicher Mann. Auf dieser Reise fand er aber bei einem Sturm auf der See seinen Tod. Er und seine Gemahlin Halcyone, die sich darüber sehr abgrämte, wurden in Eisvögel verwandelt.

Alles ist eitel unter dem Mond, aber glücklich ist derjenige, der nach den überstandenen Stürmen des Lebens wie Ceyx nebst seiner Frau in ein Vögelpaar verwandelt wird, dessen Brutzeit Glückstage sind, wo Friede und Ruhe auf den weiten Wasserfluren des Vaters Oceanus obwaltet. Halcyonisch heißen diese schönen Tage bei den Alten, und wer würde nicht gern sein Leben für eine solche Unsterblichkeit hingeben? Wie die gemeine Sage ist, sollen sich die Federn des todten Eisvogels jedesmal bei der Mauserzeit wieder erneuern. Ueberschwenglich ist die Natur bei vielen Thieren, aber leider nicht bei den Menschen.

Halcyone war eine Tochter des Windgottes Aeolus, und Ceyx stammte von dem Morgenstern ab, den die Alten unter dem Namen Lucifer (Phosphorus) verehrten. Unser Dichter sagt von Ceyx, er habe den väterlichen Glanz auf seinem Angesicht getragen, und die Ausleger nehmen dieß für ein Dichterbild, er sey so schön gewesen wie der Morgenstern. Wer aber in der Bibel bewandert ist, und die Stellen von dem glänzenden Angesicht Mosis kennt *), wird ihnen hierin nicht so

*) Im 34sten Capitel des 2ten Buchs Mosis.

leicht beistimmen. Wenn die Könige (Ceyx war König der Trachinier) nicht ohne Glanz erscheinen sollen, wie die neuere Sitte will, so sitzt dieser Glanz am natürlichsten auf ihrem Gesicht, denn — — er kostet alsdann dem Lande nichts. O, wie sehr wäre manchem Fürsten zu wünschen, er möchte ein Sohn des Morgensterns seyn, und eine Gemahlin haben, die der Halcyone an Herzensgüte und Prunklosigkeit gliche! Denn obgleich diese Fürstin eine Tochter des Windgottes war, so fiel es ihr doch gar nicht ein, Wind zu machen.

Die Geschichte unseres Fürstenpaars ist eine derjenigen, die der Dichter am meisten ausgesponnen, und in welche er gar vielerlei merkwürdige Sachen verwebt hat. Als die Göttin Juno den Gott des Schlafes aufbieten läßt, der Königin Halcyone einen Traum zuzuschicken, welcher sie belehre, daß ihr Gemahl beim Schiffbruch verunglückt sey, macht er die Bemerkung, daß es unter den Träumen Rangordnungen gebe, und daß gewisse Träume nur für Könige und adeliche Standespersonen, andere aber hinwiederum für Bürger und Bauern bestimmt seyen *). In unsern Zeiten, wo so manche Vorzüge des Adels

*) XI, 644 und 645.

bestritten werden, ist eine solche Stelle von großem Gewicht, indem sie schon in der alten Mythologie die wohlbegründete Auszeichnung des Adels auffinden lehrt. Andere Merkwürdigkeiten unseres Bildes sind die Schilderungen des Sturmes, in welchem Ceyx das Leben verlor, und der Wohnung des Schlafes. Das Gemälde des Sturmes ist gräßlich schön; aber ich würde es nicht wagen, deutschen Lesern dasselbe mitzutheilen, weil die alten Dichter jene Lebhaftigkeit und besondere Ideenfolge nicht kennen, welche wir bei Schilderungen dieser Art erwarten. Mit der Beschreibung der Wohnung des Schlafes hingegen habe ich nach meiner Manier einen Verdeutschungsversuch gemacht. Sollte meine Uebersetzung jemanden nicht behagen, so gehe er zu Herrn Voß, und lasse sich dort von dem unbetriebsamen Schlafgott die Sache in Hexametern vortragen *).

Die Wohnung des Schlafes.

Dort, wo die gähnenden Schlaraffen
wohnen,
Liegt fern von aller Welt ein düstres Thal,

*) Verwandlungen nach P. Ovidius Naso von J. H. Voß S. 232 des zweiten Theils.

Der ganze Strich gehört zu jenen Zonen,
Die helles Licht entbehren allzumal,
Denn nie belebt die öden Regionen
Mit seinem Glanz der Sonne heitrer Stral:
Hier trifft man eine Kluft, in deren Gründen
Das Haus des trägen Schlafes ist zu finden.

Ein finstrer Nebel scheint dort eingeboren,
Zum höchsten graut ein mattes Zwielicht nur,
Des Hahnes Krähen weckt dort nie Auroren,
Von keinem Hunde trifft man eine Spur,
Selbst Frauenstimme tönt dort nicht den Ohren,
Es schnattert keine Gans auf dieser Flur,
Und in des Waldes dichtbelaubten Zweigen
Stört selbst kein Lüftchen je das stete Schweigen.

Fragst du, ob denn in diesen stillen Gründen
Sich gar nichts regt, so dient zur Antwort bloß,
Daß dorten öffnet zwischen Felsenschlünden
Ein Quell lethäisch Wasser seinen Schooß,
Doch wirst du nicht die Wellen reißend finden,
Denn ihr Gefälle ist nicht allzu groß,
Und wenn sie über glatte Kiesel rauschen,

So schläfst du ein, willst du dem Tone
lauschen.

In großer Menge wächst hier auf den
Wiesen
Der Mohn und jener Kräuter bunte Schaar,
Die alle nur zum Dienst der Nacht entsprießen,
Denn ihre Milch gebraucht sie immerdar,
Um Schlummer auf die Erde auszugießen,
Wenn sie den Tag vertrieben ganz und gar;
Auf diese Weise wirkt sie immer kräftig,
Und ist dem Schlaf zu Gunsten stets geschäftig.

Im Haus des Schlafes sieht man nichts
von Thüren,
Die knarrend sich um ihre Angeln drehn,
Kein Wächter ist am Eingang zu verspüren,
Denn Keinem ist's verwehrt hinein zu gehn,
Wenn ihn die Neugier etwa will verführen,
Das Innere ein Bißchen zu besehn,
Das bloß mit einem Bett' ist ausmöbliret
Von Flaum, mit braunem Ueberzug gezieret.

Der Gott des Schlafes streckt auf diesem
Bette
Gemüthlich seine trägen Glieder aus,
Und um ihn bilden Träume eine Kette

Und gaukeln buntgestaltet durch das Haus,
In solcher Menge — gält' es eine Wette —
Nie brächtest du derselben Zahl heraus:
Des Meeres Sand, das Laub der Wälder
zählen,
Wär' leichter noch, als diese Aufgab' wählen.

Acht und sechzigstes Bild.

Von einem unglücklich liebenden Prinzen, der in einen Taucher verwandelt wird.

Der trojanische Prinz Aesakus verliebte sich in die schöne Nymphe Hesperie, und nachdem er ihr lange Zeit vergebens zu Gefallen gegangen war *), traf er sie endlich an dem Ufer des väterlichen Stroms, und wollte sich ihrer bemächtigen. Die Nymphe entfloh, und wurde auf dieser Flucht von einer im Grase verborgenen Schlan-

*) Obgleich Adelung diese Redensart nicht hat, habe ich mich doch derselben zur Abwechslung bedient; auch möchte sie nicht verwerflich seyn. Sie bedeutet so viel als gehen, um jemanden zu sehen oder zu sprechen.

ge getödtet. Aus Verzweiflung über ihren Tod stürzte sich Aesakus in das Meer, und wurde von der Meergöttin Tethys in einen Taucher verwandelt.

Die neuere Geschichte erzählt uns von keinem Prinzen, daß er Werthers Leiden in seiner eigenen hohen Person dargestellt habe, vielmehr läßt sie diese Herren bei Nymphen aller Art viel Glück machen. Wie viel Beispiele haben wir hingegen nicht bei unserem Dichter schon vorgefunden, daß sowohl himmlische als irdische Götter der alten Welt bei ihren Schönen keine Erhörung fanden? Ich kann daher nicht recht begreifen, wie neuere Philosophen die alte Welt als den Natur-Pol, und die neuere christliche als den geistigen Pol betrachten. Für manche Leser wird dieß freilich unverständlich seyn, so wie ich es zwar verstehe, aber nicht begreife: indessen ist es nicht nothwendig, daß ein hochgeehrter Leser alles versteht, wie denn auch diejenigen Damen unsern guten Jean Paul am meisten lesen, lieben und loben, die ihn am wenigsten verstehen.

In Rücksicht auf die Verhältnisse der Liebe findet man bei den Alten große Extreme: von der einen Seite lieben sie so himmlisch und schwärmerisch wie ein neumodischer Romanenheld,

und von der andern so plump, grob und roh, daß nichts darüber geht. Der größte und edelste tragische Dichter der Alten, Sophokles, läßt einen König in Gegenwart einer Prinzessin solche Unanständigkeiten sagen, wie sie bei uns kaum ein Bauer vorbringt *), und der so hochgefeierte Horaz macht es in einigen Epoden noch viel ärger. Dagegen ist Tibull schwärmerisch verliebt: durch Decenz zeigt er eine wahre sittliche Verschämtheit und überhaupt in seiner Liebe Veredlung.

Nach unserem Ovid liebte Aesakus sehr schwärmerisch, und war sehr unwillig darüber, daß er wider seinen Willen von der Göttin Tethys gezwungen wurde, zu leben, und daß seiner Seele, die ihre unglückliche Wohnung verlassen wollte, der Ausgang versperrt wurde. Noch immer stürzt er daher als Vogel in die Tiefe des Meers, und versucht ohne Unterlaß den Weg des Todes, aber immer heben ihn seine Fittige wieder empor, und vor lauter Gram bleibt er immer mager. Die L u c i n d e des Herrn Friedrich Schlegel würde daher bei ihm kein Glück gemacht haben, jenes Product der neumodischen

*) Ἀρώσιμοι γὰρ χἀτέρων εἰσὶν γύαι. Sophocl. Antigone vers. 569 edit. Brunck.

Naturpol-Liebe, und der beste Gegenbeweis unserer so sehr gerühmten platonischen Schwärmereien.

Neun und sechzigstes Bild.

Von den Begebenheiten auf der Fahrt der Griechen nach Troja und dem getreuen Lottopropheten.

Auf der Fahrt nach Troja wurden die Griechen zu Aulis aufgehalten. Hier begab es sich, daß bei einem Opfer ein Drache hervorkroch, ein ganzes Nest junger Vögel auffraß, und dann zu Stein wurde: die Wahrsager deuteten dieß auf die Eroberung der Stadt. Als hierauf zur Versöhnung der Göttin Diana die Prinzessin Iphigenia geopfert werden sollte, zog diese Göttin einen Nebel vor die Augen der Opfernden, und schob statt der Iphigenia eine Hirschkuh unter.

Die Belagerung Troja's durch die Griechen wegen der entführten Königin Helena, und die Schicksale der armen Iphigenia sind bekannt genug: weniger weiß man von dem Drachen und den von ihm verschlungenen Vögeln. Es waren

acht junge Vögel nebst ihrer Mutter, und diese sollten auf die neun Jahre des trojanischen Kriegs Beziehung haben. Hier finde ich die ersten Spuren des getreuen Lottopropheten, eines jener vielgelesenen und benutzten Werke, welches in alphabetischer Ordnung die Gegenstände der Träume nebst den ihnen entsprechenden Zahlen angiebt, um dadurch im Lotto sein Glück zu machen. Dieses Buch, welches nach der Versicherung des Titels von einem Venetianer aus den hinterlassenen astrologischen und mathematischen Schriften eines Aegyptiers zusammengetragen wurde, ist zu merkwürdig, als daß ich hier nicht einige Auszüge daraus mittheilen sollte. Ich will aber die umgekehrte Ordnung desselben beobachten, und zuerst die Zahlen, und dann die sie andeutenden Gegenstände angeben:

1. Diese Zahl bedeuten folgende Gegenstände: Kirchenbediente, Zigeuner, Kellermeister, Huren, Pauker, Pfeifer, Laternmacher, Minister, Gerichtshalter, Regenbogen, Nierenbraten, Pfau, Kreuz, Blumengarten, Schaf, Kalb, Kuh, Kupferstich, Gesundbrunnen, neue Degenquasten, Spieß, Tischtuch, Schuldzettel, Jaspis, Breter, Rehböcke, Recruten, Schlange, Gruß, Halstuch, Schlepprock, sich schminken, Schnee sehen, Stöpsel zumachen, Tau-

sende verspielen, verzweifeln, sich vollsaufen, Abrechnung schließen, Athem holen, ersticken, einen Fechtboden sehen, Fische essen, jemanden todt schießen, übeln Geruch empfinden, Holz messen, in Büchern lesen, Lichter brennen sehen, zur Erde liegen, Lotterie ziehen sehen, auf dem Meer fahren, liniren, Mühlen und Dörfer sehen, Nägel abschneiden, Nase abschneiden sehen, mit der Obrigkeit zu thun haben, Obst an Bäumen sehen, Trauer bekommen, winseln hören, Zucker essen, Sonne scheinen sehen, u. s. w.

2. Diese Zahl wird von folgenden Traumbildern angedeutet: Hexe, Grenadiercompagnie, Taubenschlag, Kartenmacher, Posaune, Beutel, Bauernmädchen, Vogelheerd, Postamt, Waldbruder, Ochsenhaut, Kanzel, Ducaten, Butterfaß, Hirschkalb, Brief, Waschwasser, Churfürst, Kuchen, Brücke, Flinte, Regenwürmer, Purpurfarbe, Gedicht, Vorhof, Scheere, junge Bürgerstochter, Seiher, Meermuschel, Pfarrer, Haubenmacherin, viele Messer, Fischnetze, viele Schellen, Thurmwächter, Verschwender, Naserei, Getränke, Zichoriensalat essen, Tabak schnupfen, von einem Löwen verfolgt werden, Geld austheilen, sich nackt sehen, ein Narrenkleid anhaben, mit einem Henker sprechen, gevatterstehen, einen Fuchs fangen, ehebrechen,

Trauben essen, viele Teufel sehen, einen Pallasch haben, Oel kaufen, Quellen fließen sehen, über einen Fluß fahren, jemanden schimpfen, Tauben fliegen sehen, Rettige essen, sich den Kopf waschen, eine Nachteule sehen, Ohrengehänge ablegen, mit Pferden umgehen, seinen Vater sterben sehen, glockenläuten, einschlafen, aufwachen, irregehen, einen Faden abreißen, Schmalz brennen sehen, Gespenster sehen, Körbe tragen, Brillen aufhaben u. s. w.

3. Auf diese Zahl deutet folgendes hin: Krebsscheeren, Hosen, junges Fräulein, Gans, Faßbinder, Goldstange, Hebammenstuhl, weiße Kirschen, Marmorstein, Eis, Brieftasche, Mörser, Wegzoll, Kopfschmerzen, Bruthenne mit ihren Jungen, blaue Veilchen, Stadtschultheiß, Apfelbaum, gefärbter Faden, Gehirn, musikalischer Gesang, Euter, Fußstapfen, Gevatterschaft, Verdruß, Kinderhäubchen, Pflug, eine Wünschelruthe haben, ein Weib nehmen, die Hosen waschen, vor Kälte zittern, weinen, die Kühe melken, sich duelliren, eine Nonne singen hören, Porcellain zerbrechen, caressiren sehen oder selbst caressiren, mit einem Felleisen umgehen, Wanzen kriechen sehen, Tauben fangen, Kerzen auslöschen, Tanzen sehen, Steuern geben, weinen, rauben, Pfifferling essen, ein

Cameel sehen, einen Brief siegeln, einen Wagen abladen sehen, eine Sackuhr in den Händen haben, erndten sehen, sich erlustigen, einen Zirkel haben, ein Haus auszieren, über eine Brücke gehen, ein Quartier miethen, Gold haben, färben sehen, Leid tragen, einen Falkonier sehen, Salat essen, Wildbret essen, eine Mühle in Thätigkeit erblicken u. s. w.

Aller guten Dinge sind drei, und daher wollen wir dieses Verzeichniß nicht weiter auf die begonnene Art fortsetzen; nur folgende kurze Nachlese möge man uns noch erlauben:

Die Nothdurft bedeutet die Zahlen 4 und 69; wenn es aber jemanden träumt, daß er sie wirklich verrichtet, so bezeichnet dieses die Zahlen 37 und 87. Eine falsche Haartour zeigt auf die Zahl 18, aber ein Haarzopf auf 58. Salzgurken sind soviel als 66, Essiggurken als 78, Esel tragen sehen 64 und 65, von den Todten auferstehen 47, beichten 48, ein gedrucktes Buch 4, und ein unbeschriebenes weißes 7, ein Kammerdiener 24, ein Kammermädchen 58, Cavalliere sehen 39, einen Chirurgus sehen 69. Ein Oberhofmeister bedeutet die Zahl 6, ein Kriegsoberster 7 und 25, ein Oberstlieutenant ebenfalls 25, ein Oberjägermeister 80, ein Nachtgeschirr 81.

Es giebt in der Welt gar vielerlei Ansichten

der Menschen und Personen, aber selten eine so bunte als dieses Traumbuch hat. Allerdings ist mir ein unbeschriebenes und unbedrucktes Buch fast noch einmal so lieb, als manches beschriebene und bedruckte, aber das Verhältniß der Salzgurken zu Essiggurken ist falsch durch 66 zu 78 ausgedrückt, gerade so wie das der Hofcavalliere und Barbirer, man mag letzteres nun in Ernst oder in Spaß nehmen; eben so unrichtig ist es, daß ein Nachtgeschirr um $\frac{1}{80}$ mehr Werth hat, als ein Oberjägermeister.

In Numero 1 schicken sich zwar nach der gemeinen Erfahrung viele Gegenstände zusammen, als mit der Obrigkeit zu thun haben und Nase abschneiden sehen, ferner Gesundbrunnen, Tausende verspielen, sich vollsaufen, jemanden todt schießen, verzweifeln u. s. w.; aber die Schlange sticht keine Kupferstiche, der Laternmacher verfertigt keinen Regenbogen, und die Minister lassen wohl ihre großen Thaten gern ausposaunen und auspauken, aber sie dünken sich über Pauker und Pfeifer unendlich erhaben, wären diese auch nur figürliche Pauker und Pfeifer, d. h. Zeitungsschreiber und arme Schlucker von Gelehrten, die durch ein schallendes Lob ihres hohen Gönners ein Aemtlein erschnappen wollen. Die Gerichtshalter mit Zigeunern in Parallele

zu setzen, wäre ein gewagtes Unternehmen für jeden Nicht-Astrologen, so wie auch nur ein solcher in Nro. 2 und 3 Fräulein und Gans, Nonne und Felleisen, caressiren und Wanzen kriechen sehen, Hosen und Krebsscheeren, Waschwasser und Zichoriensalat zusammen setzen kann. Hier allein kann das Ungereimte gereimt werden, und es bleibt weiter kein Trost übrig, als daß es gut sey, wenn es Leute giebt, die in ihrem Fach der gewöhnlichen bürgerlichen Ordnung Hohn sprechen dürfen, denn sie erinnern doch dadurch an die Gleichheit aller Menschen vor Gott und dem Tode.

Siebenzigstes Bild.

Von dem tapfern Helden Cygnus und seinem beweglichen Ende.

In dem ersten Treffen, welches die Griechen den Trojanern lieferten, machte sich besonders Cygnus berühmt: er tödtete tausend Griechen. Achilles suchte ihn auf, um ihn in die andere Welt zu schicken, aber Cygnus war als ein Sohn Neptuns am ganzen Körper fest, und gegen alle Verwundungen gesichert: Achilles hieb sich nur Scharten in sein Schwert, als er auf ihn loshieb. Er stieß daher mit dem Schild und dem Heft seines Schwerts auf den armen Göttersohn los, welcher sich dagegen nicht zu schützen vermochte, sondern rückwärts wich und dabei über einen Stein hinfiel, wodurch Achilles Gelegenheit fand, ihn zu erdrosseln: Neptun verwandelte den Todten in einen Schwan.

Den so eben erwähnten Cygnus darf man nicht mit einem andern gleichnamigen Helden des Alterthums verwechseln. Hesiod führt nämlich auch einen Cygnus, den Sohn des Mars an, welcher vom Raube lebte, indem er den nach Delphi Wallfahrenden auflauerte, und ihnen die der Gottheit bestimmten und gelobten Geschenke ab-

nahm, und zuletzt von Herkules getödtet wurde. Wir selbst haben früher im zwölften Bilde von einem König der Ligurier gehandelt, der ebenfalls Cygnus hieß, und wie unser jetziger Cygnus in einen Schwan verwandelt wurde. Bekanntlich heißt Cycnus im Griechischen Schwan, und wird im Lateinischen Cygnus geschrieben. Von unsern deutschen Kaisern, Königen und Fürsten hat meines Wissens keiner Schwan geheißen, sondern wir finden hier bloß die Namen Genserich und Heinrich, d. h. Männer reich an Gänsen und Hühnern, wie einige deutsche Sprachforscher diese Namen erklären: daß unsere ältesten deutschen Fürsten sich sehr um die Oekonomie bekümmerten, ist gewiß, und Carl der Große der gültigste Beweis. Von den Beinamen Löwe, Bär und andern, welche sich die Fürsten der Vorzeit beilegten, kann natürlich hier die Rede nicht seyn.

Eine sonderbare Fabel von dem Schwan, der als Sternbild am Himmel zu sehen ist, erzählt Hygin. Jupiter liebte die Göttin Nemesis. Als er sie nicht gewinnen konnte, befahl er der Venus, ihm in der Gestalt eines Adlers zu folgen, nachdem er sich selbst vorher in einen Schwan verwandelt hatte. Vor dem Adler fliehend, flüchtete sich der Schwan Jupiter zur Nemesis, und

setzte sich ihr in den Schooß. Nemesis scheuchte ihn nicht weg. Bald darauf verfiel sie in einen Schlaf, während dessen Jupiter sich ihrer bemächtigte, seinen Zweck erreichte, und dann davon flog. Von den Menschen hochfliegend gesehen, hieß es nun, der Schwan sey unter die Sterne versetzt worden: um dieser Sage Wahrheit zu verleihen, stellte Jupiter den Schwan nebst dem ihn verfolgenden Adler unter die Sterne. Nemesis brachte hierauf zur gehörigen Zeit ein Ei zur Welt. Dieses nahm Merkur, trug es nach Sparta, und warf es der sitzenden Leda in den Schooß. Aus dem Ei entstand Helena, die schönste der Griechinnen, und ward von der Leda als Tochter aufgezogen. — Vielleicht datirt sich von dieser Geschichte das deutsche Sprichwort her: wem der Teufel ein Ei in die Wirthschaft legt, dem giebt er eine schöne Tochter.

Wenn auch unser Cygnus am ganzen Körper gefeit, oder nach unserm Ausdruck schuß-und hiebfest war, so ist es doch ein starkes Stück, daß er tausend Griechen erlegte. Ohne Zweifel hat hier Ovid ein trojanisches Bülletin vor Augen gehabt, welches ein wenig aufschnitt. Es kann aber auch seyn, daß er wie der Verfasser Haspers a Spada seine Lust daran fand, einen Menschen mit solcher Kraft hinzu-

stellen, wie sie keiner je gehabt hat. Die Dichter sind curiose Leute. Schon Horaz giebt uns zu verstehen *), daß mancher gefeierte Held des Alterthums seinen Ruhm bloß und allein den Dichtern zu verdanken habe. Ariost geht gar noch weiter. Im 35sten Gesange seines rasenden Rolands behauptet er, die Dichter hätten den berühmtesten Helden des Alterthums z. B. dem Hector, Agamemnon, Aeneas und andern, Verdienste und Thaten beigelegt, die sie nie gehabt noch gethan hätten. Er vergleicht die Dichter mit den Schwänen im Monde, welche die in den Fluß Lethe geworfenen Namenstafeln der Vergessenheit entreißen, und in den Tempel der Unsterblichkeit tragen, wo sie von einer Nymphe an ein hellfunkelndes Bild angeheftet werden. So wie dieser Vergleich nicht zu tadeln ist, so werden doch nicht alle meine Leser darin ihm beistimmen, daß er in dem 23sten und den folgenden Versen den Mangel an guten Dichtern dem Geiz der Fürsten beimißt. Nein, unsere Fürsten ernähren manchen Dichter, aber leider sind die meisten dieser Menschen nur Hofversmacher.

Um der Kunstkenner willen darf ich nicht ver-

*) In der achten Ode des vierten Buchs und an andern Orten.

gessen, daß in dem gegenwärtigen Bilde bei Ovid die Schilderung der Fama mit vorkommt, nämlich im 12ten Buche vom 39sten Vers an. Der Wohnort dieser Göttin, sagt Ovid, liegt zwischen dem Himmel und der Erde: alles, was auf der Welt vorgeht, sieht man daselbst, und jeder Schall gelangt dorthin, denn unzähliche Gänge und Oeffnungen fassen alle Laute auf, und führen sie in das Innere des Hauses, welches ganz aus klingendem Erz gebildet alles Gehörte vervielfacht. Wie wenn das Meer braust, so tönt das Gemurmel und Flüstern, denn zu Tausenden ziehn die Gerüchte in den Pallast ein, und machen ihre verworrenen Töne in den Gemächern wiederklingen. — Diese Schilderung ist von jener, die Virgil im vierten Buch der Aeneide von der Fama giebt, gar sehr verschieden. Virgil läßt die Fama ein Ungeheuer seyn, das Flügel und Federn hat, und sehr schnellfüßig ist. So viel sie Federn am Leibe trägt; eben so viel Augen, Zungen und Ohren hat sie: anfangs ist sie verzagt und klein, aber je mehr sie herumläuft, desto mehr nimmt sie an Kräften und an Größe zu, und während sie mit den Füßen noch die Erde berührt, reicht ihr Kopf schon in die Wolken hinein. — Einem jeden meiner verehrlichen Leser wird die Schilderung Ovids gewiß besser

gefallen als die des Virgil, wäre es auch nur um ihrer Akustik willen, und jeder wird es bedauern, daß Ovid nicht in unsern Zeiten lebte, um die Fama zu der Vorsteherin eines Clubs von Kaffeeschwestern zu machen.

Ein und siebenzigstes Bild.

Von der Verwandlung der bildschönen Mamsell Cänis in einen schuß- und hiebfesten Mann.

Aehnlich dem Cygnus in Hinsicht auf Unverwundbarkeit war Cäneus. Unter die schönsten thessalischen Mädchen gehörte Cänis, die Tochter des Elatus. Neptun verliebte sich in dieses schöne Kind, genoß die Freuden der Liebe mit ihr, und verwandelte sie dafür auf ihr Begehren in einen Mann, der durch Eisen nicht verwundet werden konnte, und nun Cäneus hieß. Derselbe Unverwundbare befand sich auf der Hochzeit des Pirithous und der Hippodamia, wo die Centauren einen Streit anfingen, der sehr handgreiflich wurde, und sich mit der Verwandlung des Cäneus und der Besiegung der Centauren endigte, indem die Centauren diesen rüstigen

Kämpen mit ausgerissenen Bäumen zudeckten, worauf er in einen Vogel verwandelt davon flog, und die Centauren in die Flucht geschlagen wurden.

Einer der berühmtesten Kämpfe des Alterthums ist der erwähnte Streit der Centauren mit den Lapithen auf der Hochzeit des Pirithous, des Königs der Lapithen. Ein wilder Centaur, Namens Eurytus, vergriff sich in der Trunkenheit an der Braut, und wollte sie entführen, wurde aber von Theseus daran verhindert, indem ihm derselbe das Gehirn aus dem Kopfe schlug, worauf denn der Streit zwischen den Hochzeitgästen anhub, und mit der größten Hartnäckigkeit von beiden Seiten geführt wurde. Zu der Zeit, als die deutschen Bauern mehr Geld hatten als jetzt, wurde selten eine Kirchweihe gehalten, auf welcher sie nicht wie die Centauren und Lapithen hinter einander gekommen oder einander in die Haare gerathen wären: gewöhnlich hub der Streit Abends an, wo dann die Lichter ausgelöscht und den Stühlen die Beine ausgedreht wurden, um damit in der Finsterniß auf die Köpfe loszuschlagen. Es scheint sonach wirklich in rohen Naturen zu liegen, daß sie der Kitzel der Festlichkeit und Feier zu Kämpfen aufregt, wovon sie nur dadurch abgehalten werden, daß sie die Geldstra-

sen dafür nicht mehr erschwingen können; wo aber keine Centgerichte und keine Centstrafen die Ruhestörer bedrohen, da haut alles auf einander los, wie die Centauren und Lapithen. Der gute Ton gestattet so etwas freilich nicht, indessen ist er eine Sache, von der mehr gesprochen wird, als man zu sehen bekommt.

Bei dem Streite der Centauren und Lapithen fielen sonderbare Szenen vor. Dem Celadon, einem Lapithen, wurde die Nase mitten in den Gaumen hineingeschlagen; Peträus, der eine Eiche aus der Erde reißen wollte, um sich ihrer zum Zuprügeln zu bedienen, wurde von dem Pirithous mit einer Lanze durchstochen und an die Eiche angespießt; den gewaltigen Tereus, der Bären lebendig fing und unwillig brummend nach Hause trug, schlug Theseus mit einer Eiche zu Boden: das waren aber Riesen, denn Ovid sagt ausdrücklich, daß der Centaur Ripheus, der ebenfalls von Theseus erlegt wurde, größer gewesen sey, als die höchsten Bäume. Wenn Herr Werner diese Menschen zu einer W e i h e d e r K r a f t verarbeitet hätte, so würde er jetzt die W e i h e d e r U n k r a f t nicht haben schreiben können. Aber der gute Doctor Luther hat sich von jeher selbst von Protestanten (zu welchen Herr Werner ursprünglich gehört) die schlechteste

Behandlung 'müssen gefallen lassen. Dafür ist aber auch dem Herrn Werner des Jesuiten Spee Trutz Nachtigall das deutsche Canticum Canticorum.

Das Schicksal der Cänis, die aus einem schönen Mädchen zu einem eisenfesten Mann wurde, dem kein Schwert und keine Lanze etwas anhaben konnte, ist einzig in seiner Art. Zu einem Manne zu werden, war ihr eigener Wunsch, und die Unverwundbarkeit erhielt sie von Neptun noch obendrein. Wahrscheinlich wollte sie durch ihre Verwandlung bloß der Kirchenbuße entgehen, die, so viel wir wissen, in Griechenland nicht mit Geld abgekauft werden konnte; um sie nun auch in Rücksicht der Militärconscription sicher zu stellen, machte sie Neptun auch schuß- und hiebfest. Viele Leser werden es schon oft bedauert haben, daß das Zeitalter der Verwandlungen vorüber ist: vorliegendes Beispiel zeigt aber, daß es nicht nur seine gute, sondern auch seine sehr schlimme Seite hatte, und besonders den Finanzen sehr schädlich seyn würde, wenn es je wieder eintreten sollte.

Zwei und siebenzigstes Bild.

Von dem Vagabundenleben des Herkules und seiner Tugend.

Die Söhne des Königs Neleus wurden bis auf den weisen Nestor alle von Herkules umgebracht. Einer davon, Namens Periclymenus, hatte von dem Meergott Neptun, dem Stammvater der neleischen Familie, die Gabe erhalten, alle Gestalten, welche er nur wollte, anzunehmen und wieder abzulegen. Demohngeachtet entging er dem Tode nicht, denn indem er als Adler gegen den Herkules kämpfte, und dann in die Luft entflog, wurde er von demselben erschossen.

Wenn Herkules in den gegenwärtigen Zeiten gelebt hätte, so würde er der Polizei ungeheuer viel zu schaffen gemacht haben, denn er war nach der polizeilichen Ansicht doch nichts weiter als ein Vagabund. Ich glaube aber, das ganze Polizeipersonale in Deutschland vereint, hätte nicht mit ihm fertig werden können. Herkules war als Sohn des Jupiters so viel, wo nicht mehr, als ein Prinz, und in so fern hätte freilich die Polizei leicht ein Auge zudrücken können. Der Engländer Chrichton, der vor zweihundert

Jahren lebte, war der größte Gelehrte und größte Fechtmeister seiner Zeit, und zog in ganz Europa auf Abentheuer aus, wo er nicht nur die Gelehrten großer Städte (z. B. von Rom, Paris u. s. w.) auf Disputationen herausforderte und dann besiegte, sondern auch die größten Fechtmeister überwand. Unter letztere gehörte auch jener berühmte Fechtmeister zu Mantua, der alle diejenigen, die sich mit ihm zu messen versuchten, tödtete: Chrichton gewann über ihn die Oberhand, stieß ihm den Degen dreimal durch den Leib, und sah ihn zu seinen Füßen sterben. Vor zweihundert Jahren gab es auch noch keine Polizei: jetzt würde ein solcher Doppel-Herkules aber gewaltig von ihr verfolgt werden, denn in den gegenwärtigen Zeiten, wo in den meisten Ländern eine Studien-Sperre eingeführt ist, dürfte keine Polizei ihre inländischen Gelehrten von einem fremden Abentheurer besiegen lassen, der noch obendrein durch seinen Degen so fürchterlich ist. So sind also Herkulesse jeder Art nicht mehr für unsere Zeiten.

Der Graf Eberhard von Wirtemberg hatte das Symbol: „Gottes Freund und aller Menschen Feind.“ Wenn Herkules dieses Symbol gehabt hätte, so würde er noch mehr Unheil auf

der Welt angerichtet haben. Eben so verderblich für die Menschheit würde es gewesen seyn, wenn er die machiavellische Politik studirt hätte, die neuerdings in Theorie und Praxis wieder so sehr in Aufnahme gekommen war. Wenn ein Mensch unsers Zeitalters die Stärke des Herkules hätte, so würde er so leicht nicht ein Seitenstück desselben abgeben, und sich auf dem Scheideweg gleich ihm für die Tugend erklären, worunter die Griechen aber nicht jene weinerliche Romanheldentugend verstanden wissen wollen, von der unsere lieben Landsleute so gar gern hören und lesen.

Drei und siebenzigstes Bild.

Von dem Tode Achills und seinen prächtigen Waffen und Pferden; ferner wie Ajax in eine Hyacinthe verwandelt wird.

Der Meergott Neptun hatte auf den tapfern Paladin Achilles keinen geringen Groll wegen der Ermordung seines lieben Sohnes Cygnus, und daher bat er den Apollo, ihn an dem Achilles zu rächen. Apollo erfüllte seine Bitte dadurch, daß er einen Pfeil des trojanischen Prinzen Paris auf den Achill lenkte, durch welchen dieser Held umkam. Auf des Getödteten Waffen machten nun die Könige Ajax und Ulysses Anspruch, und da sie letzterer durch einen Ausspruch der versammelten Fürsten erhielt, brachte sich der erstere selbst ums Leben, worauf sein Blut in eine Hyacinthe verwandelt wurde.

Achilles war am ganzen Körper fest, die Ferse ausgenommen, und dieß kam daher, daß ihn seine Mutter in das Wasser des Styx tauchte, um ihn unsterblich zu machen, daher er auch überall, außer an der Ferse, wo die Mutter ihn gehalten hatte, unverwundbar war. Der Pfeil des Paris traf ihn in die Ferse, und so mußte

er sterben. Seine Kriegsrüstung sowohl als seine Pferde hatten wunderbare Eigenschaften, und es war daher kein Wunder, wenn sich Streit über deren Besitz erhob. Die Pferde waren windschnell, unsterblich, und konnten weinen und reden; der Spieß, vom Centaur Chiron verfertigt, war so schwer, daß ihn nur Achilles führen konnte, und die Wunden, die er verursachte, konnten nur dadurch geheilt werden, daß man ein Stück vom Spieß selbst darauf legte; der Schild war ein wahres Wunder von einem Kunstwerk, denn es waren folgende Gegenstände darauf abgebildet: erstlich die Erde, das Meer, der Himmel, Sonne, Mond und Sterne; zweitens zwei Städte, in deren einer Hochzeiten und Feste gefeiert werden, während auf dem Markte zwei Männer zanken, die Herolde die Schreienden zur Ruhe verweisen, und die Versammlung der Richter das Urtheil spricht, — die andere Stadt stellte eine Belagerung vor; drittens ein Feld, auf welchem Bauern ackern, wozu sie Wein trinken; viertens eine Schnitterndte; fünftens eine Weinlese; sechstens eine Viehheerde, die von Löwen angefallen wird; sechstens ein Reigentanz der Jünglinge und Mädchen; siebentens der Ocean als Rand

um den Schild, wie Homer das Ganze im achtzehnten Gesange der Iliade von dem 483sten bis 607ten Vers beschreibt. Dieser Schild war ein Werk des Vulcan, so wie die ganze Rüstung Achills überhaupt, worüber man den 19ten Gesang der Iliade vom 368sten Vers an nachlesen kann.

Unsere neuern Zeiten berichten uns von manchen Wunderrossen, und in Nürnberg sind noch an der Stadtmauer die Hufstapfen des Rosses zu sehen, womit der kühne Ritter Eppelein über den jetzt freilich sehr breiten und tiefen Stadtgraben hinübersetzte; auch erzählt uns Herr Tiek von dem klugen und gewandten Rosse der Haimonskinder, das so gescheid wie ein Mensch war: aber keines konnte sprechen. So wenig ich ein Thier um Sprache und Verstand beneide, so muß ich doch gestehen, daß ich sprechende Pferde nicht gern haben würde: manche Pferdeliebhaber wissen in Gesellschaften von nichts Anderem, als ihren Rößlein zu reden; hätten sie nun sprechende Pferde, so brächten sie diese auch mit in Gesellschaft, und dann wüßte man vor lauter Pferdsgesprächen nicht, was man anfangen sollte. Als des Achilles Rosse einst zu viel schwatzen wollten, stopften ihnen die Erinnyen sogleich das

Maul *): o ihr guten Göttinnen, warum stopft ihr nicht denjenigen das Maul, die gar zu viel Pferdsreden halten?

Nach der Schilderung, die Homer von dem Schilde des Achilles giebt, scheint es fast, als ob bewegliche Figuren auf demselben befindlich gewesen wären. Darüber dürfte sich aber kein Mensch wundern, denn Vulcan war ein solcher Meister in der Kunst der Metallverarbeitung, daß er noch bis auf den heutigen Tag seines Gleichen sucht. Homer erzählt nämlich in der Iliade **) von ihm, daß er sich ein Paar Kammerjungfern aus Gold geschmiedet habe, die menschliches Leben hatten, schön von Bildung waren, und außerdem auch Verstand und Sprache besaßen; in der Odyssee ***) berichtet Derselbe ferner, daß Vulcan zur Bewachung des Saales des Alcinous silberne und goldene Hunde gebildet habe, die bei ewiger Jugend unsterblich waren. Dieser Künstler konnte also leicht ein bewegliches Puppentheater außen auf dem Schilde Achills anbringen. — So etwas wäre ein schönes Meisterstück für unsere jetzigen Goldschmiede.

*) Iliade, Gesang 19, Vers 418.

**) Gesang 18, Vers 417 u. ff.

***) Gesang 7, Vers 91 u. ff.

Daß auf solche vorzügliche Waffen von Vielen Ansprüche gemacht wurden, ist nicht zu verwundern, und unser Ovid giebt sich auch außerordentlich viel Mühe, um den beiden Hauptbewerbern, Ajax und Ulysses, die bündigsten Deductionen ihrer Anspruchsrechte in den Mund zu legen: ihre Reden sind fast so lang wie eine Rede im englischen Parlament, und übrigens keine Muster im Complimenten-Stil. Das Schimpfen machte im homerischen Zeitalter keine Schande, vielmehr war die Grobheit etwas Göttliches, wie bei den Philosophen aus der neuesten Schule in Deutschland. Ajax beging indessen einen großen Narrenstreich, daß er sich aus Verdruß darüber, die Waffen nicht erhalten zu haben, erstach: freilich war dieß größer gedacht, als wenn er seinen Verdruß in Schnaps vertrunken hätte; aber es half zu weiter nichts, als daß eine Blume aus ihm entstand, die nur als eine halbverwitterte Grabschrift auf ihn betrachtet werden konnte *).

*) Um dieses zu verstehen, muß man wissen, daß die Alten in der Hyacinthe die beiden Anfangsbuchstaben des Namens Ajax finden wollten.

Vier und siebenzigstes Bild.

Von Troja's Eroberung und dem jämmerlichen Schicksal der Trojaner.

Bald nach der im vorigen Bilde geschilderten Begebenheit wurde die Stadt und Vestung Troja erobert, und alle Einwohner derselben wurden entweder ermordet oder als Sklaven fortgeschleppt. Die Königin Hekuba, des Priamus Gemahlin, erfuhr im Lande der Bistonier, wo die griechische Flotte hingesteuert war, das traurige Schicksal, ihre Prinzessin Tochter Polyxena opfern zu sehen, und fand am Ufer den Leichnam ihres von dem Polymestor ermordeten Sohnes Polydor. Von Rache getrieben, riß sie dem Polymestor die Augen aus, und als seine Unterthanen diese Ermordung rächen wollten, ward sie in einen Hund verwandelt. Alle Menschen und Götter hatten Mitleid mit der unglücklichen Fürstin, nur Aurora fühlte nichts, denn der Tod ihres Sohnes Memnon, der durch des Achilles Hand gefallen war, beschäftigte sie allein: seine Asche ward in Vögel, der Mutter Thränen aber in Thau verwandelt.

In der Vorrede des Buches Spielerle-

ben und Gaunerkniffe, Gotha 1813, wird behauptet, daß, wenn die Eroberung von Troja große Folgen für die alte Welt gehabt habe, so habe die Erfindung des Würfelspiels während des Kriegs ausgebreitetere Folgen für die Nachwelt gehabt. Wenn mir also daran gelegen wäre, den berühmten Spazza-Camino mit unter die homerischen Helden zu ziehen, so hätte ich dadurch die beste Gelegenheit. Dieses Original von einem Spieler besaß einen Rock, der sich auf beiden Seiten tragen ließ: außen war er von Seide, und innen von sehr armseligem Ansehen, so daß sein Besitzer sich auch für einen Bettler ausgeben und Almosen sammeln konnte, wenn er ihn umgewendet anzog. Die Erfindung eines Rockes, den man à deux mains brauchen kann, wäre selbst eines Ulysses nicht unwürdig, und also Spazza-Camino auf jeden Fall werth, unter den griechischen Helden vor Troja mit zu paradiren. Die Eroberung dieser Stadt ließe sich übrigens gar wohl mit dem Sprengen einer Pharobank vergleichen, und so wären denn alle griechischen Helden vor Troja auf einmal in Pharospieler verwandelt. Indessen ist es ein altes Sprichwort: Omne simile claudicat, und so wollen wir lieber die armen Trojaner bedauern, daß sie nicht in unsern Zeiten lebten, wo man

mit den Bewohnern eroberter Städte nicht so grausam verfährt. Wenn damals die Stadt Bautzen schon existirt hätte, und das Hundeführen bis Bautzen ebenfalls schon Mode gewesen wäre, so könnte ich mir der Königin Hekuba Verwandlung in einen bissigen Hund allenfalls gefallen lassen. Da indessen dieses der Fall nicht war, so ist diese Verwandlung ohne Zweck gewesen.

Wichtiger erscheint mir dagegen die Verwandlung der Asche Memnons in Vögel, welche jährlich aus Aethiopien nach Troja's Brandstätte eilen, um daselbst auf Memnons Grabe sich als Todtenopfer darzubringen. So bald nämlich Memnons Asche aufgeflogen und in Vögel verwandelt worden war, trennten sich diese in zwei Parteien, und kämpften mit einander, um als Todtenopfer für den Helden zu fallen, und jährlich erneuerten sie diesen Kampf zum Andenken ihres tapfern Ahnherrn. Davon schreibt sich unstreitig die barbarische Sitte der alten Römer her, beim Tode ihrer Anverwandten Fechterspiele zu geben, welche sich mit dem Tode der armen Fechter endigten: ja, die Römer setzten meistens in ihren Testamenten fest, wie viel Paar Fechter bei ihrem Leichenbegängniß kämpfen sollten. Vieles haben wir von den Römern geborgt, aber

hierin wollen wir ihnen nicht nachfolgen. Sind sie ja bei ihren Leichenbegängnissen in irgend einem Stücke nachahmungswürdig, so ist es dieses, daß sie der Leiche Spaßmacher und Hanswurste vorausgehen ließen. Diese gaben dem Volke nicht nur etwas zu lachen, sondern sie ahmten auch die Person des Verstorbenen nach, und zeigten ihn von seiner schwachen Seite. So suchte der Hanswurst Pavo den Kaiser Vespasian bei dessen Leichenbegängniß nachzumachen, Späße in seinem Geschmack anzubringen, und besonders den Geiz dieses Fürsten ins Licht zu setzen *). Wir Deutsche, die wir die öffentliche Meinung so hoch schätzen, würden uns gar sehr bessern, und alle unsere Fehler so viel als möglich abzulegen suchen, wenn diese römische Sitte bei uns eingeführt würde.

*) Sueton. im Leben Vespasians, und Kirchmannus de funeribus Romanor. I, 7. sind hierüber nachzusehen.

Fünf und siebenzigstes Bild.

Von den wunderbaren Abentheuern des tapfern Helden Aeneas.

Damit Troja nicht gänzlich unterginge, ward der fromme Held Aeneas erhalten. Nach manchen Abentheuern zur See und zu Land war er endlich so glücklich in Italien ein Reich zu stiften, und dasselbe seinem Sohn Ascanius zu hinterlassen: er selbst wurde durch die Verwendung seiner Mutter, der Venus, zu einem Nationalgotte der Lateiner.

Der gepriesenste Held des alten Roms war Aeneas, denn von ihm, dem Göttersohne, leiteten die Römer ihre Entstehung ab. Es konnte also nicht fehlen, daß die Beschreibung der Reise, die er von Troja nach Italien machte, mit allerlei schönen wunderbaren Mährchen ausstaffirt wurde. Virgil hat bekanntlich in einem eigenen Gedicht von zwölf Gesängen diese ganze abentheuerliche Fahrt des Aeneas beschrieben. Auch unser Ovid ist nicht weniger beeifert, diesem frommen Helden ein Denkmahl zu setzen, und in zweien Büchern seiner Verwandlungen die Fata desselben zu beschreiben. Wir wollen sie hier der Reihe nach anführen:

1. Zuerst kam Aeneas nach Delphi, wo Anius König des Landes und Priester Apolls war. Derselbe erzählte ihm, daß sein Sohn Andros von Apollo die Gabe der Weissagung, seine Töchter aber von Bacchus die Eigenschaft erhalten hätten, alles, was sie anrührten, in Getraide, Wein und Oelbeeren zu verwandeln. Als Agamemnon diese Mädchen mit Gewalt entführen wollte, um die griechische Flotte durch sie zu verproviantiren, wurden sie in Tauben verwandelt. — Aeneas bekam von Anius allerlei Geschenke und darunter einen Becher, auf welchem die Geschichte der Töchter Orions abgebildet war, die sich für ihr Vaterland opfern ließen, um dasselbe von einer Pest zu befreien, und aus deren Asche nachher zwei Jünglinge hervorgingen, die Kränze genannt wurden.

2. Hierauf landete Aeneas in Sicilien, nachdem er die Scylla und Charybdis glücklich vermieden hatte. Charybdis war ein gefährlicher Strudel, der die Schiffe in den Abgrund zog, und Scylla ein Ungeheuer. [Die Geschichte der Scylla, welche Ovid sehr umständlich angiebt, soll im nächsten Bilde folgen.] Ein Sturm verschlug von hier die Flotte nach Carthago, wo Aeneas mit der Königin Dido einen Liebeshandel

anknüpfte, bald aber die Königin treuloser Weise verließ, worauf sie sich selbst erstach.

3. Auf der Rückfahrt von Carthago kam Aeneas bei Pithecusä vorbei, dessen Bewohner wegen ihrer Meineide von Jupiter in Affen verwandelt worden waren. Dann landete er in Unter-Italien, und besuchte die cumäische Sibylle, welche ihn seinem Wunsche gemäß in die Unterwelt führte, um hier seinen Vater zu sprechen. Die Sibylle erzählte ihm, daß sie schon siebenhundert Jahre alt sey, und noch drei hundert Jahre leben werde, weil sie sich von Apollo selbst ein so langes Leben erbeten habe.

4. In Cajeta fanden die Begleiter des Aeneas den Macareus, der ein Gefährte des Ulysses gewesen war. Dieser erzählte seine und seines ehemaligen Königs Fata. Der Beherrscher der Winde Aeolus hatte dem Ulysses einen rindsledernen Schlauch geschenkt, in welchem alle Winde verschlossen waren. Aus Neid und Habsucht, weil sie Gold in dem Schlauche vermutheten, öffneten ihn die Gefährten des Ulysses, worauf die losgelassenen Winde die Schiffe wieder dahin zurück trieben, wo sie hergekommen waren. An den Küsten der Circe wäre Ulysses mit seinen Begleitern beinahe in Schweine verwandelt worden, wenn ihm nicht Merkur durch einen Gegen-

zauber durchgeholfen hätte. Ganze Heerden solcher in Wölfe, Bären, Löwen und Schweine verwandelter Menschen gab es im Lande der Circe. So hatte sie auch einst den schönen König Picus in einen Specht verwandelt, worüber sich dessen Gattin so abgrämte, daß sie sich nach und nach in dünne Luft auflöste. — Aeneas setzte hier seiner Amme Cajete ein Grabmahl.

5. Aeneas lief endlich in die Tiber ein, und der König Latinus nahm ihn auf, und gab ihm seine Tochter Lavinia zur Gemahlin. Da diese schon an Turnus, den König der Rutuler, versprochen war, so überzog dieser den Latinus und Aeneas mit Krieg, und verstärkte sich hierbei durch Bundesgenossen. Sogar nach Argos schickte er einen Gesandten, um von da Succurs zu bekommen; aber der König Diomedes verweigerte ihm denselben, weil die Göttin Venus, die Mutter des Aeneas, vor kurzem erst seine Gefährten, von denen sie gelästert worden war, in Sturmvögel verwandelt hatte. — Auf seiner Rückkehr sah Venulus, der Gesandte des Turnus, in Appulien die Gegend, in welcher ein die Nymphen lästernder Hirte in einen wilden Oelbaum verwandelt worden war.

6. Turnus wollte die Schiffe des Aeneas verbrennen, und schon hatten sie ziemlich Feuer ge=

fangen, als sie von der Göttermutter Cybele insgesammt in Meernymphen verwandelt wurden.

7. Turnus wurde endlich von Aeneas geschlagen und getödtet, und seine Residenz Ardea eingeäschert. Aus der Asche dieser Stadt entstand ein Reiher.

8. Aeneas lebte hierauf in Frieden, und als er zum Himmel reif war, erbat sich seine Mutter Venus von Jupiter die Unsterblichkeit für ihn. Jupiter und alle andern Götter willigten in diesen Wunsch, und nachdem Aeneas durch den Flußgott Numicius von allem Sterblichen gereinigt worden war, wurde er zu einem Schutzgott des quirinischen Volkes erhoben.

Ich muß meinen verehrlichen Lesern hier gehorsamsten Dank sagen, daß sie mich mit meinen Abentheuern nicht haben sitzen lassen, sondern redlich bei mir geblieben sind. Der classische Boden ist freilich mitunter ein Bißchen ermüdend und einförmig; aber es ist noch nicht so weit gekommen, daß wir alle Spaziergänge auf demselben unterlassen könnten. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande: dieses Sprichwort bestätigt sich nirgends mehr als bei den Deutschen. Unsere Vorzeit hat eine Menge Abentheuerer aufzuweisen, die nicht schlechter waren, als Aeneas; aber es wird nicht zur

deutschen Bildung erfordert, mit ihnen bekannt zu seyn: wer hingegen die Abentheuer des Aeneas studirt hat, sey es nun bei Virgil oder bei Ovid, der ist ein gelehrter, gescheider und gebildeter Mann! Wenn ich meine Meinung ganz unparteiisch sagen soll, so ist Aeneas kein größerer Held als der edle Finkenritter *), der auf seiner Irrfahrt ebenfalls acht Abentheuer wo nicht bestand, doch erlebte, gerade wie Aeneas. Wenn wir die acht Abentheuer des Aeneas aufmerksam durchgehen, so finden wir mehr Wunder als ritterliche Thaten, und diese Wunder erlebt nicht einmal

*) Seine Schicksale und Abentheuer findet man in folgendem Büchlein beschrieben: „Der edle Finkenritter mit dem tapfern Cavalier, Monsieur Hans Guck in die Welt, oder Historia von dem weit erfahrnen Ritter, Herrn Polycarpen von Kirrlarissa, genannten Finkenritter, wie der dritthalbhundert Jahre, ehe er gebohren ward, viel Land durchwandert, seltsame Dinge gesehen, und zuletzt von seiner Mutter für todtliegend gefunden, aufgehoben, und erst von neuem gebohren worden. Item von seiner Hochzeit, eine satyrische, doch lehrreiche Sache, wie sich jeder in den Ehestand schicken soll. Ferner, Monsieur Gucks wohlgemeinte und fleißig gesammelte Scherzreden. Gedruckt in der jetzigen Welt."

Aeneas alle, sondern er läßt sie sich nur erzählen, denn sie betreffen meistens fremde Personen. Der edle Finkenritter thut sich ebenfalls nicht durch ritterliche Thaten hervor, sondern seine Abentheuer bestehen meist darin, daß er Wunder sieht und hört; aber er hört und sieht sie in eigener Person, und lernt sie nicht bloß durch Hörensagen kennen. Aeneas hört z. B. von Anius, daß dessen Töchter alles, was sie anrührten, in Getraide, Wein und Oel verwandeln konnten, sieht aber dieses Wunder nicht mit eigenen Augen; der edle Finkenritter kommt dagegen auf seiner sechsten Tagreise in ein Dorf, „da waren die Häuser aus Rindfleisch gemacht, die Dächer mit den Säumägen, Lungen und Lebern bedeckt, die Stuben mit den Schweinenbacken getäfelt, und mit den Füßen und Köpfen oben herum behänget, auch alle Zäune um das Dorf waren mit lauter Brat- und Leberwürsten geflochten." Liest sich dieses Abentheuer nicht auch lustiger, als jenes von den Töchtern des Anius? Wir hören ferner, wie Macareus den Genossen des Aeneas von den in einem rindsledernen Schlauche verschlossenen Winden erzählt; der edle Finkenritter erlebt es dagegen selbst, wie ein einziger Musikant des Sonntags neun Dörfern zu gleicher Zeit Musik macht: derselbe

hat nämlich eine Laute von ungeheuerer Größe, deren Töne von einem Dorf zum andern herumziehen, und zuletzt zu ihr wieder zurückkehren. — Und so erlebt der edle Finkenritter seine acht Abentheuer alle in höchsteigener Person.

Interessant ist die Reihe der Verwandlungen, welche wir in gegenwärtigem Bilde erblicken. Die wunderbarste ist wohl die, daß aus der Asche der Stadt Ardea ein Reiher entsteht. Diejenigen großen Herren, die an der Reiherbaize Vergnügen finden, mögen sich also beim Aeneas bedanken, daß er durch Einäscherung der Stadt Ardea ihnen zu dieser Jagd behülflich war, denn vorher gab es noch keine Reiher, wie Ovid ausdrücklich berichtet. Vielleicht sind einige meiner hochgeehrten Leser der Meinung, die Verwandlung der Schiffe des Aeneas in Meernymphen sey ein noch größeres Wunder: allein ich beweise aus W a g n e r s Buch v o n d e r N a t u r d e r D i n g e, daß Holz und alle Vegetabilien aus Wasserstoff entstehen, daß das Nervensystem eine Reproduction des vegetativen Organismus ist, und daß, da die Schiffe des Aeneas aus Holz bestanden, die Verwandlung derselben in weibliche Wesen, bei denen das Nervensystem bekanntlich eine so große Rolle spielt, gar nicht schwer war. Wer es mit den Naturphilosophen

hält, der kann die schwersten Dinge zu den leichtesten machen. Wir stehen wirklich auf dem Punct, daß wir durch Hülfe der Naturphilosophie alle die Verwandlungen mit uns und mit der Natur vornehmen können, die im Alterthum nur durch Götter bewirkt wurden, denn die Naturphilosophen kennen die Bestandtheile und Entstehung aller Dinge auf das genaueste. Hätten sie zu den Zeiten gelebt, die Ovid schildert, so würden sie wahrscheinlich wie die Einwohner von Pithecusä insgesammt in Affen verwandelt worden seyn, denn sie gehen mit der Gottheit nicht viel besser um, als Meineidige.

Das weibliche Geschlecht spielt in unserm Bilde merkwürdige, mitunter sehr contrastirende Rollen. Die Töchter Orions lassen sich opfern, um ihr Vaterland glücklich zu machen, aber des Anius Töchter wollen einer hungernden Armee keinen Proviant durch ein Wunder schaffen, das ihnen nichts als eine kleine Bemühung kostet; Dido ersticht sich, weil ihr Aeneas untreu wird, und Circe macht ihre treuen Liebhaber zu Wölfen, Bären und Schweinen; der Zorn der Venus verwandelt Krieger in Vögel, und der der Nymphen einen Schäfer in einen Oelbaum; die Sibylle bedauert es, daß sie sich zu ihrem tausendjährigen Leben nicht auch ewige

Jugend von Apollo erbeten hat, und die junge Gattin des Picus löst sich aus Sehnsucht nach ihrem verwandelten Gatten nach und nach in Luft auf: o, Wunder über Wunder! Von der Prinzessin Lavinia, die ihren Bräutigam verließ, und sich einem fremden Abentheurer an den Hals warf, will ich gar nichts sagen, denn ein solches Benehmen ist gar zu gewöhnlich.

Schön schließt unser Bild mit der Vergötterung des Aeneas, und es ist nur zu bedauern, daß er sich durch nichts als durch Gründung eines Reichs auszeichnete, das auf Unterjochung des ganzen menschlichen Geschlechts ausging, wie schon die cumäische Sibylle weissagte *). So giebt uns schon die älteste Geschichte einen Wink, daß Abentheurer und Stifter von Universalmonarchien leicht vergöttert werden, und man darf sich daher nicht wundern, wenn solche Erscheinungen von Zeit zu Zeit wiederkehren.

*) Tibulli carm. II, 5, 57.

Sechs und siebenzigstes Bild.

Die Geschichte der Scylla, des Glaucus, und des Acis und der Galatea; ingleichen auch von dem Cyclopen Polyphem und dem Dichter Petrarca.

Um unser Versprechen zu erfüllen, wollen wir hier die Geschichte der Scylla in einem eigenen Bilde angeben.

Scylla war eine schöne Jungfrau. Viele er warben um sie, aber alle wurden von ihr gewiesen, und so oft sie einen Korb ausgetheilt hatte, ging sie zu den Meernymphen, und machte sich über ihre verstoßenen Freier lustig. Die Nymphe Galatea erzählte ihr dagegen, wie sich einst der gräßliche Cyclope Polyphem in sie verliebt, und aus Eifersucht ihren Liebhaber Acis mit einem Felsenblock zerschmettert habe, worauf er in einen Fluß verwandelt worden sey. Endlich verliebte sich der Meergott Glaucus in Scylla. Dieser war einst ein Mensch, und wurde durch den Saft gewisser Kräuter, die er, ohne ihre Eigenschaften zu kennen, käute, an seinem Unterleibe in einen Fisch verwandelt, und hierauf von den Meergöttern in ihre Gesellschaft aufge-

nommen. Doch auch diesen Gott verschmähte Scylla. Jetzt wendete er sich an die mächtige Zauberin Circe, und bat sie, der Scylla durch ihre Kunst Gegenliebe einzuflößen. Allein Circe fühlte selbst Neigung zu Glaucus, und entdeckte ihm dieses ohne Rückhalt. Glaucus konnte ihr aber unmöglich entgegen kommen, da sein Herz noch immer in Scylla's Gewalt war, und so mußte dieses gute Mädchen dem Zorn der Circe zum Opfer werden, und sich in ein Scheusal verwandeln lassen, das zuletzt versteinert wurde.

Was zuvörderst die Liebe des grausamen Polyphems *) zur schönen Galatea betrifft, so ist diese im Alterthume eben so berühmt gewesen, als die Liebe des Dichters Petrarca zu seiner schönen Laura. Auch Polyphem wurde durch die Liebe zu einem Dichter, und Theocrit hat ihn gerade auf dieselbe Art, wie unser Ovid, seine Geliebte in sehr schönen Hexametern besingen lassen. Freilich sticht seine Poesie von der des Petrarca etwas ab, aber dafür ist er auch ein Cyclope. Petrarca sagt z. B., in Laura habe die Natur der Erde zeigen wollen, was sie im Him-

*) Die Leser kennen ihn aus seinem Abentheuer mit Ulysses, von dem er geblendet wurde. Die gegenwärtige Liebesgeschichte desselben fällt in seine Jugend.

mel vermöge; keine Nymphe, keine Dryade sey je so schön gewesen als Laura; Laura sey eine der Bewohnerinnen des Paradieses; in einer Person sey hier jede Tugend, und jede Schönheit vereinigt; die Augen der Laura hätten die Sonne tausendmal zum Neid bewegt, u. s. w. Polyphem sagt dagegen bei Theocrit von seiner Galatea, sie sey

Weißer zu schau'n als geronnene Milch und
zarter als Lämmchen,
Wähliger auch als ein Kalb, und blanker als
schwellende Trauben *).

Die Liebhaber und Verehrer der alten Literatur werden diese Vergleichungen ohnstreitig sehr schön finden. In ähnlichem Geschmacke sagt der Cyclope bei Ovid, Galatea sey

Hell vor hellem Krystall, muthwilliger hüpfend wie Böcklein;
Weicher wie Schwanenflaum, und quappelnde Milch in den Formen **).

Die Leser des Vicar of Wakefield werden sich aus dem achten Capitel dieses Romans erin-

*) Wir haben uns hier der Uebersetzung der Arethusa bedient, Berlin 1806, 1ster Theil, S. 63.

**) Nach der Uebersetzung von Voß.

nern, daß daselbst die ovidische Schilderung der Liebe des Acis und der Galatea mit einem Gedicht des Engländers Gay verglichen wird, worin zwei Liebende vorkommen, die der Blitz mitten in ihren Liebesgesprächen tödtet *). Der Sohn des Pfarrers, Moses, findet das englische Gedicht minder rührend, als das römische. Wenn wir uns aber erinnern, daß Moses ein Simpel und Gimpel ist, der einen Rock trägt, der von Donner und Blitz **) gemacht ist, und daß er sich auf dem Jahrmarkt betrügen läßt, und einen Gaul um lauter versilberte Brillen verkauft, so können wir diesem Urtheil keinen hohen Werth beilegen.

Die Verwandlung des Glaucus sowohl, als der schönen Scylla, wurde bloß durch Kräuter bewirkt, wie Ovid ausdrücklich angiebt: es ist gut, daß er die Namen derselben nach Linné nicht beigefügt hat, sonst wäre jetzt kein Mensch mehr vor ähnlicher Verwandlung sicher. Besonders würden es sich die Frauenzimmer angelegen seyn lassen, ihre Nebenbuhlerinnen in solche Un-

*) Diese beiden Liebenden hießen John Hewet und Sara Drew.

**) So hieß einst ein englischer Zeug: Thunder and lightning. Siehe Capitel 12 dieses Romans.

geheuer zu verwandeln, wie Scylla war, deren Füße und Unterleib in wüthende Hunde verwandelt wurden, während sie am Oberleib die weibliche Gestalt beibehielt.

Sieben und siebenzigstes Bild.

Von der schönen Pomona und dem Gott Vertumnus.

Unter dem König Proca, einem der Nachkommen des Aeneas, lebte die schöne Baumnymphe Pomona, die sich durch Obstcultur vorzüglich auszeichnete. Alle Feldgötter verliebten sich in sie, aber keiner fand Erhörung. Vertumnus war der verliebteste darunter, und suchte in allerlei Gestalten der schönen Nymphe sich zu nähern, aber lange konnte er nicht zu seinem Zwecke kommen. Einst verwandelte er sich in eine alte Frau, und erzählte in dieser Gestalt die Geschichte der schönen Anaxarete, die, weil sie des Iphis Liebe verschmäht hatte, in Stein verwandelt wurde. Diese Geschichte brachte Pomona zur Besinnung, denn als er ihr hierauf in seiner natürlichen Jünglingsgestalt erschien, schenkte sie

ihm, von seiner Schönheit gefesselt, ihre Gegenliebe.

Pomona hatte, wie unser Dichter erzählt, die größte Freude an der Obstcultur, und an dem Pelzen, Propfen, Oculiren und Copuliren, und wie diese Operationen alle heißen mögen: sie selbst aber wollte mit keinem Manne copulirt seyn. Wahrscheinlich hatte sie für die Empfindungen der Liebe keine Zeit übrig, denn unser Ovidius stellt sie als eine außerordentlich fleißige Obstgärtnerin dar. In dem Fegfeuer des Dante kommt ein Baum vor, der mitten im Wege steht, und äußerst wohlriechende Aepfel hat: wenn aber jemand hinzugeht, und von dem schönen Obste brechen will, so bekommt er nichts, als — — schöne moralische Lehren, denn der Baum ist ein bloßes Vexirstück, und kann sprechen, wie ein Hofprediger. Ein solcher Baum würde in den Obstgärten Pomonens an seiner rechten Stelle gewesen seyn, und dieser guten Nymphe die besten Predigten über die Nothwendigkeit des Ehestandes gehalten haben. Dann würde vielleicht ein anderer Gott als Vertumnus Gemahl der Pomona geworden seyn, denn der Baum würde ihr die gute Lehre gegeben haben, sich einem Manne nicht zu ergeben, der alle Gestalten annehmen kann und so veränderlich ist wie das

Wetter, dem er vorsteht. Vielleicht sind nicht alle meine Leser mit dem Gott Vertumnus bekannt, und so werden einige Notizen von ihm hier nicht am unrechten Orte stehen. Er war eigentlich Vorsteher der Veränderungen der Jahreszeiten und der Kaufmannschaft, und konnte seine Gestalt so oft verändern, als er wollte: hierdurch sollten die mannigfaltigen Veränderungen im Handel und Wandel angedeutet werden. Man opferte ihm die Erstlinge der Blumen und Früchte, und feierte ihm im October die Vertumnalien. Man bildete ihn als Feld- und Gartengott ab, oberwärts unbekleidet, das Haupt mit Gras oder andern Kräutern bekränzt, in der Linken eine Schale mit Gartenfrüchten, in der Rechten ein Füllhorn: bisweilen sieht man ihn unbärtig, ganz bekleidet, mit einem Thierfell über dem Rücken, mit Aehren bekränzt, und mit einem Gartenmesser in der Hand.

Die Geschichte des Iphis und der schönen Anaxarete ist sehr rührend. Nachdem der Unglückliche sich verliebt hatte, suchte er Gegenliebe, wendete sich in Briefen an seine Schöne, steckte sich hinter ihre Amme und ihre Bedienten, heftete Kränze an ihre Thürpfosten, ja, legte sich selbst ganze Nächte vor ihre Thüre

hin *); aber alles half nichts, denn Anaxarete hatte ein steinhartes Herz, und lachte nur über den armen Seladon. Der Grund ihrer Sprödigkeit war wohl der, daß sie eine Prinzessin, Iphis hingegen nur ein Mensch von gemeiner Herkunft war. Aus Verzweiflung erhängte sich Iphis endlich an ihrer Thüre. Als er hierauf abgeschnitten wurde, und den Sitten der Alten gemäß verbrannt werden sollte, wollte Anaxarete dem Leichenzug aus einem Fenster zusehen, aber dieses bekam ihr übel, denn nach und nach erstarrte sie zu Stein. An dieser Geschichte können sich nun alle grausamen Prinzessinnen ein Exempel nehmen: ich sage mit allem Bedacht Prinzessinnen, denn die spröden Frauenzimmer halten sich in der Regel für nichts Geringeres. Es liegt freilich viel Triumph für ein weibliches Herz darin, wenn es einen Mann so weit bringen kann, daß er sich alle Nächte vor die Thüre legt, und am Ende gar daran aufhängt; aber wenn er abgeschnitten, und (was die Alten nicht verstanden) wieder zum Leben gebracht wird, so kann es leicht geschehen, daß er, weil die spröden Frauenzimmer nicht mehr durch Versteinerung bestraft werden, aus lauter Despe-

*) Horaz that dasselbe, wie er in der 10ten Ode des 3ten Buchs berichtet.

ration dem Dichter Horaz die Schuhe austritt, und eine Ode auf seine spröde Geliebte dichtet, die so viel Bitterkeit enthält, als die 13te des vierten Buchs in den Werken jenes Römers.

Acht und siebenzigstes Bild.

Die Vergötterung des Königs Romulus und seiner Gemahlin.

Unter der Regierung des Romulus wurde Rom erbaut. In dem Kriege der Römer mit den Sabinern wollten letztere durch ein von der Juno heimlich geöffnetes Thor in die Burg eindringen; aber auf Verwendung der Venus ward eine daselbst fließende Quelle heiß, und da sie sich stärker als gewöhnlich ergoß, so hemmte dieser Umstand die Fortschritte der Sabiner. Romulus wurde endlich durch Vorbitten seines Vaters Mars als Gott in den Olymp versetzt und seine Gemahlin Hersilia zur Göttin Ora erhoben.

Romulus ward während eines Gewitters in den Olymp versetzt, indem sein sterblicher Körper bei der Hinauffahrt in den Himmel in dünne Luft zerfloß, und nur das Unsterbliche an ihm fortlebte; seiner Gemahlin Hersilia erging es

aber anders, denn ein von dem Aether herabsinkendes Gestirn zog sie bei den Haaren in die Lüfte empor, wobei ihr Haar durch das Sternenlicht in Flammen gerieth. Diese Himmelsfahrt mag also ein wenig schmerzlich gewesen seyn, wenn sich Hersilia nicht etwa durch eine falsche Haartour oder eine Perücke vorgesehen hatte. Indessen ist eine solche Vergötterung, wozu man durch einen Stern abgeholt wird, unstreitig majestätischer als jene, welche bei den römischen Kaisern üblich war. Wie uns Herodian in seiner Kaisergeschichte erzählt *), trug ein Adler die vergötterte Kaiserseele in den Himmel, nachdem alle jene Prozeduren beendigt waren, auf welche die Versetzung in den Olymp nothwendig erfolgen mußte. Diese bestanden in Folgendem: Eine dem verstorbenen Kaiser ähnliche Wachsfigur ward sieben Tage lang auf ein Paradebett gelegt, und von den Senatoren und den vornehmsten Damen des Reichs bewacht. Während dieser Zeit betrachtete man die Wachsfigur als eine kranke Person; täglich fanden sich die Leibärzte ein, erkundigten sich nach dem Befinden des wächsernen Patienten, sagten dann, daß es immer schlimmer mit ihm werde, und nach-

*) Im 2ten Kapitel des 4ten Buchs.

dem sie dieß Gaukelspiel sechs Tage lang getrieben hatten, erklärten sie ihn am siebenten Tage für maustodt. Unter Gesängen und Ritterspielen ward hierauf der todte Wachskaiser auf das Marsfeld in einen eigens zu dieser Ceremonie erbauten Thurm getragen. Dieser Thurm bestand aus vielen Stockwerken, die immer spitziger zuliefen, war aus Holz erbaut, und mit leicht entzündlichen Materien angefüllt. Sobald der Wachskaiser in den Thurm gebracht war, wurden ganze Berge von wohlriechenden Hölzern, Kräutern und andern Dingen dieser Art um den Thurm herum aufgehäuft. Der Nachfolger des Kaisers ergriff nun eine Fackel, und zündete den Thurm sammt dem Räucherwerk an, worauf aus dem obersten Stockwerk ein Adler losgelassen wurde, auf welchem die vergötterte Kaiserseele dem Himmel zueilen sollte. — Diese Vergötterungsmethode hat freilich manches Lächerliche; aber wer bürgt uns dafür, daß nicht einmal etwas Aehnliches wieder aufkommt? Daß der Adler gewählt wurde, um die vergötterte Seele in den Olymp zu tragen, erklärt sich wahrscheinlich daher, daß er Jupiters Leibvogel war. Um indessen die alten Römer nicht allein lächerlich darzustellen, wollen wir etwas Komisches aus einem neuern Dichter anführen. Dante

behauptet in seinem Paradies, daß die Seelen derjenigen, welche auf der Erde die Gerechtigkeit handhabten, in den Planet Jupiter versetzt werden. Hier tanzen sie ein figurirtes Ballet, welches die Buchstaben bildet: diligite justitiam, qui judicatis terram. Nachher schließen sie sich an einander, und machen eine Figur, welche des Dichters heiligen Vogel, den Adler, vorstellt. Der Augapfel des Adlers ist der König David, und die Augenbraunen bilden der Kaiser Trajan und Virgils Rhipeus *). — Vergleichungen anzustellen, nöthigen Falls auch die Moral herauszuziehen, überlassen wir dem geneigten Leser, der es übrigens sehr bedauern wird, daß in der neuern Kriegsgeschichte keine heißgewordenen Quellen mehr vorkommen, um die kriegerischen Mordscenen für die Zeitungslectüre noch pikanter zu machen.

*) Aeneis II, 426: Rhipeus justissimus et servantissimus aequi.

Neun und siebenzigstes Bild.

Von den mannigfaltigen Wundern, welche sich um die Geschichte des Königs Numa herumlagern.

Nach des Königs Romulus Vergötterung wurde Numa, ein berühmter Sabiner, zu seinem Nachfolger ernannt. Numa hatte Reisen in Italien gemacht, und sich besonders in der Stadt Croton lange aufgehalten, wo er ein Privatissimum über die Philosophie bei dem berühmten Pythagoras hörte. Gelegentlich erzählt uns hier Ovid die Geschichte von der Erbauung dieser Stadt, indem sich ein Wunder dabei ereignete, und die den Erbauer Myscelos verdammenden schwarzen Steinchen seiner Mitbürger in weiße, das Zeichen der Unschuld, verwandelt wurden. Als Numa in hohem Alter starb, grämte sich seine Gemahlin, die Nymphe Egeria, so sehr darüber, daß sie zu einer Quelle wurde, obgleich die andern Nymphen und der Gott Virbius sie trösteten, und der letztere ihr durch seine eigene Geschichte zu zeigen suchte, daß auch andere Leute Unglück treffe: er war nämlich jener Hippolytus, der von seinen eigenen Pferden zu Tode geschleift wurde, worauf ihn der Gott Aesculap

wieder erweckte, und als Gott unter dem Namen Virbius in die Gegend von Rom versetzte. Dieses war eben so wunderbar, als daß aus Erdschollen ein Mensch wurde, der sogleich anfing zu weissagen, oder daß des Romulus Lanze zum Baum wurde, oder daß der von einem Siege heimkehrende römische Prätor Cippus unvermuthet Hörner an der Stirne bekam.

Nachdem wir, hochgeehrteste Leser, den Ocean der Verwandlungen nach allen Seiten hin durchkreuzt haben, kommen wir beim Einlaufen in den Hafen fast in Gefahr, auf der Sandbank philosophischer Vorlesungen sitzen zu bleiben, indem Ovid eine ziemlich lange Darstellung der Lehrsätze des berühmten Philosophen Pythagoras mittheilt. Ohne Zweifel aber theilen meine verehrten Leser die Ueberzeugung mit mir, daß es am besten ist, wenn man von Philosophen gar nichts hört, und so wollen wir die Lehrsätze des Pythagoras ganz übergehen, und höchstens nur einige geographische Merkwürdigkeiten aus seiner Vorlesung ausheben. Die Sache der Philosophen besteht mehr im Schwatzen als im Handeln, und verlangte man von ihnen, sie sollten einen dürren Stab dahin bringen, daß er wie des Romulus Lanze wurzelt, grünt, und blüht, so würde man wohl bis auf St. Nimmers Tag

warten müssen. Mose, der von den Philosophen verachtet wird, verwandelte seinen Stab nicht nur in eine Schlange, sondern er verwandelte damit auch alles Wasser in Blut, und allen Staub in Läuse: bei unsern Philosophen bleibt aber Wasser Wasser, und der Schulstaub, der auf ihnen und um sie herum liegt, verwandelt sich in nichts Lebendiges, selbst nicht einmal in Läuse, die nach Jean Paul's Behauptung unter die größten Wunder Gottes mit gehören. Nun war freilich Pythagoras, von dem eigentlich in vorliegendem Bilde die Rede ist, ein ganz anderer Kerl als unsere jetzigen Philosophen; aber demungeachtet muß er die Sünden des ganzen Handwerks mit auf sich nehmen, weil er der Erfinder der sklavischen Nachbeterei war, und denjenigen seiner Schüler, die von der Philosophie zum bürgerlichen Leben übergingen, Grabmähler (Cenotaphia) erbauen ließ, gleichsam als ob sie nicht mehr unter die Lebenden gehörten *).

Es ist Schade, daß die geographischen Curiositäten, welche Pythagoras dem Numa erzählt, bloße Fabeln für uns sind. Er sagt z. B.: Einen Fluß haben die Ciconen, der, wenn man

*) Kirchmannus de funer. Rom. III, 27.

aus ihm trinkt, die Eingeweide versteinert, und die Dinge, die er berührt, mit Marmor überzieht. Einen solchen Fluß würden, wenn er noch vorhanden wäre, unsere Mineralienliebhaber häufig besuchen und sein Wasser kosten, um an sich selbst Operationen mit Versteinerungen vorzunehmen. Er erzählt ferner von einer Quelle, deren Wasser, wenn man es trinkt, alle Lust zum Wein vertreibt: diese Quelle wäre für solche Länder gut, in welchen starke Accise auf dem Wein liegt. Nur jene äthiopischen Seen, von welchen Pythagoras behauptet, daß sie den, der aus ihnen trinkt, entweder wüthend machen oder in einen wunderbaren, tiefen Schlaf versenken, wird kein Mensch zurück wünschen.

Die Hörner des Prätors Cippus werden ohne Zweifel die Neugierde meiner verehrten Leser aufgeregt haben, aber ich muß bemerken, daß sie ihm nicht von seiner Frau aufgesetzt wurden: mit diesem Wunder wollte eine Gottheit anzeigen, daß Cippus zum König von Rom bestimmt sey, wie die darüber befragten Zeichendeuter die Sache erklärten. Indessen war Cippus sehr bescheiden, und nahm die ihm von der Gottheit zugedachte Ehre nicht an, wofür ihm denn das römische Volk ein Landgut schenkte. Dergleichen bescheidene Heerführer möchten in

unsern Zeiten sehr selten seyn. Zu bemerken ist übrigens, daß bei den Alten Hörner keine so verrufene Sache waren, als bei uns Neuern: der Dichter Horaz rechnet es z. B. dem Gott Bacchus für eine Ehre an, daß er goldene Hörner trug *). Das Horn war den Alten das Symbol der Macht und Kraft. — O, wie haben sich die Zeiten geändert!

Jener hetrurische Bauer, welcher es mit ansah, daß sich eine Erdscholle auf dem Felde von selbst bewegte, und sich allmählig zu einem Menschen umbildete, der sogleich anfing zu weissagen, mag freilich nicht wenig erschrocken seyn. Wenn der Spanier Lopez die Helden seiner Schauspiele im ersten Act auf die Welt kommen, im zweiten, dritten und vierten zu Männern werden, und im fünften sterben läßt, so geht dieß doch nicht so schnell zu, wie jene Verwandlung, denn nach den Regeln der Dramaturgie können Augenblicke sowohl als Jahrzehende in der Zwischenzeit eines Acts zum andern verfließen. Nur ist es eine schwere Aufgabe für einen Schauspieler, im ersten Acte die Rolle eines Wickelkindes und im fünften die eines Helden zu spielen.

*) Odarum II, 19, 29.

Wer für den Kummer und das Unglück des Lebens durch Vergötterung entschädigt wird, wie Hippolytus, hat gut trösten: der guten Egeria wurde keine solche Entschädigung zu Theil, denn sie ward zu Wasser. Das Alterthum stellt keine großen Belohnungen treuer Weiber auf, denn erst vor kurzem sahen wir des Picus treue Gemahlin in Lüfte zerfließen. So arbeitet also schon die älteste Poesie der Moral entgegen, und daher kommt es wohl, daß die Weiber mehr poetisch als moralisch sind.

Achtzigstes und letztes Bild.

Von dem Gott Aesculap und der Vergötterung Cäsars.

Nachdem Ovid erzählt hat, daß der Gott Aesculap deßwegen unter die römischen Götter aufgenommen worden, weil er einst in der Gestalt einer Schlange nach Rom gekommen sey, und die Römer von einer Pest befreiet habe, bringt er die letzte Verwandlung vor, nämlich die des berühmten Cäsar in einen Kometen mit flammendem Schweif.

Vielen Lesern wird aus dem Journal des

Luxus und der Moden vom J. 1803 Böttiger's Abhandl. von den heilbringenden Göttern bekannt seyn. In diesem Aufsatz kommt der Evangelist Johannes vor, wie er einen Abendmahlskelch als Attribut bei sich hat, aus welchem sich eine Schlange in die Höhe hebt. Diese Schlange giebt dem Verfasser Veranlassung, vom Teufel, von der ehernen Schlange in der Wüste, und zuletzt auch von dem als Schlange in unserm Bilde erscheinenden Aesculap zu sprechen, und die Sache dahin zu deuten, daß die ältesten griechischen Aerzte Gaukler und Taschenspieler gewesen wären, welche abgerichtete Schlangen zur Täuschung des gemeinen Volks gehabt hätten, und als die Mutterloge dieser Aerzte zu Epidauros auf der Tiberinsel in Rom eine Tochterloge stiftete, sey statt der Constitutionsacte ein hoffnungsvoller Sprößling aus der Familie ihrer abgerichteten Backenschlangen hingeschickt worden. — Diese Darstellung sieht sehr gescheid aus, nur ist es zu bedauern, daß Ovid so wenig als ein anderer römischer Schriftsteller etwas von einer Loge von Aerzten in Rom erzählt, sondern die ganze Sache als Wunder darstellt. Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unsere neuen Mythendeuter das Alterthum höchst aufgeklärt und höchst dumm, als die fein-

sten Betrüger und die albernsten Betrogenen zu gleicher Zeit schildern. Und so etwas staunt man in Deutschland als tiefe Gelehrsamkeit an!

Es ist historisch richtig, daß nach Cäsars Tod im Sommer des Jahrs 710 (44 Jahre vor Christo) ein großer Komet erschien, den das abergläubische Volk für den vergötterten Cäsar hielt; ingleichen zeichnete sich dieses Jahr durch heftige Erdbeben und den Ausbruch des Aetna aus, wobei es natürlich Steine und Asche regnete. Tibull ist ehrlich genug, diese, so wie andere Thatsachen, als z. B. rasselnde Waffen und Trompeten- und Hörnerschall am Himmel, Meteore, das blasse Sonnenlicht u. s. w. für Prophezeiungen von Bürgerkriegen anzusehen *); allein unser Hofmann Ovidius bezieht es alles auf Cäsars Tod, um seinem Nachfolger Augustus ein Compliment zu machen. Das größte Wunder war meines Erachtens, daß damals auch Ochsen anfingen zu reden **). Auch wir haben es erlebt, daß in unserer wundervollen Zeit, gerade wenn die merkwürdigsten Ereignisse vorfielen, mancher Ochs zu sprechen anfing, der in ruhigen Zeiten das Maul gehalten haben würde.

*) Eleg. II, 5, 71.

**) Tibull. Eleg. II, 5, 78.

Uebrigens schließt Ovid sehr passend mit einem Kometen sein Werk, denn es ist besser, mit einem langen Kometenschwanz als mit einer langen Nase abziehen. Außerdem hat er noch ein Paar Verse angehängt, in denen er sein eigenes Lob ausposaunt, womit wir aber den geneigten Leser nicht behelligen wollen: wir drücken ihm bloß die Hand, und bitten ihn, mit unsern Predigten vorlieb zu nehmen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHEK D. STÄDT. MUSEUM SALZBURG

A Schedl.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wendel, Johann Andreas,

Josua Zippleins ovidianischer Bilderkasten mit einem Caricaturgemälde, den Zimmerspruch nach der Weltschöpfung vorstellend

Koburg [u.a.] 1814

P.o.germ. 2046 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129248-1